

**CIHM
Microfiche
Series
(Monographs)**

**ICMH
Collection de
microfiches
(monographies)**



Canadian Institute for Historical Microreproductions / Institut canadien de microreproductions historiques

© 1999

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming are checked below.

- Coloured covers / Couverture de couleur
- Covers damaged / Couverture endommagée
- Covers restored and/or laminated / Couverture restaurée et/ou pelliculée
- Cover title missing / Le titre de couverture manque
- Coloured maps / Cartes géographiques en couleur
- Coloured ink (i.e. other than blue or black) / Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)
- Coloured plates and/or illustrations / Planches et/ou illustrations en couleur
- Bound with other material / Relié avec d'autres documents
- Only edition available / Seule édition disponible
- Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin / La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure.
- Blank leaves added during restorations may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming / Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.
- Additional comments / Commentaires supplémentaires: Text in German.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

- Coloured pages / Pages de couleur
- Pages damaged / Pages endommagées
- Pages restored and/or laminated / Pages restaurées et/ou pelliculées
- Pages discoloured, stained or foxed / Pages décolorées, tachetées ou piquées
- Pages detached / Pages détachées
- Showthrough / Transparence
- Quality of print varies / Qualité inégale de l'impression
- Includes supplementary material / Comprend du matériel supplémentaire
- Pages wholly or partially obscured by errata slips, tissues, etc., have been refilmed to ensure the best possible image / Les pages totalement ou partiellement obscurcies par un feuillet d'errata, une pelure, etc., ont été filmées à nouveau de façon à obtenir la meilleure image possible.
- Opposing pages with varying colouration or discolourations are filmed twice to ensure the best possible image / Les pages s'opposant ayant des colorations variables ou des décolorations sont filmées deux fois afin d'obtenir la meilleure image possible.

This item is filmed at the reduction ratio checked below /
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

	10x		14x		18x		22x		26x		30x	
	12x		16x		20x		24x		28x		32x	

(Note: The 20x box in the original image contains a checkmark.)

The copy filmed here has been reproduced thanks to the generosity of:

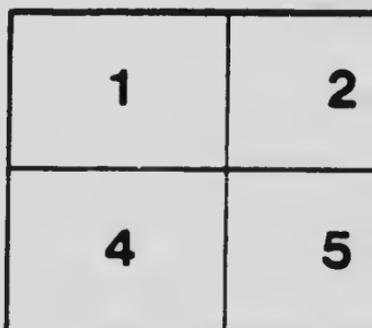
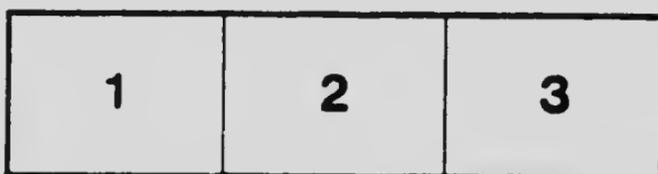
Stauffer Library
Queen's University

The images appearing here are the best quality possible considering the condition and legibility of the original copy and in keeping with the filming contract specifications.

Original copies in printed paper covers are filmed beginning with the front cover and ending on the last page with a printed or illustrated impression, or the back cover when appropriate. All other original copies are filmed beginning on the first page with a printed or illustrated impression, and ending on the last page with a printed or illustrated impression.

The last recorded frame on each microfiche shall contain the symbol \rightarrow (meaning "CONTINUED"), or the symbol ∇ (meaning "END"), whichever applies.

Maps, plates, charts, etc., may be filmed at different reduction ratios. Those too large to be entirely included in one exposure are filmed beginning in the upper left hand corner, left to right and top to bottom, as many frames as required. The following diagrams illustrate the method:



L'exemplaire filmé fut reproduit grâce à la générosité de:

Stauffer Library
Queen's University

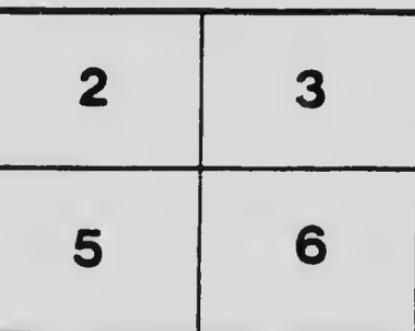
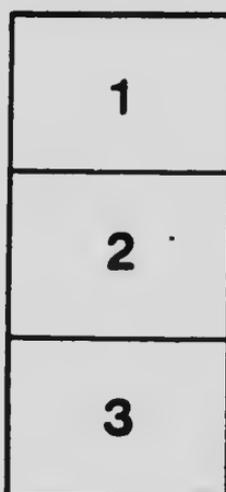
Les images suivantes ont été reproduites avec le plus grand soin, compte tenu de la condition et de la netteté de l'exemplaire filmé, et en conformité avec les conditions du contrat de filmage.

Les exemplaires originaux dont la couverture en papier est imprimée sont filmés en commençant par le premier feuillet et en terminant soit par la dernière page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration, soit par le second feuillet, selon le cas. Tous les autres exemplaires originaux sont filmés en commençant par la première page qui comporte une empreinte d'impression ou d'illustration et en terminant par la dernière page qui comporte une telle empreinte.

Un des symboles suivants apparaît sur la dernière image de chaque microfiche, selon le cas: le symbole \rightarrow signifie "A SUIVRE", le symbole ∇ signifie "FIN".

Les cartes, planches, tableaux, etc., peuvent être filmés à des taux de réduction différents.

Lorsque le document est trop grand pour être reproduit en un seul cliché, il est filmé à partir de l'angle supérieur gauche, de gauche à droite, et de haut en bas, en prenant le nombre d'images nécessaire. Les diagrammes suivants illustrent la méthode.



B

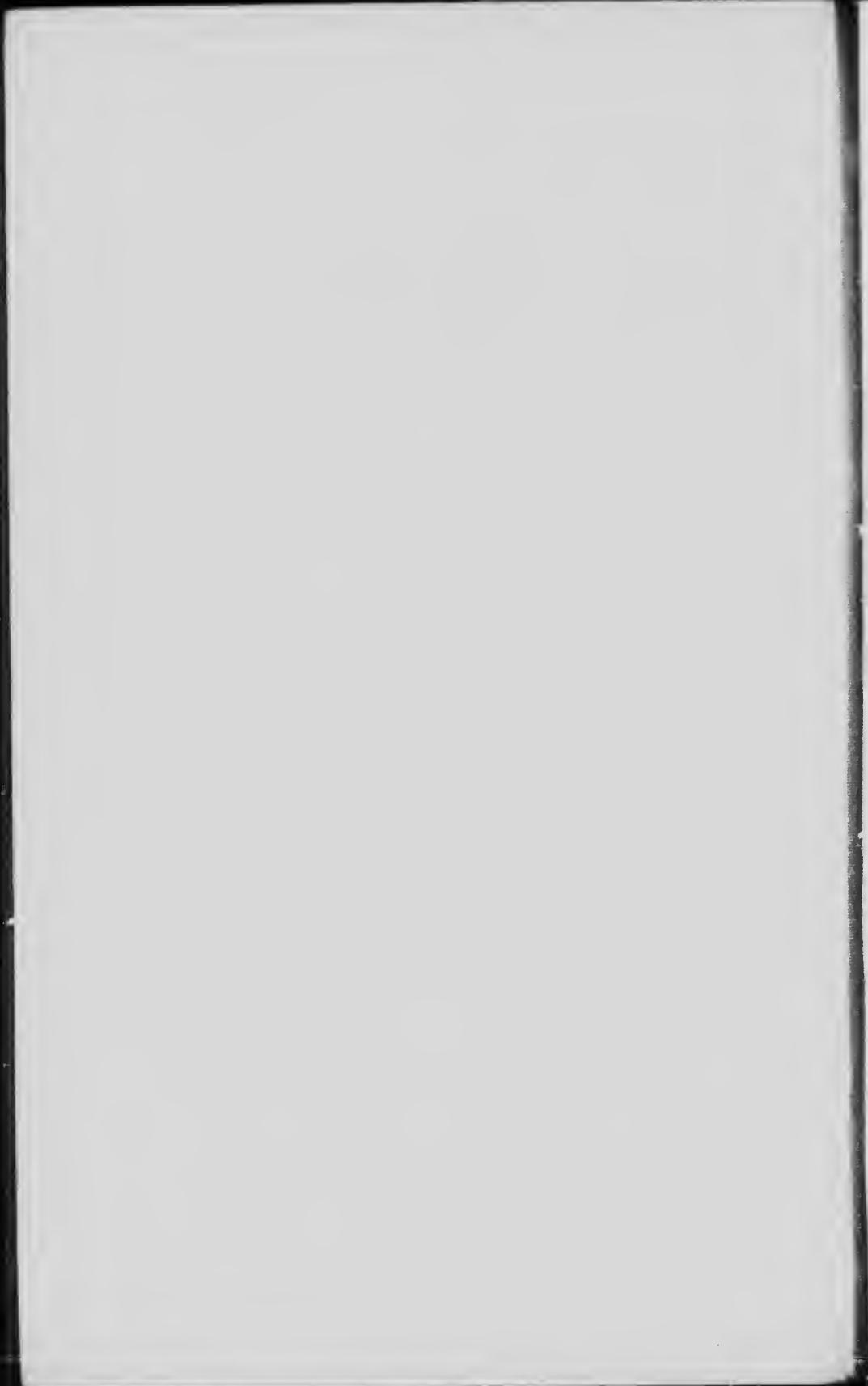
BALZAC'S

MENSCHLICHE

KOMÖDIE

XI. BAND





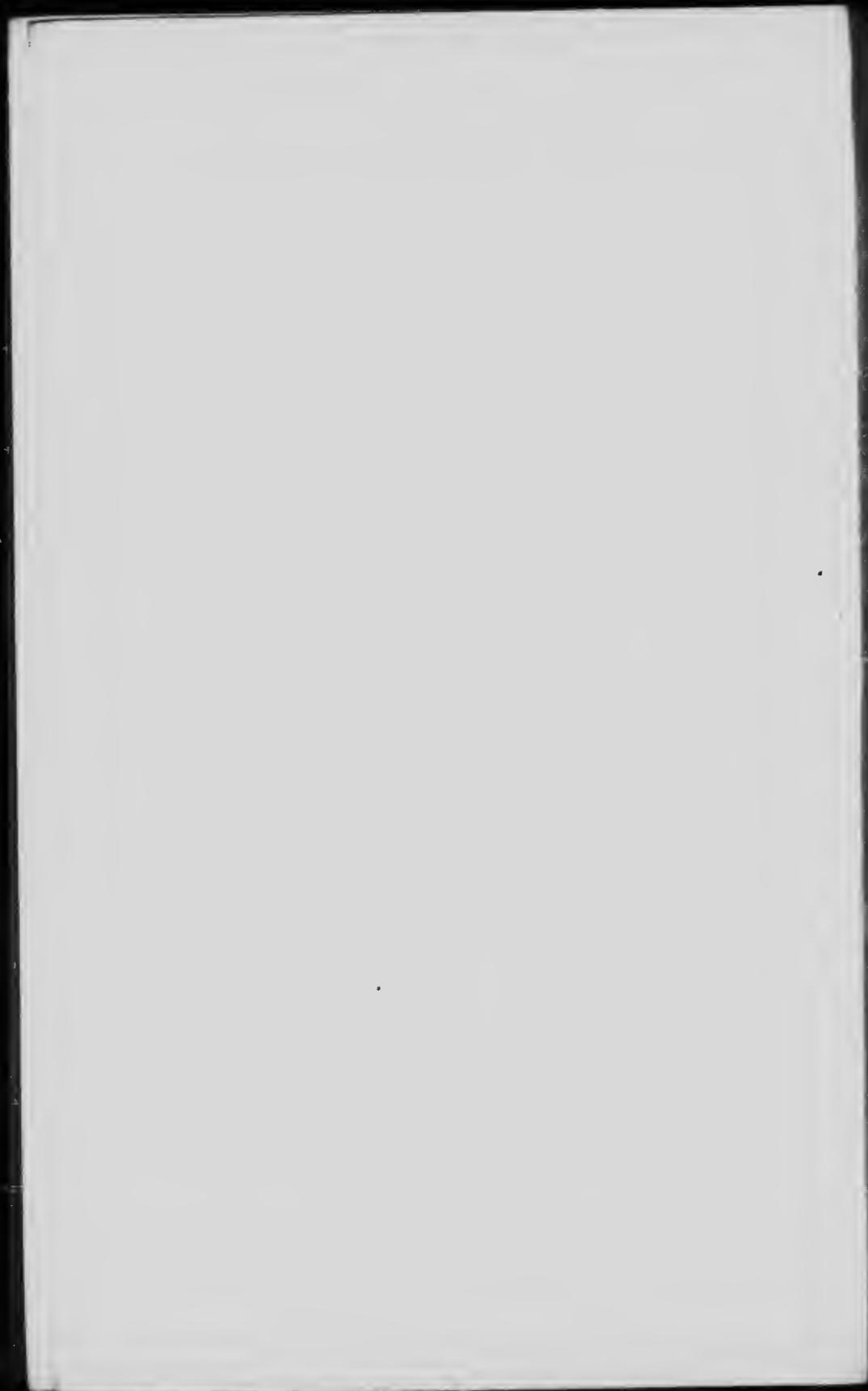
HONORE DE BALZAC
DAS CHAGRINLEDER
DAS UNBEKANNTE
MEISTERWERK
SARRASINE

LEIPZIG
IMINSELVERLAG-MCMX

47
P. 20107. P. 564 1910

DAS CHAGRINLEDER

Das Chagrinleder ist ein sehr schönes Material.



I. DER TALISMAN

GEGEN Ende Oktober des Jahres 1829 trat ein junger Mann in dem Augenblick in das Palais-Royal ein, als die Spielhäuser ihre Tore öffneten — wie wenn sich ein Naturgesetz betätigte, das einer durch ihre Kraft imponierenden Leidenschaft seinen Schutz leihen wollte. Ohne lange zu zögern, ging er die Treppe zum Spielsaal hinauf, der mit Nummer 36 bezeichnet war.

„Ihren Hut, mein Herr!“ rief ihm mit trockener, mürrischer Stimme ein kleines, altes Männchen zu, das zusammengeduckt hinter einem Gitter im Halbdunkel saß und, da es sich erhob, ein Gesicht von abstoßender Bildung zeigte.

Trittst du in ein Spielhaus ein, so beraubt dich das Gesetz zunächst deines Hutes. Ist das ein Gleichnis aus dem Evangelium, ein Akt der Vorsehung? Ist es nicht vielmehr eine Art Vertrag mit dem Teufel, der ein Pfand von dir fordert? Geschieht es vielleicht, um dir eine bescheidene Haltung vor denen aufzunötigen, die dir dein Geld abgewinnen werden? Oder hat die Polizei, die ihre Nase in jedes Töpfchen steckt, ein Interesse daran, den Namen deines Hutmakers oder deinen eigenen zu wissen, falls du ihn in dein Hutfutter geschrieben hast? Oder soll das Maß deines Schädels genommen werden zum Zwecke einer belehrenden Statistik über den Umfang der Spielerköpfe? Was diesen Punkt betrifft, bewahrt die Verwaltung vollkommenes Stillschweigen. Aber wisse: Hast du den ersten Schritt zum grünen Tisch gemacht, so gehört dir dein Hut nicht mehr, als du dir selber hörst: du bist dem Spiel verfallen, du, dein Geld, dein Hut, dein Stock und dein Mantel. Beim Verlassen des Saals wird dir das ‚Spiel‘ durch eine beißend epigrammatische Bildlichkeit beweisen, daß es dir noch etwas läßt, indem es dir deine Sachen zurückgibt. Solltest du aber einen neuen Hut besitzen, so

wirst du zu deinem Schaden erfahren, daß es ratsam wäre, sich ein Spielerkostüm anzuschaffen.

Das Erstaunen des jungen Mannes, als er zum Ersatz für seiner Hut, dessen Ränder zum Glück schon leicht abgegriffen waren, eine numerierte Marke bekam, zeugte von einer noch ziemlich unberührten Seele; der kleine Alte, der sicher seit frühester Jugend in den hitzigen Freuden des Spielerlebens abgebrüht worden war, warf ihm daher auch einen finstern und kalten Blick zu, in dem ein Philosoph das Elend der Spitäler, die Landstreichereien der Heruntergekommenen, die Protokolle einer Unzahl Selbstmorde, lebenslängliche Galeerenstrafen und Verbannungen nach Guazacoalco hätte lesen können. Dieser Mann, dessen langes weißes Gesicht nur noch von den Suppentafeln von Darcet genährt schien, verkörperte das blasse Bild der auf ihren einfachsten Ausdruck gebrachten Leidenschaft. In seinen Runzeln waren die Spuren uralter Martern; er verspielte sein kärgliches Gehalt an dem Tage, wo er es erhielt. Wie die alten Schindmähren die Peitsche nicht mehr spüren, so machte auf ihn auch nichts mehr Eindruck. Das dumpfe Stöhnen der Spieler, die alles verloren hatten, ihre stummen Flüche, ihre verblödeten Blicke fanden ihn alle gleich unempfindlich. Er war das fleischgewordene ‚Spiel‘. Hätte der junge Mann diesen traurigen Türhüter angesehen, vielleicht hätte er sich gesagt: ‚Dieses Herz ist nur noch ein Kartenspiel!‘ Der Unbekannte hörte nicht auf den lebendigen Rat, der da zweifellos von der Vorsetzung hingesezt war, so wie sie den Ekel vor die Tür der verrufenen Häuser setzt. Er trat mit entschlossener Miene in den Saal, wo der Klang des Goldes eine berückende Wirkung auf seine zu vollster Begierde entflammten Sinne ausübte. Wahrscheinlich war dieser junge Mann von dem logischsten aller bedeutsamen Sätze Jean Jacques Rousseaus da hineingestoßen worden, dessen

trauriger Gedanke folgendermaßen auszudrücken ist: Ja, ich begreife, daß ein Mann zum Spiel geht, aber nur dann, wenn er zwischen sich und dem Tode nur noch seinen letzten Taler sieht.

Die Poesie der Spielhäuser ist am Abend nur eine sehr vulgäre, aber ihre Wirkung ist unfehlbar die eines blutrünstigen Dramas. Die Säle sind mit Zuschauern und Spielern besetzt. notleidenden Greisen, die sich herschleppen, um sich zu wärmen; Aufgeregten, die ihre Orgien im Wein begonnen haben und sie womöglich in der Seine beenden werden. Wenn die Leidenschaft in Massen auftritt, kann man den Dämon des Spiels bei der zu großen Anzahl der Mitspieler nicht recht lebhaft gewahren. Man befindet sich dann in einem großen Ensemblestück, wo die ganze Truppe zusammenschreit und jedes Instrument des Orchesters seinen besondern Part spielt. Man kann da sehr ehrbare Leute antreffen, die sich hier für ihr Geld Zerstreungen holen kommen, so wie sie fürs Theater oder für Tafelfreuden teuer bezahlen, oder auch sich in einer Dachstube um einen geringen Preis für drei Monate lang zehrende Reue erkaufen. Aber begreifst du, was an wahnwitziger Leidenschaft in der Seele eines Mannes vorgeht, der mit Ungeduld das Öffnen eines Spielsaals erwartet? Der Morgenspieler ist von dem Abendspieler so verschieden wie der gleichgültige Ehemann von dem Liebhaber, der unter dem Fenster seiner Angebeteten schmachtet. Erst am Morgen begegnet man der zuckenden Leidenschaft und der Not in ihrem fürchterlichsten Freimut. Dann könntest du einen wirklichen Spieler bewundern, einen Spieler, der nicht gegessen, nicht geschlafen, nicht gelebt, nicht gedacht hat, so sehr ist er von seiner fixen Idee, immer wieder den Einsatz zu verdoppeln, gezeißelt worden, so furchtbar hat ihn der Kitzel nach einem neuen Gange gepeinigt. Zu dieser verfluchten Stunde sieht man

Augen, deren Ruhe schauern macht, Gesichter, von denen man nicht loskommt, Blicke, die die Karten aufdecken und sie verzehren. Etwas von Größe haben die Spielhäuser nur, wenn das Spiel seinen Anfang nimmt. Wenn Spanien seine Stierkämpfe hat, Rom seine Gladiatoren gehabt hat, so ist Paris auf sein Palais-Royal stolz, wo man beim Roulette-spiel das Blut in Strömen fließen sehen kann, ohne sich der Gefahr des Ausgleitens auszusetzen. Wirf mal einen flüchtigen Blick auf diese Arena, tritt ein! Welche Kahlheit! Du siehst auf diesen Wänden, die bis zu Manneshöhe von einer fettigen Tapete bedeckt sind, kein Bild, das die Seele erfreuen könnte. Nicht einmal ein Nagel ist da, der den Selbstmord erleichtern könnte. Der Fußboden ist ausgetreten, schmutzig. Ein länglicher Tisch nimmt die Mitte des Saals ein. Die gewöhnlichen Rohrstühle, die um den Tisch herumstehen, dessen Tuch vom Gold abgewetzt ist, sprechen von einer erstaunlichen Gleichgültigkeit gegen den Luxus bei Männern, die doch hierherkommen, um sich um des Geldes und des Luxus willen zugrunde zu richten. Diese menschliche Antithese zeigt sich überall, wo die Seele durch Übermaß eine starke Gegenwirkung erfährt. Der Verliebte möchte seine Geliebte auf Seide betten, sie mit den weichen Geweben des Orients bekleiden, und besitzt sie die längste Zeit auf einer Pritsche. Der Ehrgeizige träumt sich auf den Gipfel der Macht und erniedrigt sich im Schmutz knechtischer Unterwürfigkeit. Der Kaufmann vegetiert in den hinteren Räumen eines ungesunden feuchten Ladens, um endlich ein großartiges Haus bauen zu können, das er früh seinem Sohn hinterläßt, der dann durch eine Zwangsversteigerung, die er dem Bruder zu verdanken hat, hinausgejagt wird. Gibt es schließlich etwas Abscheulicheres als ein Freudenhaus? Seltsames Problem! Wie der Mensch, immer im Widerspruch mit sich selbst, sich durch gegenwärtige Leiden um seine

Hoffnungen bringt, seine Leiden mit einer Zukunft hinwegtäuschen will, die ihm nicht gehört, und allen seinen Handlungen den Charakter der Inkonsequenz und der Schwäche aufdrückt! Nichts ist auf Erden vollkommen als das Unglück.

Als der junge Mann den Saal betrat, waren schon einige Spieler versammelt. Drei alte Kahlköpfe saßen lässig am grünen Tisch; ihre gipsernen Gesichter, unbeweglich wie bei Diplomaten, offenbarten die Abgestumpftheit, die nicht mehr ins Wanken gerät, auch wenn der letzte Notpfennig der Frau aufs Spiel gesetzt wird. Ein junger schwarzhaariger Italiener mit olivenfarbenem Teint hatte die Ellbogen auf den Tisch gestützt und schien den inneren Stimmen zu lauschen, die einem Spieler zuflüstern: ‚Ja! — Nein!‘ Der südländische Kopf atmete Gold und Feuer. Sieben oder acht Zuschauer standen im Kreise herum und warteten auf das Schauspiel, das ihnen die Zufälle des Spiels, die Gesichter der Spieler, die Bewegung des Geldes und der Rechen bereiten sollten. Diese Untätigen standen schweigsam, unbeweglich, aufmerksam da, wie das Volk auf dem Richtplatz, wenn der Henker einen Kopf abschlägt. Ein großer, hagerer Mann in fadenscheinigem Rock hielt mit der einen Hand ein Register und in der andern eine Stecknadel, um je nachdem Rot oder Schwarz zu bezeichnen. Das war so ein moderner Tantalus, wie sie am Rande aller Genüsse ihres Jahrhunderts leben, einer jener Geizigen ohne Gut, die einen imaginären Einsatz spielen; eine Art vernünftiger Narr, der einer Schimäre nachgeht, um sich seines Elends zu ent schlagen, der sich zum Laster und der Gefahr verhält wie die jungen Priester zum Abendmahl, wenn sie weiße Messen lesen. Der Bank gegenüber hatten sich ein paar jener geriebenen, in den Zufälligkeiten des Spiels bewanderten Spekulanten, die alten Sträflingen gleichen, die sich nicht mehr vor der

Galeere fürchten, aufgestellt, um drei Würfe zu wagen und den wahrscheinlichen Gewinn, von dem sie lebten, sofort nach Hause zu tragen. Zwei alte Saaldiener gingen mit nachlässig gekreuzten Armen auf und ab und blickten von Zeit zu Zeit aus dem Fenster auf den Garten, um den Vorübergehenden, wie ein Aushängeschild, ihre nichtssagenden Gesichter zu zeigen. Die Bankhalter warfen den Teilnehmern jenen finsternen Blick zu, vor dem sie erbleichen, und riefen mit greller Stimme: „Spielen Sie!“ als der junge Mann die Tür öffnete. Die Stille wurde gewissermaßen noch fühlbarer und alle Köpfe wandten sich neugierig dem Neankömmling zu. Unerhört! Die stumpfen Greise, die versteinerten Angestellten, die Zuschauer, bis auf den fanatischen Italiener empfanden alle beim Anblick des Unbekannten etwas wie ein Entsetzen. Muß man nicht sehr unglücklich sein, sehr hinfällig und unheimlich aussehen, um in diesem Saale, wo der Schmerz stumm sein muß, das Elend Lustigkeit heuchelt und die Verzweiflung den Anstand wahrt, Mitgefühl zu erregen, eine Sympathie zu erwecken, einen Schauer hervorzurufen? Nun denn, von alle dem war etwas in dem Eindruck zu spüren, den das Erscheinen des jungen Mannes auf diese eisigen Herzen machte. Aber haben nicht auch die Henker manchmal über die jungen Mädchen geweint, deren blonde Köpfe auf einen Wink der Revolution zu fallen bestimmt waren?

Beim ersten Blick lasen die Spieler auf dem Gesicht des Neulings ein schreckliches Geheimnis; die Anmut seiner jugendlichen Züge war geisterhaft, sein Blick zeugte von vergeblichen Anstrengungen, von tausend gescheiterten Hoffnungen. Die düstere Kälte des zum Selbstmord Entschlossenen verlieh seiner Stirn eine krankhafte Blässe; ein bitteres Lächeln zeichnete leichte Falten in seine Mundwinkel, und die ganze Physiognomie drückte eine Resignation aus, die wehe tat. Etwas wie ein ver-

borgenes Genie flackerte in seinen Augen, die vielleicht vom Zuviel des Genusses verschleiert waren. Hatte die Ausschweifung ihren schmutzigen Stempel auf dieses edle, ehemals reine und leuchtende, jetzt entwürdigte Antlitz gedrückt? Die Ärzte hätten die gelben Ringe, die die Augen einrahmten, und die Röte auf den Backenknochen zweifellos einem Brust- oder Herzfehler zugeschrieben, während die Dichter die Spuren vieler beim Studium durchwachter Nächte, die Zeichen eines um die Wissenschaft sich Mühenden darin gesehen hätten. Aber eine Leidenschaft, tödlicher als Krankheit, eine Krankheit, erbarmungsloser als Studium und Genie, verheerte dieses junge Gesicht, verzerrte diese beweglichen Muskeln, riß an diesem Herzen, das Wollust, Studium und Krankheit nur leicht berührt hatten. Wie, wenn im Bagno ein berühmter Verbrecher eingelehert wird, die Sträflinge ihn alle respektvoll empfangen, so grüßten diese menschlichen Dämonen, die in allen Folterqualen erfahren waren, den Träger eines unerhörten Schmerzes, einer tiefen Wunde, die ihr Blick zu ergründen suchte, und erkannten in ihm an der Majestät seiner stummen Verachtung, der eleganten Kläglichkeit seiner Kleidung einen ihrer Fürsten. Der junge Mann trug wohl einen Frack von guter Façon, aber die Verbindung seiner Weste mit der Krawatte war zu künstlich hergestellt, als daß man darunter ein sauberes Hemd hätte vermuten können. Seine Hände, die so hübsch wie Frauenhände waren, waren von zweifelhafter Sauberkeit; seit zwei Tagen hatte er keine Handschuhe angehabt. Wenn selbst den Bankhalter und die Saaldiener ein Schauder überflog, so kam es daher, daß über der zarten, feinen Gestalt, ihren natürlich gewellten blonden Haaren noch ein Hauch von Unschuld lag. Dies Gesicht war nicht älter als fünfundzwanzig Jahre, und das Laster schien darauf nur etwas Zufälliges zu sein. Das unreife Leben der Jugend

kämpfte darin mit den Verheerungen einer ohnmächtigen Geilheit. Licht und Finsternis, das Nichts und die Existenz stritten gegeneinander und verbreiteten Zauber und Schrecknis zugleich. Der junge Mann erschien wie ein Engel ohne Strahlen, der auf seinem Wege verirrt war. Wie wenn ein altes zahnloses Weib von Mitleid ergriffen würde, wenn es sieht, wie sich ein schönes junges Mädchen dem Verderben preisgibt, so waren alle diese Würdenträger des Lasters und der Schande nahe daran, dem Jüngling zuzurufen: „Flieh!“ Dieser schritt geradeaus auf den Tisch zu, blieb stehen und warf auf gut Glück ein Goldstück, das er in der Hand hielt, auf das Tuch. Es fiel auf Schwarz; zugleich richtete er, um die quälende Ungewißheit los zu werden, einen ungestümen, wiewohl ruhigen Blick auf den Bankhalter. Das Interesse an dem Wurf war so groß, daß die Alten ihren Einsatz nicht machten; aber der Italiener ergriff mit dem Fanatismus der Leidenschaft einen Gedanken, der ihm kam, und setzte seinen Haufen Goldes gegen das Spiel des Unbekannten. Der Bankhalter vergaß sein stereotypes: „Spielen Sie!“ und „Es gilt!“, das sich auf die Länge der Zeit zu einem heiseren, unverständlichen Schrei umgewandelt hatte. Er breitete die Karten aus und schien dem Zuletztgekommenen Glück zu wünschen, so gleichgültig er auch gegen den Gewinn oder Verlust der Unternehmer dieses finstern Vergnügens war. Jeder der Zuschauer wollte in dem Schicksal dieses Goldstücks ein Drama und die Schlußszene eines edlen Lebens mit ansehen; ihre Augen, auf die weissagenden Karten geheftet, funkelten; aber trotz der Aufmerksamkeit, mit der sie abwechselnd den jungen Mann und die Karten betrachteten, konnten sie auf seinem kalten und entschlossenen Gesicht kein Zeichen der Erregung wahrnehmen.

„Rot gewinnt,“ sagte der Bankhalter trocken.

Eine Art dumpfen Hochelns entfuhr der Brust des Italieners, als er die gefalteten Papierscheine einen nach dem andern fallen sah, die ihm der Bankhalter zuwarf. Was den jungen Mann angeht, so begriff er seinen Ruin erst in dem Augenblick, als der Rechen seinen letzten Louisdor hinwegraffte. Das Elfenbein entlockte dem Goldstück, das rasch wie ein Pfeil auf den vor der Kasse angesammelten Goldhaufen zuflog, einen trockenen Ton. Der Unbekannte schloß die Augen leicht; seine Lippen wurden weiß; aber bald erhob er die Augenlider, sein Mund gewann wieder Farbe, er nahm die Haltung eines Engländers an, für den das Leben keine Geheimnisse hat, und ging, ohne mit einem jener herzerreißenden Blicke um Trost zu betteln, die verzweifelte Spieler häufig genug der Galerie zuwerfen. Wie viele Ereignisse drängen sich in den Zeitraum einer Sekunde und wie viele Dinge in das Fallen eines Würfels!

„Das war gewiß seine letzte Patrone,“ sagte lächelnd der Croupier nach einer Pause, während welcher er dieses Goldstück zwischen Daumen und Zeigefinger hielt, um es den Anwesenden zu zeigen. „Das ist ein überspannter Kopf, der sich ins Wasser stürzen wird,“ sagte ein Gewohnheitsspieler mit einem Blick auf die andern, die sich alle untereinander kannten. „Ach was!“ rief der Saaldiener und nahm eine Prise Tabak. „Hätten wir es nur gemacht wie der Herr!“ sagte einer von den Greisen zu seinen Kollegen und deutete auf den Italiener. Alle sahen auf den glücklichen Spieler, dessen Hände beim Zählen der Banknoten zitterten. „Ich habe eine Stimme gehört, die mir ins Ohr flüsterte, das Spiel werde gegen die Verzweiflung dieses jungen Mannes recht behalten,“ sagte er. „Es ist kein Spieler,“ sagte der Bankhalter, „sonst hätte er sein Geld in drei Teile geteilt, um bessere Aussichten zu haben.“

Der junge Mann wollte hinausgehen, ohne seinen Hut zu verlangen; aber der alte Zerberus, der sich den schlechten

Zustand dieser Kopfbedeckung gemerkt hatte, reichte ihn ihm hin, ohne ein Wort zu sagen. Der Spieler gab mit mechanischer Bewegung die Marke zurück und stieg die Treppe hinunter, indem er ‚Di tanti palpiti‘ pfiiff, aber mit so schwachem Tone, daß er die reizende Melodie selbst kaum hörte.

Er befand sich bald unter den Galerien des Palais-Royal, ging bis zur Straße Saint-Honoré, schlug dann den Weg nach den Tuilerien ein und durchkreuzte mit unsicherem Schritt den Garten. Er bewegte sich vorwärts wie in einer Wüste; Menschen stießen ihn, die er nicht sah, er hörte durch das Geschrei der Menge hindurch nur eine Stimme: die des Todes. Er war in ein lähmendes Nachdenken verloren, wie es einst jene dem Schafott Verfallenen befahl, die ein Karren vom Justizpalast zum Richtplatz führte, der seit 1793 mit so vielem Blut getränkt worden war.

Es herrscht ein großes erschreckendes Etwas im Selbstmord. Der Sturz der meisten Menschen ist ohne Gefahr, wie der von Kindern, die von zu niedrig fallen, um sich ernstlich zu verletzen; aber wenn ein großer Mann sich zerschmettert, so muß er von großer Höhe kommen, sich bis in den Himmel erhoben und ein unerreichbares Paradies erschaut haben. Unerbittlich müssen die Gewalten sein, die ihn vor die Mündung einer Pistole treiben, damit seine Seele den Frieden erlange. Wieviel junge Talente verzehren sich und gehen in einer Mansarde zugrunde, ohne einen Freund, eine Frau, die sie tröstet, inmitten Millionen von Wesen, angesichts einer am Gold übersättigten, von Langweile gepeinigten Menge! Wenn man dies bedenkt, so gewinnt der Selbstmord etwas Ungeheuerliches. Gott allein weiß, wieviel Entwürfe, unvollendete Poesien, wieviel Verzweiflung und erstickte Schmerzensschreie, wieviel unnütze Versuche und mißlungene Werke zwischen

dem freiwilligen Tode und der keimenden Hoffnung liegen, die einen jungen Mann nach Paris geführt hat. Jeder Selbstmord ist ein Gedicht von erhabener Melancholie. Wo fände man im Ozean der Literaturen ein überdauerndes Buch, das sich an Poesie mit der Stelle messen könnte: ‚Gest um vier Uhr stürzte sich eine junge Frau vom Pont-des-Arts in die Seine.‘

Vor diesem Pariser Lakonismus erblassen die Dramen, die Romane, selbst das alte Titelblatt: ‚Die Klagen des ruhmreichen Königs Kaërnavan, den seine Kinder in den Kerker warfen‘; der einzige Überrest eines verlorengegangenen Buches, der aber doch den harten Sterne, der selbst Frau und Kinder verlassen hatte, als er ihn irgendwo las, zum Weinen brachte . . .

Der Unbekannte wurde von tausend solchen Gedanken bestürmt, die fetzenartig, wie zerrissene Fahnen in einer Schlacht umherfliegen, an seiner Seele vorüberzogen. Wenn er manchmal die Last der Gedanken und Erinnerungen niederlegte, um vor einigen Blumen stillzustehen, die sich zwischen buschigem Grün träumerisch wiegten, oder wenn unter der Wucht der Selbstmordidee sich noch eine Zuckung des Lebens in ihm regen wollte, so hob er die Augen zum Himmel: dort bestärkte ihn das graue Gewölk, die drückende Luft, die Windstöße voller Schwere in seinem Willen zum Tode. Er nahm den Weg zum Pont-Royal und dachte an die letzten Phantasien seiner Vorgänger. Er mußte lächeln, als ihm einfiel, daß Lord Castlereagh erst das bescheidenste menschliche Bedürfnis befriedigt hatte, bevor er sich die Kehle durchschnitt, und daß der Akademiker Auger seine Tabaksdose geholt hatte, um auf dem Weg zum Tode schnupfen zu können. Er überlegte diese Seltsamkeiten und beobachtete sich selbst, wobei er sich dabei ertappte, wie er sorgsam den Staub von seinem Ärmel entfernte, mit dem er beim Ausweichen

auf der Brücke einen Lastträger gestreift hatte. Als er auf dem höchsten Punkt der Brücke angelangt war, starrte er trübsinnig ins Wasser.

„Schlechtes Wetter sich zu ertränken!“ rief ihm ein altes, zerlumptes Weib lachend zu. „Die Seine ist sehr kalt und schmutzig.“

Er antwortete mit einem knabenhaften Lächeln, in dem sich der ganze Wahnwitz seines Mutes zeigte; doch schauderte er plötzlich, als er in der Ferne im Hofe der Tuilerien über einer Baracke in fußhohen Lettern die Aufschrift erblickte: Rettungsstation. Herr Dacheux erschien ihm im Rüstzeug seiner Philanthropie, wie er seine mächtigen Ruderstangen in Bewegung setzte, die den Ertrunkenen die Schädeldecke einschlagen, wenn sie an die Oberfläche des Wassers kommen. Er sah ihn, wie er Neugierige herbeilockte, einen Arzt kommen ließ, Räucherungen vornahm; er las die Beileidsäußerungen der Journalisten, die sie zwischen den Genüssen eines Festmahles und den Gunstbezeugungen einer Tänzerin niederschrieben, hörte die Taler klingen, die der Polizeipräfekt den Bootführern ausbezahlte. War er erst tot, so war er fünfzig Franken wert, lebend war er nichts weiter als ein talentvoller junger Mann ohne Protektion, ohne Freunde, ohne einen Strohsack, eine wahre soziale Null, ohne Nutzen für den Staat, der sich um ihn nicht bekümmerte. Ein Tod im vollen Tageslicht erschien ihm unschön, er beschloß in der Nacht zu sterben, damit sein Leichnam für die Gesellschaft, die für die Größe seines Lebens kein Verständnis hatte, ein unentzifferbares Rätsel bliebe. Er setzte also seinen Weg fort und richtete seine Schritte nach dem Quai Voltaire in der lässigen Haltung eines Müßiggängers, der die Zeit totschiagen will. Als er die Stufen, in die die Brücke ausläuft, hinabstieg, wurde seine Aufmerksamkeit an der Ecke des Kais von alten Büchern angezogen, die

da auslagen; es hätte nicht viel gefehlt, daß er eins davon erstanden hätte. Er mußte wieder lächeln, steckte die Hände philosophisch in die Westentaschen und nahm wieder die unbekümmerte, von kalter Verachtung durchdrungene Haltung an, als er zu seinem Erstaunen in seiner Tasche einige Geldstücke auf eine wahrhaft phantastische Art klappern hörte. Ein Schein von Hoffnung überflog sein Gesicht, glitt von den Lippen über Wangen und Stirn und leuchtete in den Augen als Freudenschimmer auf. Diese Spur des Glücks glich den Funken, die an den Resten eines Stück Papiers glimmen, das die Flamme verzehrt hat. Gleich wieder aber wurden seine Züge düster wie schwarze Asche, als er die Hand mit drei dicken Sousstücken herauszog.

„Ach, lieber Herr, la carita! la carita! Catarina! Nur einen Sous zu Brot!“

Ein kleiner Savoyarde mit aufgedunsenem Gesicht, ganz schwarz und rußig und in zerlumpten Kleidern, streckte die Hand aus, um ihm die letzten Pfennige zu entreißen.

Zwei Schritte weit von dem kleinen Savoyarden hörte er die rauhe, dumpfe Stimme eines alten, kränklichen, verschämten Bettlers, der in einen zerschissenen Teppich eingehüllt war, sagen: „Herr, geben Sie mir, was Sie wollen, ich werde für Sie beten . . .“

Aber als der junge Mann den Alten angeblickt hatte, schwieg dieser und verlangte nichts mehr. Es mochte ihm aus diesem düstern Gesicht wohl noch eine härtere Not als die seine entgegenstarren.

„La carita! la carita!“

Der Unbekannte warf dem Knaben und dem armen Alten sein Geld hin und verließ den Uferweg, um zu den Häusern zu gelangen, da ihm der Anblick der Seine unerträglich geworden war.

„Wir werden Gott um die Erhaltung Ihrer Tage bitten,“ sagten die beiden Bettler.

Als er an dem Schaufenster eines Kunsthändlers vorbeikam, sah der halbtote junge Mann eine junge Frau aus einer glänzenden Equipage steigen. Er blickte hingerissen auf die reizende Erscheinung, deren zartes Gesicht sich von dem Atlas ihres eleganten Hutes harmonisch abhob. Die schlanke Gestalt, die anmutigen Bewegungen entzückten ihn. Beim Verlassen des Wagens wurde der Saum ihres Kleides vom Wagentritt zurückgeschlagen, und unter dem straffen weißen Strumpf wurden die feinen Umrisse ihres Beines sichtbar. Die junge Frau betrat den Laden und kaufte Albums und Mappen mit Lithographien. Sie bezahlte dafür mehrere Goldstücke, die auf dem Ladentisch funkelten und klangen. Der junge Mann, der an der Türschwelle anscheinend damit beschäftigt war, die Gravüren in der Auslage zu betrachten, durchdrang die schöne Unbekannte mit dem glühendsten Blick, den ein Mann versenden konnte, wogegen sie ihn nur leicht mit einem zufälligen Augenaufschlag streifte. Für ihn war es ein Abschied von der Liebe, vom Weibe! Aber diese letzte, inbrünstige Frage glitt unverstanden ab, rührte das Herz der frivolen Frau nicht, machte sie nicht erröten, nicht die Augen niederschlagen. Was war es für sie? Ein Zeichen der Bewunderung mehr, ein Verlangen, das sie eingeflüßt hatte und das ihr am Abend die Worte eingab: ‚Ich habe heute gut ausgesehen.‘ Der junge Mann schritt rasch auf ein anderes Fenster zu und drehte sich nicht mehr um, als die Unbekannte ihren Wagen bestieg. Die Pferde zogen an, und diese letzte Vision des Luxus und der Schönheit tauchte unter, wie sein Leben untertauchen sollte. Er ging melancholischen Schrittes an den Geschäften vorbei und sah sich ohne großes Interesse die ausgelegten Waren an. Als keine Läden mehr da waren, betrachtete er den Louvre,

das Institut, die Türme von Notre-Dame und vom Justizpalast und den Pont-des-Arts. Unter den grauen Reflexen des Himmels bekamen diese Bauwerke einen seltsam melancholischen Charakter. Die spärlichen Lichter am Horizont gaben Paris, das wie eine hübsche Frau unerklärlichen Wandlungen von Schönheit und Häßlichkeit unterworfen ist, ein drohendes Aussehen. So schien sich die Natur selbst verschworen zu haben, den Sterbenden in schmerzliche Ekstase zu tauchen. Jener unheilvollen Macht ausgeliefert, deren auflösende Kraft in das Fluidum unserer Nerven einströmt, war es ihm, als ob sich sein Organismus allmählich dem magnetischen Zustand näherte. Die Qual dieses Zustandes ließ ihm alles vor den Augen schwimmen, so daß er Häuser und Menschen nur wie durch einen Nebel sah, wo alles schwankte. Er wollte sich dem Druck entziehen, den diese Auflehnung seiner physischen Natur auf seine Seele ausübte, und ging auf einen Antiquitätenladen zu, da wollte er seine Sinne laben oder beim Markten über Kunstgegenstände die Nacht erwarten. Er tat dies sozusagen, um sich Mut zu machen und eine Herzstärkung zu sich zu nehmen, wie die Verbrecher, die auf ihrem Gang zum Schafott ihrer Kraft nicht trauen. Doch das Bewußtsein seines nahen Todes ließ dem jungen Mann für einen Augenblick die Sicherheit einer Herzogin, die zwei Liebhaber hat, und so trat er unbefangen, mit einem starren Lächeln auf den Lippen, wie es Trunkenbolde haben, in den Laden des Kuriositätenhändlers. War er denn nicht trunken von Leben, oder besser von Tod? Bald befiel ihn wieder der Schwindel, und die Gegenstände erschienen ihm in seltsamen Farben oder in einer leichten Bewegung, was jedenfalls der unregelmäßigen Zirkulation seines Blutes zuzuschreiben war, das bald heftig brauste, bald träg und lau dahinschlich. Er erklärte, die Verkaufsräume besichtigen zu wollen, um allenfalls besondere Dinge,

die seinem Geschmack zusagten, ausfindig zu machen. Ein frischer, pausbäckiger Bursche mit rotem Haar, auf dem eine Ottermütze saß, übertrug die Aufsicht des Ladens einer alten Bäuerin, einer Art weiblichen Kalibans, die gerade einen Ofen abrieb, dessen wundervolle Arbeit von Bernard Palissy stammte; dann sagte er leichthin zu dem Fremden:

„Sie sehen, mein Herr, hier unten sind nur ganz gewöhnliche Sachen. Wenn Sie aber mit in die erste Etage kommen wollen, kann ich Ihnen sehr schöne Mumien aus Kairo zeigen, auch mehrere inkrustierte Töpfersachen und geschnitzte Ebenholzarbeiten, echte Renaissance, die erst kürzlich eingetroffen und ganz wundervoll sind.“

In der schrecklichen Lage, in der sich der Unbekannte befand, waren dieses Ciceronegeschwätz, diese dummen kaufmännischen Phrasen ein alberner Hohn, mit dem beschränkte Köpfe einen geistigen Menschen peinigen. Aber entschlossen, sein Kreuz bis zu Ende zu tragen, hörte er dem Führer mit halbem Ohre zu und antwortete mit Handbewegungen und vereinzelt Worten. Doch nach und nach nahm er sich das Recht, ganz zu verstummen, und gab sich rückhaltlos schrecklichen letzten Betrachtungen hin. Er war Dichter, und unvermutet wurde ihm eine ungeheure Augenweide zuteil, er sollte die Reliquien aus zwanzig Welten zu sehen bekommen.

Auf den ersten Blick boten die Verkaufsräume ein verworrenes Bild, in dem weltliche und heilige Dinge durcheinanderlagen. Krokodile, Affen, ausgestopfte Riesenschlangen grinnten an Kirchenfenstern empor, schienen Büsten beißen zu wollen, japanischen Lacken nachzulaufen oder an Kronleuchtern hinaufzuklettern. Eine Sèvresvase, auf die Madame Jacotot Napoleon gemalt hatte, stand neben einer dem Sesostris geweihten Sphinx. Die Anfänge der Welt und die Begebenheiten von gestern gingen mit-

einander eine groteske Verbindung ein. Ein Bratenwender lag auf einer Monstranz, ein republikanischer Säbel auf einer mittelalterlichen Hakenbüchse. Frau du Barry, von Latour in Pastell gemalt, nackt, in Wolken schwebend, mit einem Stern auf dem Kopf, blickte mit Begehrlichkeit auf einen indianischen Tschibuk, als wollte sie die Nützlichkeit der Spiralen ergründen, die sich ihr entgegenschlängelten. Werkzeuge des Todes, Dolche, seltsame Schießwaffen, Rüstungen, lagen in buntem Durcheinander neben Geräten, die dem Leben dienten: Porzellanschüsseln, Tellern, durchsichtigen chinesischen Tassen, antiken Salzfüßern, Konfektschalen aus adligem Familienbesitz. Ein Schiff aus Elfenbein entfaltete seine Segel auf dem Rücken einer unbeweglichen Schildkröte. Eine Luftpumpe stieß dem Kaiser Augustus, der dafür unempfindlich schien, ein Auge aus. Die Porträts mehrerer französischer Schöffen und holländischer Bürgermeister hingen über diesem Chaos von Antiquitäten und ließen ihre Blicke darübergleiten, die wie bei Lebzeiten ungerührt blieben. Alle Länder der Welt schienen Überreste ihrer Wissenschaften, eine Probe ihrer Kunst hierhergesandt zu haben. Es war eine Art philosophischer Misthaufen, auf dem nichts fehlte, weder die Tabakspfeife des Wilden, noch der grüne, goldgestickte Pantoffel des Serails, noch der krumme Säbel des Mauren, noch die Götzenbilder der Tataren. Ja sogar der Tabaksbeutel des Soldaten, der Kelch des Priesters, Federn von einem Thron waren da zu finden. Durch die tausend Zufälligkeiten des Lichts, die von dem Wirrwarr der Farbentöne herrührenden Reflexe, den großen Kontrast der Schatten gewann die Szenerie noch an Seltsamkeit. Das Ohr glaubte Schreie zu vernehmen, die im Halse steckengeblieben waren; der innere Sinn vermeinte abgebrochene Dramen sich vollziehen, das Auge längst erloschene Farben hervorleuchten zu sehen.

Ein hartnäckiger Staub hatte eine leichte Decke über alle Gegenstände gebreitet, deren Kanten und Ecken wunderbar hervorstachen und sich zu den malerischsten Wirkungen vereinigten.

Der Fremde verglich diese mit Zivilisation, mit den verschiedensten Kulturen, Gottheiten, Kunstwerken, Herrscherinsignien, mit Ausschweifung, Vernunft und Tollheit bis an den Rand gefüllten Säle einem künstlich geschliffenen Spiegel, von dessen zahlreichen Facetten jede eine Welt zeigt. Nach dem verworrenen Eindruck wollte er sich seine Genüsse einzeln aussuchen; doch nach dem vielen Sehen, Denken und Träumen benahm ihm ein Fieber, das wohl von dem in seinen Eingeweiden nagenden Hunger herühren mochte, vollends die Sinne. Der Anblick so vieler nationaler und persönlicher Existenzen, die hier ein Unterpfand hinterlassen hatten, betäubte ihn; der Wunsch, der ihn hineingetrieben hatte, war erhört worden: er verließ die Wirklichkeit, stieg zu einer eingebildeten Welt empor, gelangte in den verzauberten Palast der Ekstase, wo das Weltall nur noch in Bruchstücken und Feuerstreifen vor ihm auftauchte, so wie vor dem Evangelisten Johannes auf Patmos die Zukunft, von Blitzen erhellt, vorübergezogen war.

Eine Schar schmerzbewegter, lieblicher und schrecklicher, finsterner und leuchtender, entfernter und naher Gestalten wogte vor seinen Augen, in Scharen, in Myriaden, ganze Geschlechter. Ägypten erhob sich, starr, geheimnisreich, in Gestalt einer Mumie, von schwarzen Binden umwickelt. Dann kamen die Pharaonen, die ganze Völker verschlungen hatten, um sich eine Grabstätte zu bauen; Moses, die Hebräer und die Wüste, eine feierliche, alte Welt. Eine Marmorstatue auf einer gewundenen Säule, von köstlicher Weiße, ließ die brünstigen Mythen Griechenlands und Ioniens vor ihm erstehen.

Und, wen hätte es nicht gleich ihm entzückt, in dem feinen Ton einer etruskischen Vase, auf rotem Grund, ein junges braunes Mädchen vor dem Gotte Priapus tanzen zu sehen, den sie mit heiterer Miene grüßte? Eine lateinische Königin liebte ihre Chimära mit den Blicken. Die Seltsamkeiten des kaiserlichen Roms lebten wieder auf im Bad, in der Lagerstätte, dem Putztisch einer träumerischen lässigen Julia, die ihren Tibull erwartete. Von arabischen Talismanen umgeben, rief der Kopf Ciceros die Erinnerung an das freie Rom in ihm wach und ließ die Seiten des Livius sich vor ihm auftun. Der junge Mann sah den Senatus populusque romanus: wie die nebelhaften Figuren eines Traumes zogen der Konsul, die Likatoren in purpurumsäumten Togen, die Kämpfe des Forums, das erzürnte Volk langsam an ihm vorbei. Dann beherrschte das christliche Rom seine Phantasie. Auf einem Bild sah er den Himmel geöffnet, die Jungfrau Maria inmitten von Engeln in einer goldenen Wolke schwebend, den Glanz der Sonne überstrahlend, die Klagen der Unglücklichen entgegennehmend, denen diese Eva in neuer Gestalt sanft zulächelt. Indem er ein Mosaikbild berührte, das aus der verschiedenfarbigen Lava des Vesuv und des Ätna zusammengesetzt war, versenkte er sich in das glühende, heißblütige Italien. Er wohnte den Orgien der Borgia bei, irrte in den Abruzzen umher, warb um die Liebe italienischer Frauen, entbrannte in Leidenschaft für ihre hellen Gesichter mit den schwarzen Augen. Er schauderte vor der kalten Klinge des Ehemanns bei einem nächtlichen Drama, als er einen mittelalterlichen Degen bemerkte, dessen Griff von spitzenähnlich durchbrochener Arbeit war und auf dem der Rost wie Blutflecken aussah. Indien und seine Religionen lebten in einem mit Gold und Seide bekleideten Idol mit spitzem glockenbehangenen Hut wieder auf. Die hübsche Matte

neben dem Affen roch noch nach Sandelholz; sie mochte einer Bajadere als Lagerstätte gedient haben. Ein chinesisches Ungeheuer mit verdrehten Augen, verzerrtem Mund, verrenkten Gliedern erweckte Vorstellungen von einem Volke, das, des einförmig Schönen überdrüssig, dem Häßlichen unerhörte Eindrücke entlockte. Ein Salzfaß aus der Werkstatt des Benvenuto Cellini versetzte ihn mitten in die Renaissance, in die Zeit der Künste und der Zügellosigkeit, wo die Fürsten sich an Foltern ergötzen und Kirchenfürsten in den Armen von Kurtisanen die Keuschheit der einfachen Priester dekretierten. Auf einer Kamee sah er die Siege Alexanders; die Metzereien Pizarros auf einer Luntenschloßmuskete; auf einem Helm die wilden, hitzigen, grausamen Religionskriege. Dann tauchten aus einer prächtig damaszierten, blankgeputzten mailändischen Rüstung, unter deren Visier noch die Augen eines Paladins zu funkeln schienen, die heitern Bilder des Rittertums empor.

Dieses Gewoge von Möbeln, Erfindungen, Moden, Werken, Trümmern bildete für ihn ein endloses Gedicht. Formen, Farben, Gedanken, alles lebte wieder auf, doch kein Ganzes bot sich der Seele dar. Der Dichter mußte die Entwürfe des großen Malers ergänzen, auf dessen ungeheurer Palette die zahllosen Zufälligkeiten des Lebens verschwenderisch, aber wie verächtlich hingeworfen waren. Nachdem der junge Mann sich der Welt bemächtigt hatte, Länder, Zeitalter, Herrscherepochen an sich hatte vorüberziehen lassen, gelangte er wieder zu Einzelexistenzen. Er wandelte sich in neue Gestalten, aber er nahm von den Einzelheiten Besitz und ließ das Leben der Nationen, als wäre das zu niederdrückend für einen einzigen Menschen, beiseite.

Ein schlafendes Kind aus Wachs, der Werkstatt von Ruysch entstammend, mahnte ihn an seine eigene Kindheit.

Beim Anblick des jungfräulichen Bastschurzes eines jungen Mädchens aus Tahiti malte seine glühende Phantasie ihm das einfache Leben der Natur aus, die keusche Nacktheit echter Schamhaftigkeit, die Wonne des dem Menschen so natürlichen Müßigganges, ein ganzes sanftes Geschick am Rande eines muntern Baches, unter einem Bananenbaum, der, ohne Pflege, ein wohlschmeckendes Manna hergab. Doch plötzlich wurde er Korsar und bemächtigte sich der schrecklichen Poesie des Lara, die ihm aus dem perlmutterfarbenen Glanz einer Unmenge Muscheln und Sternkorallen entgegenströmte, die nach Tang, Algen und atlantischen Stürmen rochen. Als er dann wieder die zarten Miniaturen, die Arabesken in Azurblau und Gold auf einem kostbaren handschriftlichen Meßbuch bewunderte, vergaß er die Unruhen des Meeres. Saugewiegt von friedlichen Gedanken, gab er sich aufs neue dem Studium und den Wissenschaften hin, wünschte sich das wohlgenährte Leben der Mönche, frei von Kummer, frei von Freuden, und blickte durch das bogenförmige Fenster seiner Zelle auf die Wiesen, Wälder und Weinberge seines Klosters hin. Vor einem Teniers zog er die Kasacke des Soldaten an und teilte das harte Leben des Handwerksmanne; er wollte die schmutzige, rauchgeschwärzte Mütze der Flamänder tragen, berauschte sich an Bier, spielte Karten mit ihnen und liebäugelte mit einer Bäuerin von anziehender Fülle. Er zitterte vor Kälte beim Anblick eines Schneefalls von Mieris und kämpfte in einer Schlacht von Salvator Rosa. Er streichelte einen Tomahawk aus Illinois und fühlte das Skalpiermesser eines Tscherokesen die Haut seines Schädels abziehen. Eine dreisaitige Geige, die ihn entzückte, vertraute er der Hand einer Schloßfrau und erklärte ihr seine Liebe, während sie des Abends am gotischen Kamin, im Halbdunkel, das ihm ihre gewährenden Blicke entzog, wohllautende Romanzen sang. Er

hing sich an alle Freuden, ergriff alle Schmerzen, eignete sich alle Formen der Existenz an und verschleuderte sein Leben und seine Gefühle so verschwenderisch über den Trugbildern dieser plastischen und doch öden Welt, daß das Geräusch seiner Tritte so fern in ihm erklang, wie das Brausen von Paris auf den Türmen von Notre-Dame verhallt.

Als er die innere Treppe hinaufstieg, die zu den im ersten Stockwerk gelegenen Räumen führte, sah er über jeder Stufe Votivschilde, Rüstungen, geschnitzte Tabernakel, Holzfiguren angebracht. Er schritt wie im Traum, von den seltsamsten Formen verfolgt, von wunderbaren Schöpfungen umgaukelt, die sich an den Grenzen von Tod und Leben niedergelassen hatten. Ja seine eigene Existenz war ihm fraglich geworden; er war wie diese Raritäten, weder ganz tot, noch ganz lebend. Als er in die neuen Verkaufsräume eintrat, fing es an zu dunkeln; doch das Licht schien für die dort angehäuften gold- und silberfunkelnden Schätze überflüssig. Die kostspieligsten Liebhabereien von Verschwendern, die in Dachstuben geendet hatten, nachdem Millionen durch ihre Finger geglitten waren, befanden sich in diesem ungeheuren Lager menschlicher Torheiten. Ein Schreibzeug, das einst hunderttausend Franken gekostet hatte und für hundert Sous erstanden worden war, lag neben einem Geheimschloß, dessen ehemaliger Preis genügt hätte, einen König loszukaufen. Das menschliche Geschlecht erschien ihm in dem ganzen Gepränge seines Elends, den ganzen Aufwand seiner riesenhaften Nichtigkeiten. Ein Tisch aus Ebenholz, ein kleines Meisterwerk nach Zeichnungen von Jean Goujon, an das mehrere Jahre Arbeit gewendet worden waren, war vielleicht zum Preise von Brennholz gekauft worden. Kostbare Kästchen, die aus Feenhänden hervorgegangen zu sein schienen, waren verächtlich übereinandergestellt.

„Sie haben hier Millionen!“ rief der junge Mann, als er bei dem Zimmer angekommen war, das eine ungeheure Flucht vergoldeter Gemächer abschloß, die mit reicher Schnitzarbeit von Künstlern des vorigen Jahrhunderts versehen waren. „Sagen Sie lieber Milliarden,“ erwiderte der pausbäckige junge Mann. „Aber dies hier ist noch nichts; kommen Sie erst in das dritte Stockwerk, dann werden Sie sehen.“

Der Unbekannte folgte seinem Führer und gelangte zu einer vierten Galerie, wo an seinen ermüdeten Augen nacheinander mehrere Gemälde von Poussin, eine herrliche Statue von Michelangelo, ein paar entzückende Landschaften von Claude Lorraine, ein Gerard Dow, der wie eine Szene aus Laurence Sterne aussah, Rembrandts, Murillos, düstere Velasquez, von der Farbe eines Gedichts von Lord Byron, vorüberzogen, überdies antike Basreliefs, Achatkelche, seltene Onyxen! . . . Kurzum es waren Arbeiten, die einem die Arbeit verleiden konnten, Kunstwerke in solcher Unzahl, daß sie einen Widerwillen gegen die Kunst einflößen und den Enthusiasmus töten mußten. Er stand vor einer Madonna von Raffael, aber er war Raffaels überdrüssig. Er hatte nicht einmal mehr einen Blick für einen Correggio. Für eine antike Porphyrvase von unschätzbarem Wert, auf der Skulpturen mit so ausschweifend unzüchtigen Darstellungen ringsherumliefen, wie sie selbst bei römischen Werken der priapischen Gattung selten sind — eine Corinna hätte sich höchlichst an ihnen ergötzt — hatte er kaum ein Lächeln. Er erstickte unter den Trümmern fünfzig verschwundener Jahrhunderte, er war krank von all diesen menschlichen Ideen, erschlagen vom Luxus und von den Künsten, erdrückt von diesen neu erwachsenden Formen, die, wie Ungeheuer unter den Füßen eines bösen Geistes emporschießend, ihn einem endlosen Kampfe preisgaben. — Braut die Seele mit der

raschen Zusammenpressung ihrer Genüsse, ihrer Kräfte oder ihrer Ideen nicht, gleich der modernen Chemie, die die Schöpfung in einem Gase zusammendrängt, schreckliche Gifte? Sterben viele Menschen nicht plötzlich an einer moralischen Säure, die sich über ihr ganzes Innere ausbreitet?

„Was enthält diese Kiste?“ fragte er, als er in einem großen Kabinett angekommen war, das die höchste Fülle an Seltsamkeiten, menschlichen Kraftäußerungen und an Reichtümern aller Art enthielt, und deutete auf einen großen viereckigen Mahagonikasten, der mit einer silbernen Kette an einem Nagel hing. „Der Herr hat den Schlüssel dazu,“ sagte der Bursche geheimnisvoll. „Wenn Sie das Porträt zu sehen wünschen, werde ich es wagen, ihm dies mitzuteilen.“ „Es wagen!“ sagte der junge Mann. „Ist Ihr Herr denn ein Fürst?“ „Schon möglich,“ antwortete der Bursche.

Sie betrachteten sich einen Augenblick gegenseitig mit Erstaunen. Der Lehrling deutete das Schweigen des Unbekannten als Einverständnis und ließ ihn allein in dem Kabinett.

Hast du dich jemals bei der Lektüre der geologischen Werke von Cuvier in die Unendlichkeit von Raum und Zeit gestürzt? Hast du, von seinem Genie getragen, wie an der Hand eines Zauberers, über dem grenzenlosen Abgrund der Vergangenheit geschwebt? Wenn wir unter den Steinbrüchen von Montmartre oder in den Schiefergebirgen des Ural die fossilen Reste von Tieren entdecken, die vorsintflutlichen Zivilisationen angehören, muß die Seele da nicht erschrecken bei der Vorstellung, daß Milliarden Jahre vergangen sind, Millionen Völker gelebt haben, die von dem schwachen menschlichen Gedächtnis und der starren religiösen Überlieferung vergessen worden sind und deren Asche, an der Oberfläche unseres Erdballs angesammelt,

die paar Fuß tiefe Erdschicht bildet, woraus uns Brot und Blumen wachsen? Ist nicht Cuvier der größte Dichter unseres Jahrhunderts? Lord Byron hat wohl ein paar seelische Erschütterungen in Worte gebannt; aber unser unsterblicher Forscher hat mit gebleichten Knochen Welten wiedererstehen lassen, hat, wie Kadmos, mit Zähnen Städte neu erbaut, hat mit Hilfe einiger Stäubchen Kohle tausend Wälder mit allen Geheimnissen der Tierwelt wiederbelebt, hat an dem Fuß eines Mammuts erkannt, daß Völker von Riesen gelebt haben. Diese Gestalten ragen auf, wachsen und füllen Regionen, die zu ihrer kolossalen Größe im richtigen Verhältnis stehen. Er ist Dichter mit Zahlen, er ist herrlich, wenn er eine Null neben eine Sieben setzt. Er erweckt das Nichts, ohne kunstgerechte Zauberworte auszusprechen. Er untersucht ein Stück Kalk, bemerkt einen Abdruck und ruft: ‚Seht her!‘ Als bald verwandelt sich der Stein in tierischen Stoff, der Tod belebt sich die Welt entrollt sich. Nach zahllosen Reihen riesenhafter Kreaturen, nach Fischrassen und Molluskengeschlechtern kommt endlich das menschliche Geschlecht, die entarteten Nachfolger eines grandiosen Typus, der vielleicht vom Schöpfer zerschlagen worden ist. Von seinem rückwärtsschauenden Blick erwärmt, können die kümmerlichen Menschen, diese Wesen von gestern, das Chaos überschreiten, einen endlosen Hymnus anstimmen und sich von der Vergangenheit des Weltalls in einer Art rückläufiger Apokalypse eine Vorstellung bilden. Angesichts dieser ungeheuren Auferstehung auf das Wort eines einzelnen Menschen hin muß uns das Krümchen, dessen Nutznießung uns in der Unendlichkeit ohne Namen, die allen Sphären gemeinsam ist, und die wir ‚die Zeit‘ benannt haben, gewährt ist, — muß die Minute Leben uns zum Erbarmen gering erscheinen. Vernichtet vor so vielen zerstörten Welten,

fragen wir uns, wozu unser Ruhm, unser Haß, unsere Liebe? Lohnt es sich der Mühe, zu leben, um nachher ganz aus der Welt verloren zu gehen? Wir sind wie aus der Gegenwart ausgerissen, sind wie tot bis zu dem Augenblick, da unser Diener eintritt und meldet: ‚Die Frau Gräfin hat gesagt, daß sie den Herrn erwartet.‘

Die Wunder, die dem jungen Mann die ganze bekannte Schöpfung vor Augen führten, versetzten ihn in die tiefe Niedergeschlagenheit, die den Philosophen bei der wissenschaftlichen Erforschung unbekannter Phänomene befällt. Lebhafter als je wünschte er zu sterben. Er sank auf einen kurulischen Stuhl nieder und ließ seine Blicke über das Blendwerk dieses Panoramas der Vergangenheit schweifen. Die Gemälde leuchteten auf, die Köpfe der Madonnen lächelten ihn an und die Statuen färbten sich mit einem trügerischen Schein des Lebens. Im Schatten, von der fieberhaften Qual, die in seinem Kopfe kreiste, in Bewegung gesetzt, umwirbelten ihn diese Werke; jeder Affe warf ihm eine Grimasse zu, die Augenlider der Personen auf den Bildern hoben und senkten sich. Jede dieser Gestalten bewegte sich, hüpfte, löste sich von ihrem Platze, bald feierlich, bald leichtfüßig, mit Grazie oder Ungestüm, je nach der Lebensart, dem Charakter oder der Beschaffenheit. Es war ein Hexensabbat, der sich den Phantasien des Doktor Faust auf dem Brocken an die Seite stellen durfte. Aber diese optischen Täuschungen, die von der Erschöpftheit, der Überanstrengung der Sehnerven und der Einwirkung der Dämmerung herrührten, erschreckten den Unbekannten nicht. Die Schrecken des Lebens waren ohne Macht über seine Seele, die mit den Schrecken des Todes vertraut war. Er unterstützte sogar mit einem gewissen spöttischen Entgegenkommen die Seltsamkeiten dieses Galvanismus seines Geistes, dessen Wunder sich zu den letzten Gedanken gesellten, die ihm

noch das Gefühl seiner Existenz gaben. Es war eine so vollkommene Stille um ihn, daß er sich einer sanften Träumerei überließ, deren Stimmungen sich Ton für Ton, wie durch Zauber, in dem Grade verfinsterten, als das Licht abnahm. Das Tageslicht verbreitete einen letzten roten Schein, bevor es den Himmel verließ. Er blickte auf und sah ein schlecht beleuchtetes Skelett, das, wie im Zweifel, mit dem Kopf wackelte, als wollte es sagen: „Die Toten wollen noch nichts von dir wissen!“ Als er mit der Hand über die Stirn fuhr, um den Schlaf zu vertreiben, fühlte er deutlich einen frischen Windzug, der von irgend etwas Haarigem herrührte, das seine Wangen gestreift hatte, und er schauderte. Da die Scheiben einen dumpfen Ton gaben, dachte er, daß diese kalte Liebkosung, die ihn wie aus dem Grabe angeweht hatte, von einer Fledermaus käme. Noch einmal konnte er im ungewissen Licht der untergehenden Sonne die Plantome, von denen er umgeben war, undeutlich erkennen; dann versank alles in einförmiges Dunkel. Die Nacht, die Zeit zum Sterben war plötzlich gekommen. Es verging von da an noch ein gewisser Zeitraum, währenddessen er keine bestimmte Vorstellung mehr von den irdischen Dingen hatte, sei es, daß er in zu tiefe Träumerei versunken war, oder dem Schlafbedürfnis nachgegeben hatte, das die Ermüdung und die Fülle der ihn zerreißenden Gedanken gesteigert hatte. Plötzlich glaubte er eine schreckliche Stimme zu hören, die ihm zurief. Er fuhr zusammen, wie wenn wir in einem quälenden Traume mit einem Male in die Tiefe eines Abgrunds stürzen. Er schloß die Augen, ein grelles Licht blendete ihn. Er sah in der Finsternis einen rötlichen Kreis, dessen Mitte ein kleiner alter Mann einnahm, der aufrechtstand und das Licht einer Lampe auf ihn fallen ließ. Er hatte ihn weder kommen, noch sprechen, noch sich bewegen

hören. Die Erscheinung hatte etwas von Zauberei. Der unerschrockenste Mensch, der so in seinem Schlaf überrascht worden wäre, hätte vor diesem Menschen gezittert, der aus einem der nebenanstehenden Sarkophage herausgekommen zu sein schien. Eine eigentümliche Jugend belebte die unbeweglichen Augen der gespensterhaften Erscheinung, so daß der Unbekannte doch an nichts Überirdisches glauben konnte; doch verharrte er während der flüchtigen Spanne, die seinen somnambulen Zustand von seiner wachen Existenz trennte, in dem philosophischen Zweifel, den Descartes empfiehlt, und blieb gegen seinen Willen unter dem Banne der unerklärlichen Halluzinationen, deren geheimnisvolles Dasein unser Stolz nicht zugeben will oder die unsere ohnmächtige Wissenschaft vergeblich zu erklären sucht.

Man stelle sich einen kleinen, hageren, trockenen Alten vor, der mit einem Gewand aus schwarzem Samt bekleidet war, das um seine Hüften mit einer dicken Seidenschnur zusammengehalten wurde. Ein schwarzes Samtkäppchen saß fest auf seiner Stirn und ließ zu beiden Seiten des Gesichts lange weiße Haarsträhnen herunterfließen. Das Gewand hüllte den Körper wie ein großes Leichentuch ein und ließ von der menschlichen Gestalt nichts sehen als das schmale blasse Gesicht. Ohne den dünnen Arm, der einem mit Stoff bewickelten Stock ähnlich war und den er ausgestreckt hielt, um den Fremdling mit der Lampe zu beleuchten, hätte man meinen können, das Gesicht hänge in der Luft. Ein grauer Spitzbart verbarg das Kinn und gab der grotesken Erscheinung einen jüdischen Typus, wie ihn die Künstler gern wählen, um Moses darzustellen. Die Lippen waren so farblos, so schmal, daß man genau hinsehen mußte, um in dem weißen Gesicht die Linie des Mundes zu entdecken. Die hohe, gefurchte Stirn, die hohlen, fahlen Backen, der

Der harte Ausdruck seiner kleinen grünen Augen, die ohne Wimpern und Augenbrauen waren, konnten den Unbekannten glauben machen, daß der Goldwäger von Gerard Dow aus seinem Rahmen herausgetreten sei. Der Scharfsinn eines Untersuchungsrichters prägte sich in den Krümmungen seiner Runzeln, den kreisförmigen Falten seiner Schläfen aus und ließ auf eine tiefe Lebenserfahrung schließen. Es war unmöglich, diesen Menschen zu betrügen, der die Gabe zu besitzen schien, die verborgensten Gedanken in den Herzen der Menschen zu lesen. Auf seinem kalten Gesicht waren die Sitten und die Weisheit aller Nationen ausgeprägt, so wie in seinen staubbedeckten Geschäftsräumen die Erzeugnisse der ganzen Welt angesammelt waren. Man konnte darin die klare Ruhe eines Gottes lesen, der alles sieht, oder die stolze Kraft eines Menschen, der alles gesehen hat. Ein Maler hätte nur den Ausdruck schnell verändern müssen, um mit zwei Pinselstrichen aus dieser Erscheinung ein schönes Bild von Gott-Vater oder die grinsende Maske des Mephistopheles zu machen, so viel Hoheit lag auf der Stirn und so viel schneidender Hohn um den Mund. Der Mensch mußte, indem er unter einer gewaltigen Kraft alles menschliche Leid zermalmte, alle irdischen Freuden getötet haben. Der zum Sterben Entschlossene schauderte, da er sich vorstellte, daß dieser sonderbare Mann ein fremdes Reich bewohnte, das er allein beherrschte, ohne Freuden, weil er keine Illusionen mehr hatte, ohne Kummer, weil er keine Freude mehr kannte. Der Alte stand unbeweglich, unerschütterlich wie ein Stern in einer lichten Wolke. Seine grünen Augen, die in einer gewissen stillen Verschmitztheit funkelten, schienen die moralische Welt zu erhellen, wie seine Lampe den geheimnisvollen Raum erleuchtete.

Dies war das eigenartige Schauspiel, das den jungen Mann überraschte, als er die Augen aufschlug, nachdem

er von Phantasien und Gedanken an den Tod in Schlaf gewiegt worden war. Wenn er wie betäubt war und sich einen Augenblick lang von einem Wahn, wie Kinder von Ammenmärchen, beherrschen ließ, so war dies der Umbelung seiner Sinne, der Überreiztheit seiner Nerven und der Heftigkeit der innern Vorgänge zuzuschreiben, die wie in einem Opiumrausch wilde Verzückungen auf ihn losließen. Diese Vision fand statt in Paris, auf dem Kai Voltaire, im neunzehnten Jahrhundert, einem Zeitpunkt und Ort, in denen Magie unmöglich war. Als Nachbar des Hauses, wo der Gott der französischen Ungläubigkeit den Geist ausgehaucht hatte, als Schüler von Gay-Lussac und Arago, als Verächter der Taschenspielerkünste, deren sich die Mächtigen bedienen, gehorchte der Unbekannte wohl nur jener poetischen Bezauberung, der wir uns hingeben, um einer trostlosen Wirklichkeit zu entfliehen, oder um Gott herauszufordern. So war es das unerklärliche Gefühl einer fremdartigen Macht, das ihn vor diesem Licht und diesem Greis erzittern machte; aber es war eine Erschütterung, der ähnlich, wie wir sie vor einem Napoleon oder vor einem andern großen Genie und ruhmgekrönten Manne haben würden.

„Sie wünschen das Bild Jesu Christi, von Raffael gemalt, zu sehen, mein Herr?“ sagte der Alte höflich mit einer Stimme, deren heller, knapper Klang etwas Metallisches hatte.

Und er stellte die Lampe auf den abgebrochenen Schaft einer Säule, so daß der braune Kasten hell beleuchtet wurde.

Bei den frommen Worten Jesus Christus und Raffael entfuhr dem jungen Manne eine Bewegung der Neugierde, die der Kaufmann, der eine Feder springen ließ, erwartet zu haben schien. Sofort glitt die Mahagoniplatte in eine Nute und gab das Bild der Bewunderung des Unbekannten

frei. Beim Anblick dieser unsterblichen Schöpfung vergaß er die Seltsamkeiten des Ladens und die Ausgeburten seines Schlafs, wurde wieder Mensch, erkannte in dem Alten ein Geschöpf aus Fleisch und Blut, keineswegs eine Gespenstererscheinung und lebte wieder in der wirklichen Welt. Die milde Bekümmertheit, die sanfte Reinheit des göttlichen Gesichts theilten sich ihm mit. Ein dem Himmel entströmter Hauch löste die Qualen, die ihm das Mark verzehrten. Der Kopf des Erlösers tauchte aus der Finsternis, die der schwarze Hintergrund vorstellte; ein Strahlenkranz umgab das Haar und schien daraus hervorzuwachsen; um die Stirn, um das ganze Gesicht floß eine beredete Überzeugungskraft, die wie ein Fluidum allen Zügen entströmte. Die rötlichen Lippen hatten soeben das lebenzeugende Wort erschallen lassen, und der Zuschauer lauschte dessen geheiligtem Echo in den Lüften, befragte die Stille um seine wundervollen Gleichnisse, hörte es in der Zukunft sich wiederholen und fand, daß er ihm in den Lehren der Vergangenheit schon begegnet war. In der ruhigen Klarheit der Augen, die eine Zuflucht für bekümmerte Herzen waren, lag das ganze Evangelium ausgesprochen. Man konnte in dem unendlich milden und zugleich erhabenen Lächeln die Hauptlehre der katholischen Religion ausgedrückt finden, die sich in die Worte zusammenfassen läßt: ‚Liebet einander!‘ Das Bild stimmte einen zur Andacht, rief zur Versöhnung auf, tötete die Selbstsucht, erweckte alle schlummernden guten Triebe. Gleich den Wirkungen, die die Musik ausübt, übergieß das Werk Raffaels einen mit dem Zauber der Erinnerungen, und es war so vollkommen, daß man den Maler darüber vergaß. Das Licht kam noch dazu, um die Täuschung vollständig zu machen: in Augenblicken schien es, als ob der Kopf sich in der Ferne, in Wolken schwebend, bewegte.

„Ich habe für dieses Bild ein Vermögen hingegeben,“ sagte der Händler kalt. „Nun denn, jetzt heißt es sterben!“ rief der junge Mann, aus einer Träumerei zu sich kommend, die ihn durch eine lange Reihe ihm kaum bewußter Überlegungen von der Höhe einer letzten Hoffnung, an die er sich geklammert hatte, zu dem Endpunkt seines schlimmen Geschickes führte. „Aha! Also hatte ich doch recht, dir zu mißtrauen!“ stieß der Alte hervor und griff nach den beiden Händen des jungen Mannes, die er an den Handgelenken in den seinen wie in einem Schraubstock drückte. Der Unbekannte lächelte traurig über dieses Mißverständnis und sagte sanft: „Fürchten Sie nichts, Herr, es handelt sich um mein Leben, nicht um das Ihre... Warum soll ich eine harmlose List nicht eingestehen?“ setzte er fort, da er die Unruhe des Alten bemerkte. „Ich wollte die Nacht abwarten, um mich, ohne Aufsehen zu machen, ertränken zu können, und bin hierhergekommen, Ihre Schätze zu besichtigen. Wer wird einem, der die Kunst und Wissenschaft liebt, dieses letzte Vergnügen verargen?“ Der mißtrauische Händler durchforschte, während er ihm zuhörte, mit scharfen Blicken das düstere Gesicht dieses seltsamen Kunden. Vom schmerzlichen Klang der Stimme beruhigt, oder auch, weil ihm aus den fahlen Zügen das Verhängnis entgegensprang, das kurz vorher die Spieler hatte erbeben machen, ließ er die Hände los. Doch streckte er mit einem Rest von Argwohn, den eine zum mindesten hundertjährige Erfahrung nährte, den Arm nach einem Schranke aus, wie um sich zu stützen, und langte nach einem Stilett, indem er fragte: „Sind Sie seit drei Jahren überzählig beim Staatsschatz und haben keine Vergütung erhalten?“

Der Unbekannte konnte sich nicht enthalten zu lächeln und machte eine verneinende Bewegung.

„Läßt Sie Ihr Vater zu hart an, weil Sie es wagten,

auf die Welt zu kommen? Oder haben Sie Ihre Ehre eingebüßt?“ „Ich würde sie einbüßen, wenn ich am Leben bliebe.“ „Sind Sie in den Funambules ausgepiffen worden? Oder sind Sie genötigt, Straßenlieder zu machen, um das Begräbnis Ihrer Geliebten zu bezahlen? Haben Sie nicht vielmehr die Geldkrankheit? Wollen Sie die Langweile totschlagen? Nun denn, welch ein Wahn treibt Sie in den Tod?“ „Suchen Sie das Gesetz meines Todes nicht in den Ursachen, welche gemeinhin die Selbstmorde veranlassen. Um Ihnen die unerhörten Leiden, die sich schwer mit menschlicher Sprache wiedergeben lassen, nicht enthüllen zu müssen, will ich Ihnen nur sagen, daß ich mich in der tiefsten, schmachlichsten, härtesten Not befinde. Und“, fügte er mit einem Ton hinzu, dessen stolze Wildheit die vorhergehenden Worte in Abrede stellte, „ich will weder um Hilfe noch um Trost betteln.“ „He he!“ Die beiden Silben, die der Alte statt jeder Antwort hören ließ, klangen wie das Kreischen einer Knarre. Dann ließ er sich folgendermaßen vernehmen: „Ohne Sie zu nötigen, daß Sie mich um Hilfe angehen, ohne Sie zu beschämen, ohne Ihnen einen französischen Centime, einen morgenländischen Parat, eine sizilianische Tarre, einen deutschen Heller, eine russische Kopeke, einen schottischen Farthing, einen einzigen Sesterz oder Obolus der alten Welt, oder einen Piaster der neuen zu geben, ohne Ihnen irgend etwas an Gold, Silber, Münze, Papier, Scheinen anzubieten, will ich Sie reicher, mächtiger und angesehener machen, als es ein konstitutioneller König sein kann.“

Der junge Mann glaubte, der Alte sei kindisch geworden, und konnte vor Verblüfftheit nicht antworten.

„Drehen Sie sich um,“ sagte der Händler und griff plötzlich zur Lampe, um ihr Licht auf die dem Bildnis gegenüberliegende Wand fallen zu lassen — „und betrachten Sie diese Haut,“ fügte er hin...

Der junge Mann stand hastig auf und zeigte sich einigermaßen erstaunt, als er über dem Sitz, den er innegehabt hatte, ein Stück Leder an der Wand befestigt sah, dessen Größe ungefähr einem Fuchsfell gleichkam; doch, einem auf den ersten Blick unerklärlichen Phänomen zufolge, warf diese Haut in das tiefe Dunkel des Ladens so leuchtende Strahlen, wie sie etwa von einem kleinen Kometen ausgehen. Der junge Ungläubige trat näher an den vorgeblichen Talisman heran, der ihn vor Unglück bewahren sollte, und machte sich innerlich darüber lustig. Als er sich, von einer berechtigten Neugierde getrieben, vorbeugte, um die Haut von allen Seiten zu besichtigen, entdeckte er eine natürliche Ursache für diese sonderbare Leuchtkraft. Die schwarzen Narben der Haut waren so sorgfältig geglättet und geschwärzt, die bizarren Streifen so klar und scharf, daß die Unebenheiten dieses orientalischen Leders, wie die Facetten von Granaten, lauter kleine Lichtherde bildeten. Er erklärte dem Alten mathematisch die Gründe der Erscheinung, und dieser antwortete nur mit einem verschmitzten Lächeln. Der junge Gelehrte glaubte sich von einem Scharlatan zum besten gehalten. Er wollte kein Rätsel mit in das Grab nehmen und drehte die Haut schnell um, wie ein Kind, das begierig ist, die Geheimnisse seines neuen Spielzeugs kennen zu lernen.

„Ah! Ah!“ rief er aus, „hier ist der Abdruck des Zeichens, das die Orientalen das Siegel Salomonis nennen.“ „Sie kennen es also?“ fragte der Händler und stieß mächtige Atemzüge aus seiner Nase hervor, die mehr ausdrückten als die kräftigsten Worte. „Gibt es auf der Welt einen Menschen, der so einfältig wäre, an dieses Hirngespinnst zu glauben?“ rief der junge Mann, ärgerlich über das stumme Lachen und voll bitterm Hohns. „Wissen Sie denn nicht, daß der Aberglaube des Orients

die mystische Gestalt und die lügnerischen Schriftzeichen dieses Emblems geschaffen hat, das eine fabelhafte Macht vorstellen soll? Man wird mir in diesem Fall nicht mehr Albernheit zutrauen, als wenn ich von Sphinxen oder Greifen sprechen würde, deren Existenz ja auch gewissermaßen mythologisch beglaubigt ist.“ „Da Sie Orientalist sind, können Sie vielleicht diese Inschrift lesen?“

Er näherte die Lampe dem Talisman, den der junge Mann von der Rückseite hielt, und machte ihn auf die Schriftzeichen aufmerksam, die in das Zellengewebe dieser wunderbaren Haut eingekerbt waren, als ob sie das Tier, dem sie vormals angehört hatte, selbst hervorgebracht hätte.

„Ich gestehe,“ rief der Unbekannte, „daß mir das Verfahren, dessen man sich bediente, um diese Buchstaben so tief in die Haut eines wilden Esels einzugravieren, unbekannt ist.“

Und indem er sich lebhaft den mit Kuriositäten beladenen Tischen zukehrte, schienen seine Augen dort etwas zu suchen.

„Was wollen Sie?“ fragte der Alte. „Ein Instrument, um das Leder zu durchschneiden, damit ich sehen kann, ob die Buchstaben eingekerbt oder eingewachsen sind.“

Der Alte reichte dem Unbekannten sein Stilett; der nahm es und begann die Haut an der Stelle, wo die Worte eingeschrieben waren, einzuritzen; aber nachdem er eine leichte Schicht Leder entfernt hatte, kamen die Buchstaben so klar und so völlig ähnlich denen, die auf der Oberfläche eingedrückt waren, wieder zum Vorschein, daß er einen Augenblick lang wähnte, nichts fortgenommen zu haben.

„Der Kunstfleiß des Morgenlandes hat Geheimnisse, die ihm ganz und gar zu eigen sind,“ sagte er und betrachtete die orientalische Inschrift mit einer gewissen

Unruhe. „Ja,“ erwiderte der Alte, „man tut besser daran, sich an die Menschen zu halten, als an Gott.“

Die geheimnisvollen Worte waren folgendermaßen angeordnet:

لو ملكتنى ملكت الكل
ولكن عمرك ملكى
واراد الله هكذا
اطلب وستنال مطالبك
ولكن قسن مطالبك على عمرك
وهى هاهنا
فبكل مرامك استسنزل ايامك
أنريد فى
الله مجيبك
آمين

was in der Übertragung heißt:

Wenn du mich besitzt, wirst du alles besitzen.
Aber dein Leben wird mir gehören. Gott hat
es so gewollt. Wünsche, und deine Wünsche
werden erfüllt werden. Aber verteile deine
Wünsche über dein Leben. Es ist in mir. Bei
jedem Wunsch werde ich weniger, wie
deine Trage. Willst du mich? Nimm.
Gott wird dich erhören.
Sei es!

„Ah! Wie geläufig Sie das Sanskrit lesen!“ sagte der
Alte. „Haben Sie vielleicht Persien oder Bengalen bereist?“

„Nein, mein Herr,“ erwiderte der junge Mann und betastete neugierig die symbolische Haut, die in ihrer geringen Geschmeidigkeit einem Metallblatte ähnlich war.

Der alte Händler setzte die Lampe wieder auf die Säule, von der er sie genommen hatte, und warf dem jungen Mann einen kalt ironischen Blick zu, der zu sagen schien: ‚Er denkt schon nicht mehr ans Sterben.‘

„Ist es ein Scherz? Ist es ein Geheimnis?“ fragte der junge Unbekannte.

Der Alte schüttelte den Kopf und sagte mit Nachdruck: „Ich kann Ihnen nicht darauf antworten... Ich habe Ihnen die schreckliche Macht angeboten, die dieser Talisman solchen Menschen verleiht, die mit größerer Energie ausgestattet sind, als Sie zu besitzen scheinen; aber so sehr sich auch alle über den problematischen Einfluß, den er auf ihr künftiges Geschick ausüben sollte, lustig machten, so hat doch noch keiner gewagt, diesen von der unbekanntenen Macht vorgeschlagenen Vertrag einzugehen. Ich denke wie sie, ich habe gezweifelt, habe mich enthalten, und...“ „Und Sie haben es nicht einmal probiert?“ unterbrach ihn der junge Mann. „Probieren!“ rief der Alte. „Wenn Sie auf der Säule des Vendôme-Platzes ständen, würden Sie probieren, sich in die Luft zu stürzen? Kann man den Lauf des Lebens aufhalten? Hat der Mensch je den Tod vereiteln können? Bevor Sie in dieses Kabinett eintraten, waren Sie entschlossen, sich das Leben zu nehmen; aber plötzlich beschäftigt Sie ein Geheimnis und bringt Sie vom Sterben ab. Kind! Wird Ihnen nicht jeder Ihrer Tage ein noch spannenderes Rätsel aufgeben, als es dieses ist? Hören Sie mich an. Ich habe den liederlichen Hof des Regenten gesehen. Wie Sie, befand ich mich damals im Elend, ich habe um mein Brot gebettelt. Trotzdem habe ich ein Alter von einhundertzwei Jahren erreicht, und ich bin Millionär geworden: das Unglück hat

mir zu Vermögen verholfen, die Unwissenheit hat mich belehrt. Ich will Ihnen in wenigen Worten ein großes Geheimnis des menschlichen Lebens offenbaren: Der Mensch erschöpft sich durch zwei Betätigungen, die er instinktiv vollzieht und die die Quellen seiner Existenz austrocknen. In zwei Worten lassen sich alle die Formen ausdrücken, die diese beiden Ursachen des Todes annehmen: Wollen und Können. Zwischen diesen beiden Grenzen menschlichen Handelns liegt eine andere Formel, deren sich die Weisen bemächtigen, und ich verdanke ihr das Glück und meine Langlebigkeit. Das Wollen verzehrt uns, und das Können zerstört uns; aber das Wissen läßt unsern schwachen Organismus in einem immerwährenden Zustand der Ruhe beharren. So ist der Wunsch und der Wille in mir gestorben, vom Gedanken getötet. Die Bewegung oder das Können hat sich in das natürliche Spiel meiner Organe aufgelöst. Um es kurz zu sagen: ich habe mein Leben nicht in das Herz verlegt, das leidet, nicht in die Sinne, die sich abstumpfen, sondern in das Hirn, das sich nicht abnützt und alles überlebt. Kein Übermaß hat meine Seele und meinen Körper wund gerieben. Dennoch habe ich die ganze Welt gesehen. Meine Füße haben die höchsten Berge Asiens und Amerikas betreten, ich habe alle Sprachen der Welt gelernt und habe unter allen Regierungen gelebt. Ich habe einem Chinesen mein Geld geborgt und dafür den Leichnam seines Vaters zum Pfand genommen, ich habe in dem Zelt eines Arabers geschlafen und auf sein Wort gebaut; ich habe in allen Hauptstädten Europas Verträge unterzeichnet und habe mein Gold ohne Angst im Wigwam der Wilden gelassen; kurz ich habe alles erreicht, weil ich vermocht habe, alles zu verachten. Mein einziger Ehrgeiz war zu sehen. Sehen, ist das nicht wissen? Oh! Wissen, junger Mann, ist das nicht intuitiv genießen? Heißt dies nicht die Substanz der Tatsachen entdecken und sich

ihres Wesentlichen bemächtigen? Was bleibt von einem materiellen Besitz übrig? Eine Idee. Wie schön muß also das Leben eines Mannes sein, der das ganze Bereich der Wirklichkeit seinen Gedanken einprägt, den Ursprung des Glücks in seine Seele verlegt und so tausend Freuden genießt, die von irdischem Makel befreit sind. Der Gedanke ist der Schlüssel zu allen Schatzkammern, er verschafft einem die Freuden des Geizigen, ohne dessen Sorgen. So habe ich mich über die Welt emporgehoben, und meine Genüsse sind geistiger Natur gewesen. Meine Schwelgereien waren die Betrachtung der Meere, der Völker, der Wälder, der Gebirge. Ich habe alles gesehen, aber in Ruhe, ohne Hast; ich habe nie etwas gewünscht, ich habe alles abgewartet. Ich habe mich in dem Weltall ergangen wie in dem Garten einer Wohnung, die mir gehörte. Was die Menschen Kummer, Begierde, Mißgeschick, Traurigkeit nennen, das sind für mich Begriffe, die ich in Träumereien verwandle. Anstatt sie zu empfinden, drücke ich sie aus, übersetze ich sie; anstatt daß ich ihnen mein Leben zu verzehren gebe, spinne ich sie aus, dichte ich sie um und ergötze mich daran wie an Dichtwerken, die ich mit innerem Auge lese. Da ich meine Kräfte niemals erschöpft habe, erfreue ich mich noch einer guten Gesundheit. Da meiner Seele die ganze Kraft, die ich nicht verbraucht habe, zugute gekommen ist, so ist mein Kopf noch reicher angefüllt als diese Kaufräume. Hier," sagte er und klopfte sich an die Stirn, „hier sind die wahren Millionen. Ich verbringe genußreiche Tage, indem ich einen gedankenvollen Blick in die Vergangenheit werfe; ich lasse ganze Länder vor mir erstehen, Landsitze, Ansichten des Meeres, Gestalten von historischer Größe. Ich habe ein imaginäres Serail, wo ich von allen Frauen Besitz ergreife, die mir niemals gehört haben. Ich sehe eure Kriege, eure Revolutionen und übe Kritik an ihnen. Oh! wie kann man die

flüchtige, hitzige Lust am mehr oder weniger farbigen Fleisch, an mehr oder weniger üppigen Formen — wie kann man das Unheil, das von eurem betrogenen Willen kommt, der himmlischen Gabe vorziehen, das Weltall in sich zu reproduzieren, das ungehemmte Glück der freien Bewegung zu genießen, ohne daß die Fesseln von Zeit und Raum einen zusammenschnüren, der Seligkeit teilhaftig zu werden, alles zu umfassen, alles zu sehen, sich über den Rand der Welt zu neigen, um die andern Sphären zu belauschen, Gott nahe zu sein! Dies hier“, sagte er mit erhobener Stimme und deutete auf die Haut, „ist Können und Wollen zugleich. Hier sind eure sozialen Ideen, eure ausschweifenden Begierden, eure maßlosen Genüsse, eure tödlichen Lüste, eure lebenstachelnden Schmerzen vereinigt; denn der Schmerz ist vielleicht nur eine allzu heftige Lust. Wer kann den Punkt bestimmen, wo die Lust Schmerz wird und wo der Schmerz noch Lust ist! Tun nicht die lichtesten Strahlen der idealen Welt dem Auge noch wohl, während jede noch so gelinde Finsternis der physischen Welt ihm weh tut? Kommt das Wort Weisheit nicht von wissen? Und was ist die Torheit, wenn nicht das Übermaß eines Wollens oder Könnens?“ „Gut denn, ja, ich will mit Übermaß leben!“ sagte der junge Mann und legte die Hand auf die magische Haut. „Junger Mann, hüten Sie sich!“ rief der Alte mit unglaublicher Lebhaftigkeit. „Ich hatte mein Leben dem Studium und dem Denken geweiht, aber es hat mir nicht einmal Brot gegeben,“ erwiderte der Unbekannte. „Ich will mich weder von einer Predigt zum Narren halten lassen, die eines Swedenborg würdig wäre, noch von Ihrem orientalischen Amulett, noch von Ihren barmherzigen Beinühungen, mein Herr, mich an eine Welt zu binden, wo meine Existenz künftighin unmöglich ist . . . Laß sehen!“ fügte er hinzu und drückte krampfhaft den Talisman, indem er den Alten

ansah. „Ich will ein königliches Mahl, ein Bacchanal, wie es des Jahrhunderts würdig ist, in dem alles, wie man sagt, zur Vollkommenheit gediehen ist. Meine Gäste sollen jung sein, geistreich und ohne Vorurteil, fröhlich bis zur Tollheit! Die Weine sollen immer prickelnder, immer aufreizender aufeinanderfolgen und uns für drei Tage betrunken machen! Die Nacht soll von feurigen Weibern verschönt sein! Ich will, daß eine wahnwitzige, grenzenlose Lust uns in ihrem vierspännigen Wagen jenseits der Grenzen der Welt trägt, um uns an unbekannte Ufer zu schleudern! Mögen die Seelen sich zum Himmel schwingen oder in den Kot fallen, ich weiß nicht, ob sie sich dann erheben oder sinken, und es ist auch einerlei! So befehle ich denn der Fastern Macht, mir alle Freuden in einer zu verschmelzen. Ja, ich möchte die Freuden des Himmels und der Erde in einer einzigen Umarmung umfassen, um darin zu sterben. Ich wünsche mir nach dem Trinken die antiken Liebesfeste, Gesänge, die die Toten erwecken, und verdreifachte Küsse, endlose Küsse, die wie das Prasseln einer Feuersbrunst über Paris schallen, so daß die Gatten aus dem Schlaf auffahren und in eine rasende Glut geraten, die sie alle verjüngt, auch noch die Siebzigjährigen!“

Ein lautes Gelächter aus dem Munde des kleinen Alten tönte in die Ohren des jungen Wahnwitzigen wie ein Tosen der Hölle und unterbrach ihn so gebieterisch, daß er verstummte.

„Glauben Sie,“ sagte der Händler, „daß mein Fußboden sich plötzlich öffnen wird, um prächtig beladene Tische und Gäste aus der andern Welt heraufzulassen? Nein, nein, junger Hitzkopf. Sie haben den Pakt geschlossen, alles ist gesagt. Von jetzt ab werden Ihre Wünsche genau in Erfüllung gehen, aber auf Kosten Ihres Lebens. Der Kreis Ihrer Tage, in dieser Haut dargestellt, wird sich nach der Kraft und Zahl Ihrer Wünsche, vom leisesten bis zum

ungeheuerlichsten, verengern. Der Brahmine, dem ich diesen Talisman verdanke, hat mir seinerzeit erklärt, daß eine geheimnisvolle Übereinstimmung zwischen dem Schicksal und den Wünschen des Besitzers stattfinden wird. Ihr erster Wunsch ist vulgärer Natur, ich könnte ihn erfüllen, aber ich überlasse dies den Ereignissen Ihrer neuen Existenz. Schließlich wollten Sie ja sterben. Nun denn, Ihr Selbstmord ist nur aufgeschoben.“

Der Unbekannte, der im tiefsten erstaunt und nahezu aufgebracht war, sich von dem sonderbaren Alten zum besten gehalten zu sehen, dessen halb philanthropische Absicht ihm aus dieser letzten Spottrede klar hervorzugehen schien, rief:

„Ich werde sehen, mein Herr, ob sich mein Schicksal in der Zeit, die ich brauche, um den Kai zu überschreiten, wandeln wird. Aber wenn Sie nicht bloß eines Unglücklichen spotten, wünsche ich, um mich für einen so schlimmen Dienst zu rächen, daß Sie sich in eine Tänzerin verlieben. Sie werden dann das Glück einer Leidenschaft begreifen lernen, und kann sein, daß Sie dann die Güter, die Sie so philosophisch angehäuft haben, vergeuden werden.“

Er ging hinaus, ohne einen tiefen Seufzer zu beachten, den der Alte ausstieß, durchschritt die Säle und stieg die Treppe des Hauses hinunter. Der pausbäckige Bursche folgte und wollte ihm leuchten. Er lief jedoch mit der Schnelligkeit eines Diebes, den man auf frischer Tat ertappt hat. Von einer Art Wahnsinn wie geblendet, beachtete er nicht einmal die unglaubliche Biagsamkeit der Haut, die wie ein Handschuh geschmeidig geworden war und sich unter seinen fieberhaften Händen zusammenrollte und in die Tasche stecken ließ, was er fast mechanisch tat. Als er aus der Tür des Ladens auf die Straße stürzte, stieß er gegen drei junge Leute, die Arm in Arm dahingingen.

„Vieh!“ „Schwachkopf!“ waren die lebenswürdigen Redensarten, die sie austauschten. „Ah! Du bist es, Raphael!“ „Nun, wir suchten dich!“ „Was, ihr seid es!“

Diese drei freundschaftlichen Anreden folgten den Schimpfwörtern, als das Licht einer Laterne, vom Wind aufflackernd, die Gesichter der erstaunten Gruppe beleuchtete.

„Lieber Freund,“ sagte der junge Mann, den er beinahe umgestoßen hätte, zu Raphael, „du kommst mit uns.“ „Um was handelt es sich denn?“ „Komm nur, ich erzähle dir die Sache im Gehen.“

Halb aus Zwang, halb freiwillig ließ sich Raphael von seinen Freunden, die sich in ihn einhängten, nach dem Pont-des-Arts fortziehen.

„Höre, Lieber,“ fuhr der Redner fort, „wir stellen dir seit einer Woche nach. In deinem ehrbaren Hotel Saint-Quentin, wo nebenbei gesagt noch immer, wie zu Jean Jacques Rousseaus Zeiten, die rot und schwarzen Buchstaben prangen, hat uns deine Leonarda gesagt, du seiest aufs Land gereist. Und wir sehen doch wahrhaftig nicht nach Geldleuten, Gerichtsboten, Gläubigern, Häschern des Handelsgerichts und dergleichen aus. Gleichviel! Rastignac hatte dich am Abend vorher in den Bouffons gesehen, wir faßten wieder Mut und setzten unsern Stolz darein, zu entdecken, ob du in den Bäumen der Champs-Élysées dein Nest aufgeschlagen hast, oder ob du dich für zwei Sous in jenen philanthropischen Asylen einlogiert hast, wo die Bettler auf ausgespannten Stricken schlafen, oder ob du, im günstigeren Falle, dein Lager nicht vielleicht in irgendeinem Boudoir aufgeschlagen. Wir haben dich nirgends gefunden, weder auf den Listen von Sainte Pélagie, noch von La Force. Nachdem die Ministerien, die Oper, die Gefängnisse, Cafés, Bibliotheken, Präfektenlisten, Zeitungsbureaus, Restaurants, Foyers,

kurz alles, was es in Paris an guten und weniger guten Orten gibt, auf kundige Art durchsucht worden waren, beklagten wir den Verlust eines Mannes, der so viel Geist besitzt, daß man ihn mit Fug sowohl bei Hofe als im Gefängnis suchen kann. Wir wollten dich schon wie einen Jülihelden heilig sprechen. Und meiner Treu, wir trauerten um dich!“

In diesem Augenblick schritt Raphael mit seinen Freunden über den Pont-des-Arts, von wo er, ohne ihnen zuzuhören, auf die Seine starrte, deren brausende Wasser die Lichter von Paris widerstrahlten. Über diesem Flusse, in den er sich vor kurzem hatte stürzen wollen, hatte sich die Voraussagung des Alten schon erfüllt: die Stunde seines Todes war schon ins Ungewisse hinausgeschoben.

„Wir betrauerten dich wahrhaftig!“ fing sein Freund, der sich nicht beirren ließ, wieder an. „Es handelt sich um eine Kombination, in der wir dir als Mann von hervorragenden Fähigkeiten, das heißt als Mann, der sich über alles hinwegzusetzen weiß, eine Stelle anwies. Das Taschenspielerkunststück, den Konstitutionalismus unter dem royalistischen Hute verschwinden zu lassen, ist heute schwerer als je. Die von dem Volksheroismus gestürzte schimpfliche Monarchie war eine Frau von übler Vergangenheit, mit der man lachen und bankettieren konnte; aber das Vaterland ist eine tugendhafte, mürrische Gattin; wir müssen, ob wir wollen oder nicht, ihre abgemessenen Liebkosungen hinnehmen. Nun ist aber, wie du weißt, die Macht von den Tuilerien auf die Journalisten übergegangen, ebenso wie die Finanzverwaltung ihren Sitz von dem Faubourg Saint-Germain nach der Chaussée-d'Antin verlegt hat. Aber folgendes weißt du vielleicht nicht: Die Regierung, das heißt die Aristokratie der Bankiers und Advokaten, die heute in Vaterland machen, wie die Priester ehemals in Monarchie machten, hat es für nötig befunden,

das gute Volk der Franzosen mit neuen Worten und alten Ideen, nach Art der Philosophen aller Schulen und der Mächtigen aller Zeiten, hinters Licht zu führen. Es gilt also, uns eine eminent nationale Idee einzutrichtern, indem man uns klarmacht, daß es viel vorteilhafter ist, zwölfhundert Millicnen dreiunddreißig Centimes dem Vaterland in der Person der Herren Soundso zu zahlen als elfhundert Millionen neun Centimes einem Könige, der Ich anstatt Wir sagte. Kurzum, es ist eine Zeitung mit soliden zweibis dreihunderttausend Franken gegründet worden, um eine Opposition zu bilden, die die Unzufriedenen zufriedensstellt, ohne der nationalen Regierung des Bürgerkönigs zu schaden. Und da wir uns aus der Freiheit ebenso viel machen wie aus dem Despotismus, aus der Religion so viel wie aus der Ungläubigkeit; da das Vaterland für uns eine Stadt ist, wo man die Gedanken für soundsoviel pro Zeile eintauscht und verkauft, wo alle Tage üppige Diners, sehenswerte Schauspiele bringen; wo ein Überfluß an liederlichen Frauenzimmern ist, wo die Soupers erst am nächsten Tage zu Ende sind und die Liebe nach der Stunde bezahlt wird wie die Wagen; da Paris immer ein hinreißend schönes Vaterland sein wird, das Vaterland der Freude, der Freiheit, des Geistes, der hübschen Frauen, der liederlichen Subjekte, des guten Weins, das Vaterland, die Zuchtrute der Macht sich nie zu sehr fühlbar macht,

weil man nahe bei denen ist, die sie schwingen . . . so haben wir, die wahren Anhänger des Gottes Mephistopheles, es unternommen, den öffentlichen Geist zurechtzuschminken, die Akteure neu zu kostümieren, an der Regierungsbaracke neue Bretter anzuschlagen, den Doktrinären Arznei beizubringen, die alten Republikaner wieder aufzufrischen, die Bonapartisten zu beleben und dem Zentrum Proviant zuzuführen, vorausgesetzt, daß es uns erlaubt sei, uns im stillen über die Könige und Völker lustig zu machen, am

Abend eine andere Meinung zu haben als am Morgen und nach Art Panurgs ein lustiges Leben zu führen oder more orientali auf weichen Kissen zu liegen. Wir beabsichtigten, dir die Zügel dieser makkaronischen und burlesken Herrschaft in die Hand zu geben, und so führen wir dich denn geradeswegs zu einem Diner, das der Gründer besagten Journals, ein ehemaliger Bankier, veranstaltet, der nicht weiß, was er mit seinem Gelde anfangen soll, und es in Geist umwechseln will. Man wird dich dort wie einen Bruder aufnehmen, wir werden dich als den König der mißvergnügten Geister willkommen heißen, die nichts erschreckt, deren Scharfsinn die Absichten Österreichs, Englands oder Rußlands enthüllt, bevor Österreich, England oder Rußland Absichten haben! Ja, wir wollen dich zum Herrscher jener geistigen Mächte einsetzen, die der Welt die Mirabeau, die Talleyrand, die Pitt, die Metternich, alle jene geschickten Crispins liefern, die unter sich die Geschicke der Völker ausspielen wie die Bauern beim Domino ihr Kirschwasser. Wir haben dich für den unerschrockensten aller Kumpane ausgegeben, die es je mit der Ausschweifung aufgenommen haben, dem liebenswürdigen Ungeheuer, das alle starken Geister zum Kampf herausfordert. Wir haben sogar die Behauptung aufgestellt, daß du noch nicht besiegt worden bist. Ich hoffe, du wirst unsere Lobreden nicht Lügen strafen. Taillefer, unser Gastfreund, hat uns versprochen, die dürftigen Saturnalien unserer kleinen modernen Lukullusse weit zu überbieten. Er ist reich genug, um das Kleine mit Größe zu erfüllen, das Laster mit Eleganz und Grazie zu umgeben . . . Hörst du, Raphael?" unterbrach sich der Redner. „Ja,“ antwortete der junge Mann, der weniger erstaunt war über die Erfüllung seiner Wünsche als über die natürliche Art, mit der die Ereignisse sich verketteten.

Obgleich es ihm unmöglich war, an einen magischen

Einfluß zu glauben, bewunderte er die Zufälle des menschlichen Lebens.

„Du sagst ‚ja‘, als ob du an den Tod deines Großvaters dächtest,“ sagte einer seiner Nachbarn. „Ah!“ begann Raphael mit einem kindlichen Ton, der die Schriftsteller, die Hoffnung des jungen Frankreich, zum Lachen brachte, „ich dachte eben, daß wir auf dem Wege sind, rechte Spitzbuben zu werden. Bisher haben wir nur zwischen zwei Sorten Wein ruchlose Reden geführt, haben in der Trunkenheit das Leben abgeschätzt und zum Nachtschmaus Menschen und Dinge gewertet. Wir waren jungfräulich im Tun und nur vermessen in Worten; aber sind wir erst vom glühenden Eisen der Politik gezeichnet, werden wir dem großen Bagno einverleibt werden und unsere Illusionen verlieren. Wenn man nicht mehr an den Teufel glaubt, ist es erlaubt, um das Paradies der Jugend zu trauern, die Zeit der Unschuld, wo wir gläubig die Lippen öffneten, um von einem guten Priester den Leib unseres Herrn Jesu Christi zu empfangen. Ach, liebe Freunde, wenn es uns ehemals so viel Vergnügen machte, unsere ersten Sünden zu begehen, so verschönten wir sie uns noch, machten sie uns durch Gewissensbisse reizender, nachhaltiger, während jetzt . . .“ „Oh, jetzt“, sagte der erste Redner, „bleibt uns . . .“ „Was?“ fragte ein anderer. „Das Verbrechen . . .“ „Das ist ein Wort, das die Höhe eines Galgens und die Tiefe der Seine hat,“ sagte Raphael. „Oh, du verstehst mich nicht . . . ich rede von politischen Verbrechen. Seit heute morgen beneide ich nur eine Existenz, die der Verschwörer. Ob meine Phantasie morgen noch bestehen wird, weiß ich nicht; aber heute abend ekelt mich unsere Zivilisation an, die so einförmig ist wie die Geleise einer Eisenbahnlinie. Ich bin begeistert für die wilde Flucht bei der Niederlage von Moskau, die Sensationen des roten Korsaren, das Leben der Freibeuter. Da es in

Frankreich kein Kartäuserkloster mehr gibt, so wünschte ich, daß es wenigstens ein Botany-Bay, eine Art Verbrecherversorgungsanstalt für die kleinen Lord Byrons gäbe, die, nachdem sie das Leben wie eine Serviette nach Tisch zerknittert haben, nichts Besseres wissen, als ihr Land in Brand zu stecken, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, für die Republik Verschwörungen anzustiften oder zum Krieg aufzureizen.“ „Emil,“ sagte Raphaels Nachbar feurig zu dem Redner — „auf Manneswort! ohne die Julirevolution wäre ich Priester geworden, um irgendwo mitten auf dem Lande ein beschauliches Leben zu führen und...“ „Und du hättest alle Tage das Brevier gelesen?“ „Ja.“ „Du bist ein Affe.“ „Wir lesen doch auch die Zeitungen!“ „Nicht übel, für einen Journalisten! Aber sei still, wir sind gerade inmitten lauter Abonnenten. Der Journalismus, siehst du, ist die Religion der modernen Gesellschaften, und er ist ein Fortschritt.“ „Wie denn?“ „Die Priester sind nicht verpflichtet zu glauben und das Volk auch nicht...“

Indem sie so plauderten wie wackere Kerle, die seit vielen Jahren das ‚de viris illustribus‘ kannten, kamen sie an eins der vornehmsten Häuser der Joubert-Straße.

Emil war ein Journalist, der durch Nichtstun mehr Berühmtheit erlangt hatte, als andere mit ihren Erfolgen einheimen. Er war ein kühner Kritiker, voll Schwung und schneidender Ironie, und besaß alle die guten Eigenschaften, für die ihm seine Fehler noch Raum ließen. Offen und zum Scherzen aufgelegt, wie er war, sagte er einem Freunde tausend Bosheiten ins Gesicht, den er in der Abwesenheit mit Mut und Wärme verteidigte. Er spottete über alles, selbst über seine Zukunft. Da er sich stets in Geldnöten befand, blieb er wie die meisten Menschen von einiger Bedeutung in einer unsagbaren Faulheit versunken und warf nur manchmal solchen Leuten mit einem Wort ein ganzes

Buch an den Kopf, die in einem ganzen Buch noch nicht einmal ein einziges Wort zu sagen hatten. Mit Versprechungen ging er sehr verschwenderisch um, doch hielt er sie nie, und Vermögen und Ruhm machten ihm so wenig Sorgen, daß er Gefahr lief, seine Tage im Spital zu beschließen. Für einen Freund ging er durchs Feuer, prahlte mit seinem Zynismus und war dabei harmlos wie ein Kind. Arbeiten tat er nur, wenn ihm der Sinn danach stand, oder aus Not.

„Wir werden eine famose Mahlzeit halten, bei der ein Rabelais mit der Zunge geschmalzt hätte,“ sagte er zu Raphael und zeigte ihm die Kästen mit Blumen, die das Treppenhaus schmückten und mit Wohlgeruch erfüllten. „Ich liebe die gut durchwärmten und mit Teppichen belegten Vorhallen,“ sagte Raphael. „Der Luxus gleich im Treppenhaus ist in Frankreich selten. Hier lebe ich auf.“ „Und da oben wollen wir wieder einmal trinken und lustig sein, mein armer Raphael. — Wohlan denn! Ich hoffe, wir werden die Sieger sein und diese da niedertreten.“

Er wies mit spöttischer Handbewegung auf die Gäste, als sie nun einen hell erleuchteten Saal mit reicher Vergoldung betraten, wo sie von den hervorragendsten jungen Leuten von Paris empfangen wurden. Einer von ihnen hatte soeben ein neues Talent offenbart und sich mit seinem ersten Bilde in die Reihe der großen Maler der Kaiserzeit gestellt. Ein anderer hatte kürzlich ein Buch voller Herbheit und einer gewissen Geringschätzung des Literarischen erscheinen lassen, das der modernen Schule neue Wege zeigte. Ein Bildhauer, dessen harte Züge ein kraftvolles Talent verrieten, unterhielt sich mit einem jener kalten Spötter, die, je nachdem, entweder gar keine Überlegenheit anerkennen wollen, oder sie überall entdecken. Da war der geistreichste unserer Karikaturenzeichner mit boshaftem Blick und spöttisch verzogenem

Mund, auf der Lauer, die beißenden Witzreden in Bleistiftstriche umzusetzen. Ein junger verwegener Schriftsteller, der wie kein anderer die Quintessenz der politischen Ideen herauszudestillieren verstand oder spielend den Geist eines tiefen Schriftstellers zusammenfaßte, plauderte mit jenem Poeten, dessen Schriften alle Werke der Gegenwart niederschmettern würden, wenn seine Begabung so mächtig wäre wie sein Haß. Alle beide versuchten, nicht die Wahrheit zu sagen und nicht zu lügen, und tauschten also Schmeichelreden miteinander aus. Ein berühmter Musiker tröstete einen jungen Politiker, der vor kurzem von der Tribüne gefallen war, ohne sich ein Leids zu tun, auf eine sentimentale Art und von oben herab. Junge Autoren ohne Stil standen neben jungen Autoren ohne Einfälle, Prosaschriftsteller voller Poesie neben gänzlich prosaischen Poeten. Ein junger Saint-Simonist, der so naiv war, an seine Lehre zu glauben, wollte diese unvollkommenen Wesen miteinander paaren, wahrscheinlich um sie zu Bekennern seines Ordens zu machen. Ferner waren zwei oder drei Männer der Wissenschaft in der Gesellschaft, die die Aufgabe hatten, einigen Stickstoff in die Unterhaltung zu bringen, und mehrere Verfasser von Vaudevilles, die wohl ab und zu ein paar rasch verflackernde Schwärmer, welche wie das Funkeln von Diamanten weder erleuchten noch erwärmen, hineinwerfen konnten. Einige paradoxe Geister, die sich über die Leute, die für ihre launische Auffassung von Menschen und Dingen gleich ins Zeug gehen, ins Fäustchen lachen, trieben schon jene doppelzüngige Politik, mit der sie alle Systeme in Mißkredit zu bringen suchen, ohne für ein einziges Partei zu ergreifen. Der Nörgler war da, den nichts in Erstaunen setzt, der sich inmitten einer Arie in den Bouffons schneuzt und dann als erster Bravo schreit und denen widerspricht, die seine eigene Meinung vor

ihm aussprechen; er suchte sich die Aussprüche der geistreichen Leute anzueignen. Unter diesen Gästen waren fünf, die eine Zukunft hatten, etwa zehn, die eine flüchtige Berühmtheit erlangen sollten; was die andern anbelangt, so galt für sie, wie für alle Mittelmäßigkeiten, die berühmte Lüge Ludwigs XVIII: Eintracht und Vergessen. Der Gastfreund zeigte die sorglose Heiterkeit eines Mannes, der zweitausend Taler vergeudet. Von Zeit zu Zeit blickte er ungeduldig nach der Thür des Empfangszimmers, als wollte er die Gäste herbeirufen, die auf sich warten ließen. Alsbald erschien ein untersetzter kleiner Mann, der mit einer schmeichelhaften allgemeinen Bewegung bewillkommnet wurde; es war der Notar, der am Morgen dieses Tages die Gründung der Zeitung vollends bewerkstelligt hatte. Ein Diener in Schwarz schlug die Türflügel eines großen Speisesaals zurück, wo jeder ohne weitere Umstände sich nach seinem Platz an der riesengroßen Tafel umsah. Ehe Raphael die Empfangsräume verließ, warf er einen letzten Blick um sich. Sein Wunsch war ohne Frage vollständig in Erfüllung gegangen. Seide und Gold prangte in den Gemächern. Die unzähligen Kerzen der prächtigen Kandelaber ließen die geringsten Einzelheiten der vergoldeten Friese, die feinen Ziselierungen der Bronze und die satten Farben der Möbel in hellem Lichte erstrahlen. Selten Blumen in Ständern, die kunstreich aus Bambus hergestellt waren, verbreiteten liebliche Wohlgerüche. Alles, bis auf die Wandbehänge, war von einer unaufdringlichen Eleganz. Ein gewisser poetischer Zauber, der eine starke Wirkung auf die Phantasie eines jungen Mannes ohne Geld haben mußte, lag über allen Dingen.

„Hunderttausend Livres Rente sind kein schlechter Kommentar des Katechismus und machen es uns erst möglich, die Moral in Handlungen umzusetzen!“ sagte er mit einem Seufzer. „Meine Tugend mag nicht zu Fuß

gehen. Für mich besteht das Laster in einer Dachstube, einem abgeschabten Rock, einem grauen Hut im Winter und Schulden beim Portier. Ah! Ich will in diesem Luxus ein Jahr, sechs Monate leben, gleichviel! und dann — sterben! Ich werde dann wenigstens tausend Leben gekannt, erschöpft, genossen haben!“ „Oh!“ sagte Emil, der ihm zuhörte, „du hältst das Coupé eines Wechselmaklers für Glück. Ach! du würdest bald genug an Golde haben, wenn du sähest, daß es dir die Möglichkeit raubt, ein bedeutender Mensch zu sein. Hat der Künstler je zwischen der Armut des Reichtums und den Reichtümern der Armut geschwankt? Braucht unsereins denn nicht immer Kämpfe? Übrigens, rüste dich zum Angriff!“ fügte er hinzu und wies ihm mit einer heroischen Gebärde den majestätischen, dreimal gebenedeiten und verheißungsvollen Anblick, den der Speisesaal des gesegneten Kapitalisten darbot. „Dieser Mensch“, fing er wieder an, „hat doch sein Geld wahrhaftig nur für uns angesammelt. Ist er denn nicht eine Art Schwamm von der Gattung der Polypen, einer, der von den Naturforschern übersehen worden ist und den es raffiniert auszudrücken gilt, bevor ihn die Erben aussaugen? Findest du nicht, daß die Basreliefs an den Wänden Stil haben? Und welcher geschmackvoller Luxus in den Kronleuchtern und Bildern! Wenn man den Neidbilden und denen, die gern in die Hintergründe des Lebens gucken, Glauben schenken darf, so hätte der Mensch in der Revolutionszeit einen Deutschen und noch einige andere Personen, nämlich seinen besten Freund und die Mutter dieses Freundes, umgebracht. Kannst du dir denken, daß solche Verbrechen unter den ergrauenden Haaren dieses ehrwürdigen Taillefer Platz haben? Er sieht wie ein sehr guter Mensch aus. Sieh nur, wie das Silbergeschirr funkelt; und jedes Aufleuchten dieses Glanzes sollte für ihn ein Dolchstoß sein?... Nicht doch! ebensogut könnte man an Mohammed glauben.

Wenn die öffentliche Stimme recht hätte, so würden sich hier dreißig edelgeartete Männer anschicken, die Eingeweide einer Familie zu verspeisen und ihr Blut zu trinken . . . und wir beide junge treuherzige Enthusiasten wären die Mitschuldigen der Missetat! Ich habe große Lust, unsern Kapitalisten zu fragen, ob er ein anständiger Mensch ist.“ „Nein, jetzt nicht!“ rief Raphael, „erst wenn er schwer betrunken ist; wir sind dann mit Essen fertig.“

Die beiden Freunde nahmen lachend Platz. Mit einem Blick, der dem Wort zuvorkam, entrichtete zuerst jeder Gast dem prächtigen Anblick, den die lange Tafel bot, die weiß war wie frischgefallener Schnee und auf der die Gedecke symmetrisch angeordnet und von kleinen Weißbrötchen gekrönt waren, seinen Tribut an Bewunderung. Die Kristallgläser spiegelten in ihren glitzernden Reflexen die Farben des Regenbogens, die Kerzen flimmerten in einem endlosen Kreuzfeuer, unter ihren Silberkuppeln reizten die Speisen den Appetit und die Neugierde. Es wurde wenig gesprochen. Die Nachbarn sahen sich gegenseitig an. Der Madeira ging herum. Dann erschien das erste Gericht in seiner ganzen Glorie; es hätte dem seligen Cambacérés Ehre gemacht, und Brillat-Savarin hätte es höchlich gepriesen. An Bordeaux und Burgunder, weißem und rotem, war königlicher Überfluß. Der erste Teil dieses Festmahls war in jedem Punkt der Exposition einer klassischen Tragödie vergleichbar. Der zweite Akt wurde etwas geschwätzig. Die Gäste hatten mäßig getrunken, indem sie abwechselnd zu einheimischen Gewächsen griffen, so daß in dem Augenblick, wo man die Reste dieses üppigen Ganges entfernte, sich die lebhaftesten Unterhaltungen entsponnen hatten. Blasse Stirnen röteten sich, Nasen färbten sich purpurn, die Gesichter entflamnten sich, die Augen funkelten. Während dieser Morgenröte der Trunkenheit überstieg die

Unterhaltung noch nicht die Grenzen des Anstands; aber Neckereien, Witzworte entfuhrten nach und nach jedem Munde; dann erhob die Vericumdung ganz leise ihren kleinen Schlangenkopf und sprach mit flötender Stimme, ein paar Duckmäuser horchten gespannt auf und hofften, ihre Nüchternheit wahren zu können. Der zweite Gang fand die Geister schon ganz erhitzt. Jeder aß im Sprechen, sprach im Essen, jeder trank, ohne darauf zu achten, wie leicht ihm der Wein durch die Kehle floß, so wohl-schmeckend war er, so ansteckend wirkte das Beispiel. Tüllefer, der seine Gäste anfeuern wollte, ließ nun die gefährlichen Rhoneweine, den heißblütigen Tokaier, den herauschenden alten Roussillon kommen. Wie frisch eingespansnte Postpferde ließen dann alle diese Männer unter dem Funksprühen des langerwarteten, aber reichlich geschenkten Champagners ihren Geist ins leere Gerede hineingaloppieren, das keinen Widerhall fand, fingen an, Geschichten zu erzählen, die keinen Zuhörer hatten, stellten Behauptungen auf, die unerwidert blieben. Die Orgie allein entfaltetete ihre große Stimme, ihre Stimme, die aus einem hundertzältigen verworrenen Geschrei zusammengesetzt ist und ins Grandiose anschwillt wie ein Crescendo von Rossini. Dann kamen die verfänglichen Toaste, die Prahreden, die Herausforderungen. Alle begaben sich ihrer geistigen Eigenschaften, um dafür die von Fässern, Tonnen und Wurfgeschossen anzuhören. Es war so, als ob jeder zwei Stimmen hätte. Es gab Momente wo die Herren alle auf einmal redeten und die anderen lächelten. Aber dieses Durcheinander von Worten wo die wirren Paradoxa, die grotesk verkleinerten Wahrheiten durch das Geschrei, durch die unbewiesenen Behauptungen und unwiderlegbaren Urteile hindurch wie Kanonenkugeln in einer Schlacht gegeneinanderprallten, hatte sicherlich einen Philosophen wegen der Eigentümlichkeit der Gedanken

interessieren müssen, hätte auf einen Politiker durch die Bizartheit der Systeme Eindruck gemacht. Es war zugleich ein Buch und ein Gemälde. Die Philosophien, die Religionen, die Moral, so verschieden von einem Breitengrad zum andern, die Regierungen, kurz alle großen Betätigungen der menschlichen Vernunft fielen unter einer Sense, die so scharf hieb wie die der Zeit, und es wäre schwer gewesen zu sagen, ob sie von der betrunkenen Weisheit oder von der weise und hellsehend gewordenen Betrunkene geführt wurde. Vor einem Sturm ergriffen, schienen diese Geister das Gas gegen seine Brandungsfelsen aufgebäumte Meer. Die Gesetze, zwischen denen die Zivilisationen wagen zu reißen zu wollen, und kamen so, ohne sich zu scheuen, zu ein, dem Willen Gottes entgegen. Wer das Gute und Böse in der Natur geschehen läßt und das Geheimnis ihres immerwährenden Kampfes für sich behält. In ihrer Raserei und Possenhaftigkeit war die Revolution gewissermaßen ein Hexensabbat der Geister. Die große Kluft, die das neunzehnte Jahrhundert vom achtzehnten trennt, tut sich auf zwischen den trübseligen Sprossen dieser Kinder der Revolution. Das Entstehen der Zeitung feierten, und den Reden der großen Zecher die Geburt des Gargantua. Jenes schickte sich lachend einer Verströmung an, das unsere lacht über den eines Immerlaufens.

„Wie heißt der junge Mann, den ich da unten sehe?“
sagte der Notar und deutete auf Raphael. „Mir ist so, als ob er Valentin hieße.“ „Was reden Sie da von Valentin kurzweg?“ rief Emil lachend. „Raphael von Valentin, wenn ich bitten darf! Wir tragen einen goldenen Adler auf schwarzem Feld, mit einer silbernen Krone, Schnabel und Krallen rot, und einen schönen Spruch: Non cedit animus! Wir sind kein Findelkind, sondern der Abkömmling des Kaisers Valens, des Stammvaters der

Valentinois, des Gründers der Städte Valencia und Valence in Spanien und Frankreich, rechtmäßiger Erbe des Ost-römischen Reichs. Wenn wir Mahmud in Konstantinopel herrschen lassen, so ist das nur unser guter Wille und weil wir kein Geld und keine Soldaten haben.“

Emil beschrieb mit seiner Gabel in der Luft eine Krone über dem Kopf Raphaels. Der Notar besann sich eine Weile und machte sich dann wieder ans Trinken, indem er durch eine bezeichnende Gebärde andeuten wollte, daß es ihm unmöglich sei, die Städte Valencia, Konstantinopel, Mahmud, den Kaiser Valens und die Familie der Valentinois seiner Kundschaft anzugliedern.

„Ist die Zerstörung dieser Ameisenhaufen, namens Babylon, Tyrus, Karthago oder Venedig, die unter den Füßen eines darüber hinwegschreitenden Riesen zertreten worden sind, nicht eine Mahnung, die eine spöttische Macht erteilt hat?“ sagte Claude Vignon, eine Art Sklave, der zu dem Zwecke gekauft war, für zehn Sous die Zeile Weisheit à la Bossuet zu verzapfen. „Moses, Sulla, Ludwig XI., Richelieu, Robespierre und Napoleon sind vielleicht ein und derselbe Mensch, der, wie ein Komet am Himmel, in den verschiedenen Zivilisationen erscheint,“ antwortete ein Anhänger von Ballanche. „Wozu die Vorsehung ergründen wollen?“ sagte Canalis, ein Balladenfabrikant. „Oh, was die Vorsehung angeht!“ unterbrach ihn der Nörgler; „ich kenne in der Welt nichts, was so elastisch ist.“ „Was wollen Sie, mein Herr! Ludwig XIV. hat mehr Menschenleben verbraucht, um die Aquädukte von Maintenon graben zu lassen, als der Konvent, um die Steuern gerecht zu verteilen, die Einheit im Gesetz herzustellen, Frankreich zu nationalisieren und die Erbschaften richtig zu verteilen,“ sagte Massol, der in Ermangelung einer kleinen Silbe vor seinem Namen Republikaner geworden war. Moreau, ein Großgrundbesitzer (aus dem Oise), antwortete

ihm: „Da Sie Blut für Wein trinken, werden Sie denn diesmal jedem seinen Kopf zwischen den Schultern lassen?“
„Wozu denn, mein Bester? Sind die Grundstützen der sozialen Ordnung nicht ein paar Opfer wert?“ „Bixiou, he! Der Republikaner da behauptet, daß der Kopf dieses Grundbesitzers ein Opfer wäre,“ sagte ein junger Mann zu seinem Nachbar. „Die Menschen und die Begebenheiten sind nichts,“ setzte der Republikaner unter Rülpsen seine Theorie fort; „in der Politik und der Philosophie gibt es nur Prinzipien und Ideen.“ „Wie grauenhaft! So hätten Sie kein Bedenken, Ihre Freunde für ein ‚Wenn‘ zu töten? . . .“ „Ach was! Der Mensch, der Gewissensbisse hat, ist der wahre Bösewicht, denn er hat einen Begriff von der Tugend; während Peter der Große, Herzog Alba Systeme waren, und der Korsar Monbard ein Organismus.“ „Aber kann die Gesellschaft nicht auch ohne eure Systeme und Organismen bestehen?“ sagte Canalis. „Oh, selbstverständlich!“ rief der Republikaner. „Mir wird ganz übel von eurer stumpfsinnigen Republik! Man wird nicht in Ruhe einen Kapaun zerschneiden können, ohne das Ackergesetz darin zu finden.“ „Deine Prinzipien sind vortrefflich, mein kleiner trüffelgespickter Brutus! Aber du bist genau wie mein Kammerdiener: der Kerl ist so grausam von der Manie des Eigentums besessen, daß ich, wenn ich ihn meine Kleider so bürsten ließe, wie es ihm gut dünkt, nackt gehen müßte.“ „Ihr seid unvernünftige Tröpfe! Ihr wollt eine Nation mit Zahnstochern säubern,“ erwiderte der Republikaner. „Wenn man euch hört, wäre die Justiz gefährlicher als die Diebe.“ „Nun, nun!“ ließ sich der Advokat Desroches vernehmen. „Sind die langweilig mit ihrer Politik!“ sagte Cardot, der Notar; „hört mir auf davon! Keine Wissenschaft noch Tugend ist einen Tropfen Blut wert. Wenn wir die Liquidation der Wahrheit machen wollten, stellte es sich vielleicht heraus, daß sie

bankrott ist.“ „Ach! es hätte sicher weniger gekostet, uns im Schlimmen zu amüsieren, als uns im Guten herumzstreiten. Ich gäbe alle Reden, die seit vierzig Jahren auf der Tribüne gehalten worden sind, für eine Novelle, eine Erzählung von Perrault oder eine Skizze von Charlet.“ „Sie haben sehr recht . . . Reichen Sie mir die Spargel . . . denn, schließlich, die Freiheit bringt die Anarchie hervor, die Anarchie führt zum Despotismus und der Despotismus wieder zur Freiheit. Millionen Menschen sind ums Leben gekommen, ohne einem einzigen dieser Systeme Dauer zu verschaffen. Bewegt sich denn die Moral nicht von jeher in einem Circulus vitiosus? Wenn der Mensch glaubt, sich vervollkommen zu haben, hat er die Dinge nur an eine andere Stelle gerückt.“ „Oh, oh!“ rief Cursy, der Vaudevilledichter, „dann, meine Herren, trinke ich auf Karl X., den Vater der Freiheit!“ „Warum nicht?“ sagte Emil; „wenn der Despotismus in den Gesetzen ist, findet sich die Freiheit in den Sitten, und vice versa.“ „Trinken wir auf die Dummheit der Macht, die uns so viel Macht über die Dummköpfe gibt!“ sagte der Bankier. „Nun, mein Lieber, Napoleon hat uns wenigstens den Ruhm gebracht!“ meinte ein Marineoffizier, der niemals aus Brest herausgekommen war. „Ach, der Ruhm! ein trauriges Produkt. Er kostet viel und hält sich nicht. Ob er nicht der Egoismus der großen Männer ist, wie das Glück die Selbstsucht der Dummen bildet?“ „Mein Herr, Sie sind sehr glücklich . . .“ „Der erste, der die Zäune erfand, war gewißlich ein schwacher Mensch, denn die Gesellschaft bringt nur den Elenden Vorteil. An den entgegengesetzten Polen der moralischen Welt verachten der Denker und der Wilde gleicherweise den Besitz.“ „Nett das!“ rief Cardot; „wenn es kein Besitztum gäbe, wie könnten wir Protokolle machen?“ „Das sind unglaublich köstliche Schötchen!“ „Und der Pfarrer wurde am Tag darauf tot in seinem Bett gefunden . . .“ „Wer

spricht von Tod? . . . Faselt nicht! ich habe einen Onkel.“
„Sie würden es ertragen können, ihn zu verlieren.“
„Keine Frage.“ „Hören Sie, meine Herren . . . Anweisung seinen Onkel umzubringen. Ruhe! (Hört, hört!) Man habe einen dicken, fetten Onkel, zum mindesten siebzigjährig, das sind die besten Onkel (Bewegung). Man gebe ihm unter irgendeinem Vorwand eine Gänseleberpastete zu essen.“ „Ach, mein Onkel ist leider zäh, dürr, geizig und sehr mäßig.“ „Ja! Solche Onkel sind Ungeheuer, die das Leben mißbrauchen.“ „Nun denn,“ fuhr der Mann mit den Onkeln fort, „melden Sie ihm, während er verdaut, den Konkurs seines Bankiers.“ „Und wenn er das übersteht?“ „So hetzen Sie ein hübsches Mädchen auf ihn!“ „Wenn er aber . . .?“ lehnte der andere ab. „Dann ist es kein Onkel. Die Onkel sind in der Regel verliebter Natur.“ „Die Stimme der Malibran hat zwei Töne eingebüßt.“ „Ach, bewahre.“ „Aber, gewiß doch.“ „Oh, oh! Ja und nein, ist das nicht die Geschichte aller religiösen, politischen und literarischen Abhandlungen? Der Mensch ist ein Schalksnarr, der über Abgründen tanzt!“ „Nach Ihrer Meinung wäre ich also ein Dummkopf?“ „Im Gegenteil, Sie verstehen mich bloß nicht.“ „Bildung, schöner Unsinn! Herr Heinefettermach gibt die Zahl der gedruckten Bücher mit mehr als einer Milliarde an, und das Leben eines Menschen erlaubt ihm nicht, hundertfünfzigtausend zu lesen. Erklären Sie mir also, was das Wort ‚Bildung‘ bedeutet? Für die einen besteht die Bildung darin, die Namen des Pferdes von Alexander, des Hundes Bercillo und derlei Schnickschnack zu kennen und von dem Manne nichts zu wissen, dem wir das Flößen des Holzes oder das Porzellan verdanken. Für die andern ist ‚gebildet sein‘, ein Testament verbrennen und als geachtete, angesehene Leute zu leben, anstatt, als Rückfälliger, mit den fünf erschwerenden Umständen eine Uhr zu stehlen und entehrt und gehaßt auf dem Grèveplatz

zu enden.“ „Wird Nathan bleiben?“ „Nun, seine Mitarbeiter haben sehr viel Geist.“ „Und Canalis?“ „Das ist ein großer Mann, reden wir nicht mehr von ihm.“ „Ihr seid betrunken!“ „Die unmittelbare Folge einer Konstitution ist die Verflachung der Geister. Künste, Wissenschaften, Bauwerke, alles wird von einem entsetzlichen Egoismus, der Lepra unserer Zeit, zerfressen. Eure dreihundert Bürger, die auf den Bänken hocken, denken nur daran, die Zeit zu verträdeln. Der Despotismus tut ungesetzlicherweise große Dinge, die Freiheit nimmt sich nicht einmal die Mühe, sehr kleine auf gesetzliche Weise zu tun.“ „Eure allgemeine Bildung fabriziert zweibeinige Taler aus Menschenfleisch,“ unterbrach sie ein Anhänger des Absolutismus. „Die Individualitäten verschwinden bei einem Volk, das durch Bildung nivelliert ist.“ „Ist es denn aber nicht der Zweck der Gesellschaft, einem jeden den Wohlstand zu verschaffen?“ fragte der Saint-Simonist. „Wenn Sie fünfzigtausend Pfund Rente hätten, würden Sie nicht ans Volk denken. Sind Sie von einer edlen Leidenschaft für die Menschheit ergriffen? Gehen Sie nach Madagaskar: dort finden Sie ein ganz neues nettes kleines Volk zu saint-simonisieren, zu klassifizieren, in Gläser zu tun; jeder hier hat sein Fach, wo er ganz natürlich hineinpaßt wie eine Schraube in ihr Loch. Die Portiers sind Portiers, und die Esel sind Esel, ohne erst von einem Bischofskollegium dazu ernannt zu werden. Ha ha!“ „Sie sind Karlist!“ „Warum nicht? Ich liebe den Despotismus. Er zeugt von einer gewissen Verachtung der menschlichen Rasse. Ich hasse die Könige nicht. Sie sind so spaßig. In einer Kammer auf dem Thron zu sitzen, dreißig Millionen Meilen von der Sonne entfernt, ist das gar nichts?“ „Fassen wir doch diese große Perspektive der Zivilisation zusammen,“ sagte der Gelehrte, der zur Belehrung des unaufmerksamen Bildhauers ein Gespräch

über den Anfang der Gesellschaften und die autochthonen Völker geführt hatte. „Beim Beginn der Völkerschaften war die Macht gewissermaßen körperlich, grob, ungeteilt; dann, als die Menschenhaufen größer wurden, sind die Regierungen langsam zu einer mehr oder weniger geschickten Zerlegung der ursprünglichen Macht gekommen. Im fernen Altertum war die Macht in der Theokratie; der Priester führte das Schwert und das Weihrauchfaß. Später gab es zwei Priesterwürden: den Oberpriester und den König. Heute, am Endpunkte der Zivilisation, hat unsere Gesellschaft die Macht nach der Zahl der möglichen Kombinationen verteilt, und wir sind bei den Mächten: die Industrie, der Gedanke, das Geld, das Wort angelangt. Die Macht, die keine Einheit mehr hat, schreitet unaufhörlich einer sozialen Auflösung entgegen, der nur noch von dem Interesse eine Schranke gesetzt ist. Auch stützen wir uns weder mehr auf die Religion, noch auf die materielle Macht, sondern auf den Intellekt. Gilt das Buch so viel wie das Schwert, das Wort so viel wie die Tat? Das ist das Problem.“ „Der Intellekt hat alles getötet!“ rief der Karlist; „schweigt mir, die absolute Freiheit führt zum Selbstmord der Völker, sie sterben vor Langweile, wenn sie Sieger bleiben, wie ein englischer Millionär.“ „Was sagen Sie uns Neues? Heutzutage macht man jegliche Macht lächerlich, und das ist ebenso abgeschmackt, wie Gott zu leugnen. Man hat keinen Glauben mehr. Das Jahrhundert ist wirklich wie ein alter, von der Ausschweifung ganz heruntergebrachter Sultan. Schließlich hat euer Lord Byron mit einem letzten Zusammenraffen von Poesie die Leidenschaften des Verbrechens besungen.“ „Wissen Sie,“ antwortete ihm der gänzlich betrunkene Bianchon, „daß ein Gran Phosphor mehr oder weniger das Genie oder den Bösewicht, den Mann von Geist oder den Idioten, den tugendhaften Menschen

oder den Verbrecher macht?“ „Kann man so von der Tugend reden?“ rief Cursy; „der Tugend, dem Gegenstand aller Theaterstücke, der Lösung aller Dramen, dem Fundament aller Gerichtshöfe . . .“ „Ach! schweig doch, Ochse! Deine Tugend, das ist Achilles ohne Ferse!“ sagte Bixiou. „Wein her!“ „Willst du wetten, daß ich eine Flasche Champagner in einem Zug austrinke?“ „Welch ein Zug von Geist!“ rief Bixiou. „Sie sind betrunken wie Fuhrknechte,“ sagte ein junger Mann, der mit ernster Miene den Wein auf seine Weste goß. „Ja, Verehrter, die gegenwärtige Regierung ist die Kunst, die öffentliche Meinung herrschen zu lassen.“ „Die öffentliche Meinung? das ist ja doch eine ganz lasterhafte Dirne. Wenn man euch Männern der Moral und Politik zuhört, so müßte man füglich eure Gesetze der Natur, die öffentliche Meinung dem Gewissen vorziehen. Geht mir, alles ist wahr, alles ist falsch! Wenn uns die Gesellschaft die Daunen zu Kopfkissen geschenkt hat, so hat sie diese Wohltat sicherlich durch die Gicht quitt gemacht, so wie sie uns die Prozeßordnung als Gegengewicht gegen die Justiz und die Katarrhe als Folgeerscheinung der Kaschmirschals gebracht hat.“ „Ungeheuer!“ schrie Emil dem Menschenfeind ins Gesicht, „wie kannst du die Zivilisation angesichts dieser Weine, dieser köstlichen Speisen, mit denen du dich vollgeschlagen hast, verleumden? Friß dieses Reh mit den vergoldeten Füßen und Hörnern, aber friß nicht deine Mutter . . .“ „Ist es meine Schuld, wenn der Katholizismus schließlich dazu kommt, eine Million Götter in einen Sack zu stecken, wenn die Republik immer auf einen Napoleon hinausläuft, wenn das Königtum zwischen der Ermordung Heinrichs IV. und der Hinrichtung Ludwigs XVI. sitzt, wenn der Liberalismus sich in Lafayette verkörpert?“ „Haben Sie sich ihm im Juli angeschlossen?“ „Nein.“ „Dann schweigen Sie, Skeptiker!“ „Die Skeptiker sind die

gewissenhaftesten Menschen.“ „Sie haben kein Gewissen.“
„Was sagen Sie da? sie haben mindestens zwei.“ „Den
Himmel diskontieren! Sehen Sie, das ist eine wahrhaft
kaufmännische Idee. Die antiken Religionen waren nur
eine glückliche Entwicklung der physischen Lust; aber wir,
wir haben die Seele und die Hoffnung entwickelt — das ist
ein Fortschritt.“ „Ach, meine lieben Freunde, warum können
Sie von einem Jahrhundert erwarten, das ganz mit Politik
gemästet ist,“ sagte Nathan; „was ist das Schicksal der
,Geschichte des Königs von Böhmen und seiner sieben
Schlösser‘, dieser reizenden Dichtung, gewesen?“ „Das
da?“ rief der Krittker vom andern Ende der Tafel —
„das sind Phrasen auf gut Glück aus dem Hutfutter
herausgezogen, eine Sache für das Irrenhaus.“ „Sie sind
ein Esel!“ „Sie sind ein Narr.“ „Oh, oh!“ „Ah, ah!“
„Sie werden sich schlagen.“ „Nein.“ „Auf morgen, mein
Herr.“ „Nein, sofort,“ erwiderte Nathan. „Geht, geht!
Ihr seid zwei brave Kerle.“ „Sie sind auch einer,“ sagte
der Angreifer. „Sie können nur nicht auf den Füßen
stehen.“ „So, ich halte mich etwa nicht gerade!“ rief der
kriegerische Nathan, indem er sich wie ein unschlüssiger
Hahnrei aufrichtete.

Er warf einen stumpfsinnigen Blick auf den Tisch; dann
fiel er, wie entkräftet von dieser Anstrengung, in seinen
Stuhl zurück, ließ den Kopf hängen und verstummte ganz.

„Wäre es nicht spaßhaft,“ sagte der Nörgler zu seinem
Nachbar, „mich wegen eines Buches zu schlagen, das ich
weder gesehen noch gelesen habe?“ „Emil, nimm deinen
Rock in acht, dein Nachbar wird blaß.“ „Kant, mein Herr?
Auch so ein Ballon, den man aufsteigen läßt, um die
Flachköpfe zu amüsieren. Der Materialismus und der
Spiritualismus, das sind zwei hübsche Ballschläger, mit
denen Scharlatane auf dem Katheder denselben Federball
in die Höhe werfen. Ob Gott in allem sei, wie Spinoza sagt,

oder ob alles von Gott kommt, wie Sankt Paulus sagt . . . Dummköpfe! eine Tür auf- oder zumachen, ist das nicht dieselbe Bewegung? Kommt das Ei vom Huhn oder das Huhn vom Ei? Reichen Sie mir mal die Ente! . . . Das ist die ganze Wissenschaft.“ „Einfaltspinsel!“ rief ihm der Gelehrte zu, „die Frage, die du stellst, ist durch ein Faktum entschieden.“ „Welches?“ „Die Lehrstühle der Professoren sind nicht für die Philosophie da, aber die Philosophie für die Lehrstühle. Setz deine Brille auf und lies den Etat!“ „Diebe!“ „Schafsköpfe!“ „Gauner!“ „Narren!“ „Wo anders als in Paris fände man einen so lebhaften und raschen Austausch der Gedanken,“ rief Bixiou mit feierlichem Baß. „Komm, Bixiou, führe uns mal eine klassische Posse vor. Eine Charge, geh!“ „Soll ich euch das neunzehnte Jahrhundert vorführen?“ „Hört zu!“ „Ruhe!“ „Legt euren Mäulern Dämpfer an!“ „Wirst du schweigen, Chinese!“ „Gebt ihm Wein, damit er still ist, der Kindskopf!“ „Also los, Bixiou!“

Der Künstler knöpfte seinen schwarzen Rock bis zum Kragen zu, zog seine gelben Handschuhe an und fing an, mit allerlei Grimassen und Augenverdrehungen die ‚Revue des Deux Mondes‘ zu parodieren. Aber der Lärm ließ seine Stimme nicht aufkommen, und es war unmöglich, ein einziges Wort seiner Verspottung zu vernehmen. Wenn es ihm nicht gelang, das Jahrhundert zu verbildlichen, so veranschaulichte er doch die Revue, denn er verstand sich selbst nicht.

Das Dessert war wie durch Hexerei aufgetragen worden. Der Tisch trug einen riesenhaften Tafelaufsatz aus vergoldeter Bronze, der aus den Werkstätten von Thomire hervorgegangen war. Hohe Figuren, denen von einem berühmten Künstler die in Europa anerkannten Formen des Schönheitsideals verliehen worden waren, stützten und hielten Büschel von Erdbeeren, von Ananas, frischen

Datteln, gelben Trauben, rosigen Pfirsichen, Orangen, die mit dem Postschiff aus Setubal gekommen waren, Granaten, Früchte aus China, kurz alle Überraschungen des Luxus, Wunder an Konfekt, die leckersten Delikatessen, die verlockendsten Leckerbissen. Die Farben dieser gastronomischen Gemälde wurden noch gehoben durch den Glanz des Porzellans, durch goldfunkelnde Linien, durch die schön geschwungenen Vasen. Grünes, leichtes Moos, lieblich wie der flüssige Saum des Ozeans, bekränzte die in Sèvres nachgebildeten Landschaften von Poussin. Der Besitz eines deutschen Fürsten hätte nicht hingereicht, diesen vermessenen Aufwand zu bezahlen. Silber, Perlmutter, Gold, Kristall waren noch einmal in neuen Formen verschwendet; aber die Dumpfheit, das wortreiche Fieber des Rausches ließ in den Gästen kaum eine vage Empfindung dieser Feenpracht aus einem orientalischen Märchen aufkommen. Die Dessertweine mit ihrem Duft und ihrer Glut, die verzehrend durch das Mark sickerten und im Hirn eine Art sinnverwirrende Spiegelung erzeugten, lähmten die Beine vollends und machten die Hände schwer wie Blei. Die Früchtepyramiden wurden geplündert, die Stimmen schwollen an, der Tumult nahm zu. Man konnte keine Worte mehr unterscheiden, Gläser zersprangen, Gelächter platzte los wie Raketen; Cursy ergriff eine Trompete und schmetterte einen Tusch. Das war wie ein vom Teufel gegebenes Zeichen. Die rasende Menge brüllte, pfiß, sang, schrie, heulte, zeterte. Es war possierlich zu sehen, wie Leute, die von Natur heiter waren, finster wurden wie die Aktschlüsse von Crebillon oder träumerisch wie Matrosen, die im Wagen fahren. Die Schlaunen verrieten ihre Geheimnisse den Neugierigen, die nicht zuhörten. Die Melancholischen lächelten wie Tänzerinnen am Schluß ihrer Pirouetten. Claude Vignon gebärdete sich wie ein Bär im Käfig. Intime Freunde schlugen einander. Die Tierähnlich-

keiten auf den menschlichen Gesichtern, die von den Physiologen so erstaunlich aufgezeigt werden, kamen in Gebärden, in der Haltung des Körpers zum Vorschein. Ein Bichat, der kühl und nüchtern das mit angesehen hätte, würde hier treffliche Studien haben machen können. Der Herr des Hauses, der im Gefühl seiner Betrunkenheit nicht aufzustehen wagte, bemühte sich, eine anständige und gastfreundliche Miene beizubehalten, und stimmte mit einer starren Grimasse allen Übergriffen seiner Gäste zu. Auf seinem breiten, blauroten, ins Violette gehenden Gesicht, das einen fürchterlichen Anblick bot, spiegelte sich die allgemeine Bewegung in krampfhaften Anstrengungen, die dem Schlingern und Schwanken einer Brigg vergleichbar waren.

„Haben Sie sie umgebracht?“ fragte ihn Emil. „Die Todesstrafe soll ja infolge der Julirevolution abgeschafft werden,“ antwortete Taillefer mit einem Stirnrunzeln, das verschmitzt und einfältig zugleich war. „Sehen Sie sie denn nicht manchmal im Traum?“ sagte Raphael. „Es ist ja längst verjährt,“ erwiderte der reiche Mörder. „Und auf ihrem Grabe“, rief Emil mit sardonischem Ausdruck, „wird der Leichenversorger die Inschrift setzen lassen: ‚Wanderer, weihe ihrem Gedächtnis eine Träne!‘ Oh!“ fuhr er fort, „ich gebe dem Mathematiker, der mir durch eine algebraische Gleichung beweist, daß es eine Hölle gibt, gleich hundert Sous.“ Er warf ein Geldstück in die Höhe und rief: „Kopfseite für Gott!“ „Sieh es nicht an!“ sagte Raphael und ergriff das Geldstück; „was weiß man? Der Zufall ist oft so spaßhaft.“ „Ach!“ seufzte Emil mit komischer Betrübtheit, „zwischen der Geometrie des Ungläubigen und dem Paternoster des Papstes weiß ich mir keinen Rat. Bah! laß uns trinken! Trinken ist, glaube ich, das Orakel der göttlichen Flasche und das Schlußwort des Pantagrue.“ „Wir verdanken dem Paternoster“,

antwortete Raphael, „unsere Künste, unsere Denkmäler, vielleicht sogar unsere Wissenschaften, und eine noch größere Wohltat — unsere modernen Regierungen, die durch fünfhundert aufgeklärte Männer eine große fruchtbare Gesellschaft vortrefflich repräsentieren, in denen die entgegengesetzten Kräfte einander ausgleichen, indem sie der Zivilisation den Vorrang lassen, der gigantischen Königin, die die Stelle des Königs, jener veralteten schrecklichen Figur, die der Mensch als eine Art falsches Schicksal zwischen sich und den Himmel gesetzt hatte, eingenommen hat. Angesichts so vieler vollendeter Werke erscheint der Atheismus wie ein totes Gerippe. Was meinst du dazu?“ „Ich denke an die Ströme von Blut, die der Katholizismus vergossen hat,“ sagte Emil kalt. „Aus unsern Herzen und unsern Adern hat er eine zweite Sintflut über die Welt gebracht. Aber gleichviel! Jeder denkende Mensch soll unter dem Banner Christi marschieren. Er allein hat den Triumph des Geistes über die Materie geheiligt, er allein hat uns mit poetischer Kraft die Welt enthüllt, die uns von Gott trennt.“ „Glaubst du?“ antwortete Raphael mit einem undefinierbaren trunkenen Lächeln. „Nun denn, um uns nicht zu kompromittieren, bringen wir den Diis ignotis unsern Trunk dar!“

Und sie leerten ihre Becher des Wissens, der Kohlen- säure, der Wohlgerüche, der Poesie und der Ungläubig- keit.

„Wenn die Herren sich in den Salon begeben wollen, der Kaffee wartet dort auf sie,“ sagte der Haushofmeister.

In diesem Augenblick schwammen fast alle Gäste in jenen Regionen der Seligkeit, wo das Licht des Geistes erlischt und der Körper, aller Fesseln entledigt, sich den maßlosen Freuden der Freiheit überläßt. Die einen, auf dem Höhepunkt der Trunkenheit, blieben stumm und quälten sich, einen Gedanken zu erhaschen, der ihnen ihre

eigene Existenz verbürgte; die andern, in die Stumpfheit einer trägen Verdauung versunken, scheuten jede Bewegung. Beharrliche Redner stammelten noch undeutliche Worte, deren Sinn ihnen selber entging. Ein paar Refrains wurden abgeleiert wie ein Uhrwerk, das gezwungenerweise seine künstliche seelenlose Stimme austönen läßt. Schweigen und Lärmen paarten sich auf die seltsamste Art. Trotzdem erhoben sich die Gäste, als sie die helle Stimme des Dieners vernahmen, der ihnen neue Genüsse ankündigte, und bewegten sich, aufeinandergestützt, getragen, sich gegenseitig fortschleppend. Die ganze Schar blieb einen Augenblick lang wie gebannt auf der Türschwelle stehen. Die außergewöhnlichen Genüsse des Festmahls verblaßten vor dem berückenden Schauspiel, das der Gastfreund ihren wollüstigen Sinnen bot. Unter den strahlenden Kerzen eines goldenen Kronleuchters, um einen Tisch, auf dem ein Service aus vergoldetem Silber prangte, zeigte sich den verblödeten Gästen, deren Augen sich bald lüstern entzündeten, eine Anzahl Frauen. Blendend war der Schmuck, doch blendender noch alle diese Schönheiten, die alle Herrlichkeiten dieses Palastes überstrahlten. Die glühenden Blicke dieser Mädchen, wunderreich wie Feen, funkelten lebhafter als die Ströme Lichts, welche die seidigen Reflexe der Stoffe, das leuchtende Weiß des Marmors und die feinen Rundungen der Bronzen hervortreten ließen. Das Herz mußte in Flammen geraten beim Anblick dieser verführerischen Haartrachten und Stellungen, die in ihrem Reiz und ihrer Eigenart doch so ganz verschieden waren. Es war eine Blumenhecke mit Rubinen, Saphiren, Korallen. Schwarze Halsbänder auf schneeigen Hälsen, Schärpen, die wie ein Leuchtturmfeuer flatterten, stolze Turbane, bescheiden herausfordernde Tuniken. Dieses Serail hatte Verführungen für alle Augen, reizte jede Phantasie. Eine Tänzerin in entzückender Haltung schien hüllenlos unter

den fließenden Falten eines Kaschmirtgewandes. Eine durchsichtige Gaze, eine sich anschmiegende Seide verbarg oder verriet geheimnisreiche Vollkommenheiten. Kleine schmale Füße sprachen von Liebe, frische rote Lippen waren stumm. Zarte, sittsame junge Mädchen von täuschender Jungfräulichkeit mit sanften Madonnenscheiteln machten den Eindruck von Erscheinungen, die ein Windhauch hinwegtragen konnte. Aristokratische Schönheiten von hochmütigem Ausschen und lässiger Haltung, aber schlank, zart gebaut und anmutig, neigten den Kopf, als ob sie königliche Gunst zu vergeben hätten. Eine Engländerin, eine keusche ätherische Gestalt, wie aus ossianischen Wolken herabgestiegen, glich einem Engel der Melancholie, der Reue, die das Verbrechen flieht. Die Pariserin, deren ganze Schönheit in einer unbeschreiblichen Grazie liegt, mit ihrer besondern Eitelkeit im Punkt der Toilette und des Esprits, gewappnet mit ihrer sieghaften Schwäche, geschmeidig und zäh, Sirene ohne Herz und Leidenschaft, aber mit der Kraft begabt, die Glut der Leidenschaft mit arger Kunst zu entfachen und die Töne des Herzens vorzutäuschen, fehlte nicht in dieser gefährlichen Versammlung. Wie auch noch Italienerinnen, ruhig von Anschein und aufrechtig in ihrem Glück, norwegische Normanninnen mit prächtvollen Formen, südländische Frauen mit schwarzen Haaren und schön geschnittenen Augen zu finden waren. Es war, wie wenn Lebel alle Schönheiten von Versailles zusammengetrommelt hätte, die seit dem frühen Morgen ihre Angriffskünste in Bereitschaft hielten und nun wie eine Schar orientalischer Sklavinnen auf Befehl des Händlers herbeigekommen wären, um mit dem Tagesgrauen wieder zu verschwinden. Sie blieben wortlos, verschämt und saßen aneinandergedrängt um den Tisch, wie sich die Bienen in ihrem Bienenkorb zusammenschütten. Diese furchtsame Verlegenheit, in der ein Vorwurf

und zugleich Koketterie lag, war entweder berechnete Verführungskunst oder unwillkürliche Scham. Vielleicht riet ihnen ein Gefühl, das die Frau niemals ganz abstreift, sich in den Mantel der Tugend zu hüllen, um das Laster noch mannigfaltiger und verlockender zu machen. Es schien zunächst, als ob die von Taillefer angestiftete Verschwörung scheitern sollte. Diese zügellosen Männer waren fürs erste ganz von der majestätischen Macht hingenommen, mit der die Frau begabt ist. Ein Murmeln der Bewunderung ertönte wie eine sanfte Musik. Die Liebe war mit dem Weinrausch kein Bündnis eingegangen; anstatt einem Orkan der Leidenschaft überließen sich die Gäste, die in einem Moment der Schwäche überrascht worden waren, einer wollüstigen Ekstase. Beim Erklingen der Poesie, von der sie immer beherrscht sind, machten sich die Künstler daran, mit Genuß die zarten Abstufungen zu studieren, die diese erlesenen Schönheiten unterschieden. Einem Gedanken nachgehend, der vielleicht von einer dem Champagner entströmten Ausdünstung von Kohlensäure herührte, fühlte ein Philosoph etwas wie Rührung über die vielfachen Leiden, die diese Frauen hier zusammengebracht haben mochten, die vielleicht ehemals reinerer Huldigungen würdig waren. Jede von ihnen hatte sicher ein blutiges Drama zu erzählen. Alle brachten sie höllische Qualen mit und zogen treulose Männer, gebrochene Schwüre, mit Elend erkaufte Freuden nach sich. Die Gäste näherten sich ihnen mit Höflichkeit, und Unterhaltungen, eben verschiedenartig wie die Charaktere, entspannen sich in Gruppen bildeten sich. Es machte den Eindruck, als ob die Mädchen und Frauen in einem Salon der guten Gesellschaft den Gästen nach Tisch die Hilfe anbieten, die der Kaffee, der Zucker und die Liköre den in den Beschwerden einer widerstrebenden Verdauung befangenen Feinschmeckern wünschenswert machten. Bald jedoch erscholl Gelächter, das

Murmeln wurde lauter, die Stimmen erhoben sich. Die für einen Augenblick gezähmte Orgie drohte hie und da wieder loszubrechen. Dieser Wechsel von Stille und Lärm hatte eine entfernte Ähnlichkeit mit einer Symphonie von Beethoven.

Die beiden Freunde, die sich auf einem weichen Diwan niedergelassen hatten, sahen zuerst ein großes wohlgebautes Mädchen herannahen, von prächtiger Haltung, unregelmäßiger, aber eindringlicher, feuriger Physiognomie, die durch kräftige Kontraste wirkte. Ihr dunkles, in aufreizenden Locken herabfallendes Haar, das ohne Zweifel schon die Stürme der Liebe über sich hatte ergehen lassen, hing lose über ihren breiten Schultern, die anziehende Linien bildeten. Lange braune Korkzieherlocken verdeckten zur Hälfte einen majestätischen Hals, über den das Licht in Augenblicken in anmutigem Spiel dahinglitt. Die mattweiße Haut ließ die warmen Töne ihrer kräftigen Farben lebhaft hervortreten. Das von langen Wimpern beschattete Auge schleuderte kühne Blitze, Liebesfunken. Der rote, feuchte, halboffene Mund lud zum Kusse ein. Sie war von kräftigem Wuchs, aber trotzdem elastisch, ihre Brust, ihre Arme waren stark entwickelt wie bei den schönen Gestalten von Carrache; bei all dem schien sie behende, geschmeidig, und ihre Kraft mahnte an die Gelenkigkeit einer Pantherkatze, sowie die männliche Eleganz ihrer Formen aufreibende Wonnen verhieß. Obwohl man diesem Mädchen Scherz und Frohsinn zutraute, machten ihre Augen und ihr Lächeln einem bange. Gleich jenen von einem Dämon besessenen Prophetinnen rief sie mehr Staunen als Wohlgefallen hervor. Auf ihrem beweglichen Gesicht wechselte der Ausdruck blitzartig, in rascher Folge. Blasierte Männer würde sie vielleicht entzückt haben, aber ein junger Mann hätte sie gefürchtet. Sie war eine Kolossalstatue, von einem griechischen Tempel heruntergefallen, wundervoll aus der Entfernung, aber von nahe gesehen

grob. Nichtsdestoweniger mußte ihre verblüffende Schönheit die Unvermögenden anfeuern, mußte ihre Stimme selbst blöde Ohren entzücken, mußten ihre Blicke alte Knochen neu beleben. Emil verglich sie gewissermaßen mit einer Tragödie von Shakespeare, einem wunderwürdigen Phantasiestück, wo die Freude brüllt, die Liebe etwas Wildes hat und wo auf den blutrünstigen Aufruhr der Sinne die Anmut des Herzens und der Schimmer des Glückes folgen; einem Ungeheuer, das beißen und schmeicheln, wie ein Dämon lachen, wie ein Engel weinen kann, das in einer einzigen Umarmung alle Verführungskünste des Weibes spielen läßt, nur nicht die Seufzer der Melancholie und die bezaubernde Sittsamkeit der Jungfrau; das dann plötzlich losbricht, sich die Lenden blutig schlägt, seine Leidenschaft und seinen Geliebten zu Tode hetzt und sich endlich selbst vernichtet wie ein aufrührerisches Volk. Sie war in ein rotsamtenes Gewand gekleidet. Mit sorglosem Fuß zertrat sie die Blumen, die schon aus den Haaren einiger Gefährtinnen gefallen waren, und hielt den beiden Freunden mit nachlässiger Bewegung eine silberne Platte hin. Stolz auf ihre Schönheit, stolz auf ihre Laster vielleicht, entblößte sie einen weißen Arm, der sich kräftig von dem Samt abhob. Sie stand da wie die Königin der Lust, wie ein Bild der menschlichen Freude, jener Freude, welche die durch drei Generationen hindurch angesammelten Schätze verschleudert, über Leichnamen lacht, den Vorfahren Hohn spricht, Kronen und Throne erschüttert, Jünglinge zu Greisen und häufig Greise zu Jünglingen macht; jener Freude, der sich einzig solche Riesen hingeben dürfen, die die Macht von sich abtun wollen, die im Feuer des Gedankens geschweißt worden sind oder für die der Krieg ein Spielzeug geworden ist.

„Wie heißest du?“ fragte Raphael sie. „Aquilina.“
„Oh, oh!“ rief Emil. „du kommst aus dem ‚Geretteten

Venedig!“ „Ja,“ erwiderte sie. „Wie sich die Päpste neue Namen geben, wenn sie über alle Menschen hinaufsteigen, habe ich einen andern angenommen, indem ich mich über alle Frauen erhob.“ „Hast du denn, wie deine Schutzgöttin, einen edlen und schrecklichen Verschwörer, der dich liebt und für dich zu sterben bereit ist?“ sagte Emil lebhaft, den dieser Anschein von Poesie wieder aufrüttelte. „Ich habe ihn gehabt,“ antwortete sie; „aber die Guillotine ist meine Rivalin gewesen. Darum tue ich auch immer etwas Rotes in meinen Putz, damit meine Freude nicht zu weit geht.“ „Oh, wenn du sie die Geschichte der vier jungen Leute von La Rochelle erzählen läßt, hört sie nicht mehr auf. — Sei nur still, Aquilina! Haben nicht alle Frauen einen Geliebten zu beweinen? Aber nicht alle haben das Glück wie du, ihn an das Schafott verloren zu haben. Wahrhaftig! ich möchte meinen weit lieber in einer Grube in Clamart wissen als in dem Bett einer Rivalin.“

Diese Sätze wurden von einer sanften, melodischen Stimme gesprochen, die dem unschuldigsten, hübschesten, niedlichsten Wesen gehörte, das je unter dem Zauberstab einer Fee aus einem Zauberei gekrochen. Sie war mit unhörbaren Schritten herangekommen und zeigte ein feines Gesicht, eine zarte Gestalt, blaue Augen, die durch Bescheidenheit entzückten, eine frische, reine Stirn. Eine Nymphe, die aus ihrer Quelle taucht, ist nicht schüchtern, weißer, kindlicher, als dieses junge Mädchen, das einer Sechzehnjährigen gleich war, die das Böse nicht zu kennen, nichts von der Liebe zu wissen, von den Stürmen des Lebens verschont zu sein, aus einer Kirche zu kommen schien, wo sie zu den Engeln gebetet hatte, daß sie sie vor der Zeit zu sich in den Himmel abrufen möchten. Nur in Paris findet man diese Geschöpfe mit dem unschuldsvollen Gesicht, die unter einer blumenhaften Stirn die tiefste Verderbtheit, die raffiniertesten Laster

verbergen. Von den himmlischen Verheißungen, die in den lieblichen Zügen des jungen Mädchens zu lesen waren, getäuscht, nahmen Emil und Raphael den Kaffee, den sie ihnen in die von Aquilina gereichten Tassen eingoß, und begannen sie auszufragen. In den Augen der beiden Dichter vervollständigte sie gleichsam durch eine unheimliche Allegorie das Bild einer gewissen Seite des menschlichen Lebens, indem sie dem rauhen, leidenschaftlichen Ausdruck ihrer imposanten Gefährtin diese kalte, wollüstige, grausame Verdorbenheit gegenüberstellte, die unbesonnen genug war, ein Verbrechen zu begehen, stark genug, sich lachend darüber hinwegzusetzen; eine Art Dämon ohne Herz, der die reichen zärtlichen Seelen dafür bestraft, daß sie Empfindungen haben können, deren er unfähig ist, der immer eine Liebesgrimasse zu verkaufen hat, Tränen für den Leichenzug seines Opfers und Freude am Abend, wenn es dessen Testament liest. Ein Dichter hätte die schöne Aquilina bewundern können: aber die rührende Euphrasia müßte die ganze Welt fliehen: die eine war die Seele des Lasters, die andere das Laster ohne Seele.

„Ich möchte wohl wissen,“ sagte Emil zu der hübschen Person, „ob du bisweilen an die Zukunft denkst.“ „Die Zukunft?“ erwiderte sie lachend. „Was nennen Sie die Zukunft? Warum soll ich an etwas denken, was noch nicht ist? Ich blicke nie weder hinter mich, noch vorwärts. Ist es nicht schon zuviel, wenn man an einen ganzen Tag auf einmal denkt? Im übrigen kennen wir die Zukunft. Sie ist das Spital.“ „Wie kannst du das Spital voraussehen und nicht vermeiden wollen, hineinzukommen?“ rief Raphael. „Was hat das Spital denn so Furchtbares?“ fragte die schreckliche Aquilina. „Wenn wir weder Mütter noch Gattinnen sind, wenn das Alter uns schwarze Strümpfe auf die Beine zieht und unsere

Stirnen runzelt, wenn es alles, was an uns Weib ist, welk macht und die Freude in den Blicken unserer Freunde auslöscht, was können wir dann noch weiter wollen? Von allem, was uns schmückte, seht ihr nichts mehr in uns als den ursprünglichen Schlamm, ein Etwas, das auf zwei Beinen geht, entstellt, vertrocknet, verfallen ist und das im Gehen ein Geräusch wie von dürrem Laub hervorbringt. Der schönste Putz wird zu Lumpen für uns, das Ambra, das unser Schlafgemach durchduftete, riecht nach Moder und Verwesung; und wenn in diesem Kot ein Herz steckt, so beschimpft ihr es alle, ihr laßt uns nicht einmal ein Andenken. Ob wir also dann in einem reichen Haus wohnen und Hunde warten, oder im Spital Lumpen sortieren, ist das nicht genau dasselbe? Ob wir unsere weißen Haare unter einem rot und blau karierten Taschentuch oder unter Spitzen verstecken, ob wir die Straße mit Rutenbesen oder die Stufen der Tuilerien mit Atlasschleppen fegen, ob wir an vergoldeten Kaminen sitzen oder uns die Hände an Asche in einem ordenen Topf wärmen, ist das ein so großer Unterschied?“ „Aquilina mia, niemals hast du in all deiner Verzweiflung so viel Vernunft gezeigt,“ sagte Euphrasia; „ja, Kaschmir, Samt, Parfüms, Gold, Seide, Luxus, Glanz, alles was gefällt, steht nur der Jugend gut. Die Zeit allein kann gegen unsere Torheiten recht behalten, aber das Glück spricht uns frei. — Ihr lacht über das, was ich sage,“ rief sie aus und warf den beiden Freunden einen stechenden Blick zu; „habe ich nicht recht? Ich sterbe lieber am Vergnügen als an Krankheit. Ich habe weder die Manie, lange leben zu wollen, noch großen Respekt vor der menschlichen Gattung, in Anbetracht dessen, was Gott daraus macht. Gebt mir Millionen, ich werde sie verschlagen; ich möchte nicht einen Centime davon für das nächste Jahr behalten. Zu leben, um zu gefallen

und zu herrschen! das ist der Spruch, den jeder Schlag meines Herzens kundgibt. Die Gesellschaft pflichtet mir bei; befriedigt sie nicht dauernd meine Vergnügungssucht? Warum läßt mir denn der liebe Gott jeden Morgen zukommen, was ich am Abend ausgeben will? Warum baut ihr uns Spitäler? Da er uns nicht die Wahl gelassen hat zwischen dem Guten und dem Bösen, damit wir wählen, was uns widerwärtig ist, so wäre ich ja sehr dumm, wenn ich mich nicht amüsierte.“ „Und die ändern?“ fragte Emil. „Die ändern? Nun, mögen sie doch auf ihre Weise fertig werden! Ich will lieber über ihre Leiden lachen, als meine zu beweinen haben. Ich will es keinem Manne raten, daß er mir das geringste Leid zufügt.“ „Was hast du denn gelitten, um so zu denken?“ fragte Raphael. „Ich bin um einer Erbschaft willen verlassen worden!“ sagte sie und nahm eine Haltung an, die alle ihre Reize hervortreten ließ. „Und ich hatte Tag und Nacht gearbeitet, um meinen Geliebten zu ernähren. Ich will mich von keinem Lächeln, von keinem Versprechen mehr nasführen lassen und habe die Absicht, aus meinem Leben eine lange Vergnügungspartie zu machen.“ „Aber“, rief Raphael aus, „kommt das Glück denn nicht aus der Seele?“ „Nun denn,“ erwiderte Aquilina, „ist es nichts, sich bewundert, geschmeichelt zu sehen, über alle Frauen, selbst die tugendhaftesten, zu triumphieren, sie mit unserer Schönheit, unserm Reichtum zu erdrücken? Überhaupt, wir leben in einem Tage mehr, als eine gute Bürgersfrau in zehn Jahren, und damit ist alles gesagt.“ „Ist eine Frau ohne Tugend nicht hassenswürdig?“ sagte Emil zu Raphael. Euphrasia warf ihnen einen Vipernblick zu und antwortete mit einem Ton unnacahmlicher Ironie: „Die Tugend! Wir lassen sie den Häßlichen und Buckligen. Was wären sie ohne das, die armen Frauen?“ „Schweig!“ rief Emil,

„sprich nicht von Dingen, die du nicht verstehst.“ „So! ich kenne sie nicht!“ versetzte Euphrasia. „Sein Lebelang einem verhaßten Menschen angehören, Kinder aufziehen, die einen verlassen, und sich bei ihnen bedanken, wenn sie einen ins Herz treffen; das sind die Tugenden, die ihr von der Frau verlangt; und um sie für ihre Entsagung zu belohnen, legt ihr ihr Leiden auf, indem ihr sie zu verführen sucht; widersteht sie, so stellt ihr sie bloß. Schönes Leben! Nein, lieber doch frei bleiben, die lieben, die uns gefallen, und jung sterben.“ „Fürchtest du denn nicht, all dies eines Tages bezahlen zu müssen?“ „Nun,“ antwortete sie, „anstatt meine Freuden und Leiden untereinanderzumischen, wird mein Leben in zwei Hälften geschnitten sein: eine sicherlich fröhliche Jugend und ein ungewisses Alter, währenddessen ich nach Belieben leiden kann.“ „Sie hat nie geliebt,“ sagte Aquilina mit tiefem Ton. „Sie hat niemals hundert Meilen zurückgelegt, um mit tausend Wonnen einen Blick zu erhaschen und ein ‚Nein‘ zu hören; sie hat ihr Leben nicht an ein Paar Augen gehängt, hat nicht soundsoviele Männer niederstechen wollen, um ihren Herrn, ihren Herrscher, ihren Gott zu retten . . . Für sie ist die Liebe ein hübscher Offizier.“ „Nun, nun, La Rochelle,“ erwiderte ihr Euphrasia, „die Liebe ist wie der Wind, wir wissen nicht, woher sie kommt. Im übrigen, wenn ein Tier dich sehr geliebt hätte, würdest du die Menschen hassen, die Vernunft besitzen.“ „Das Gesetz verbietet uns, die Tiere zu lieben,“ versetzte die große Aquilina mit spöttischem Ton. „Ich glaubte, du seist nachsichtiger gegen das Militär!“ sagte Euphrasia lachend. „Wie glücklich sie sind, daß sie sich so ihrer Vernunft entäußern können!“ rief Raphael aus. „Glücklich?“ sagte Aquilina mit einem Lächeln des Mitleids und der Bitterkeit und warf den beiden Freunden einen furchtbaren Blick zu. „Ach! Ihr

weiß nicht, was es heißt, zum Vergnügen verdammt zu sein, wenn man einen Toten im Herzen hat . . .“

Wer zu diesem Zeitpunkt einen Blick in die Salons geworfen hätte, der hätte einen Begriff des Miltonschen Pandämoniums bekommen können. Die blauen Flammen des Punsch färbten die Gesichter derer, die noch trinken konnten, mit infernalischen Tönen. Rasende Tänze, von einer wilden Innenkraft befeuert, erregten Gelächter und Geschrei, das wie knallendes Feuerwerk losplatzte. Das Boudoir und ein kleiner Empfangssalon sahen aus wie ein Schlachtfeld, auf dem Tote und Sterbende übereinanderliegen. Die Atmosphäre war heiß von Wein, von Lust und von Worten. Rausch, Liebe, Wahnwitz, Weltvergessenheit war in den Herzen, lag auf den Gesichtern, drückte sich durch die Unordnung in den Gegenständen aus, verschleierte die Blicke und schwebte als betäubender Dunst in der Luft. Es hatte sich, wie in den leuchtenden Streifen, die ein Sonnenstrahl entstehen läßt, glitzernder Staub erhoben, durch welchen man undeutlich die seltsamsten Verschlingungen, die grotesksten Liebeskämpfe erblickte. Hier und da schienen einige Gruppen förmlich mit den weißen Marmorleibern edler Kunstwerke, welche die Gemächer zierten, eins geworden. Obwohl die beiden Freunde in ihren Gedanken und Sinnen eine gewisse trügerische Klarheit bewahrt hatten, eine dunkle Empfindung, gleichsam ein unvollkommenes Scheinbild des Lebens, war es ihnen unmöglich zu unterscheiden, was an den bizarren Phantasien wirklich, was an den übernatürlichen Bildern, die unaufhörlich an ihren ermüdeten Augen vorüberzogen, möglich war. Die Schwüle, die über unsern Träumen lagert, die inbrünstige Weichheit, die die Gestalten in unsern Visionen annehmen, eine gewisse mit Ketten beladene Leichtigkeit, kurzum die ungewohntesten Phänomene des Schlafs bestürmten sie dermaßen, daß sie

die Spiele dieser Schwelgerei für die flüchtigen Erscheinungen eines Alps hielten, wo die Bewegung ohne Geräusch vor sich geht, die Schreie vom Ohr nicht vernommen werden. In diesem Augenblick gelang es einem vertrauten Kammerdiener, nicht ohne Mühe, seinen Herrn in das Vorzimmer zu ziehen und ihm zuzuflüstern: „Herr, alle Nachbarn sind an den Fenstern und beklagen sich über den Lärm.“ „Warum lassen sie nicht Stroh vor ihre Türen legen, wenn sie Angst vor dem Lärm haben?“ rief Taillefer.

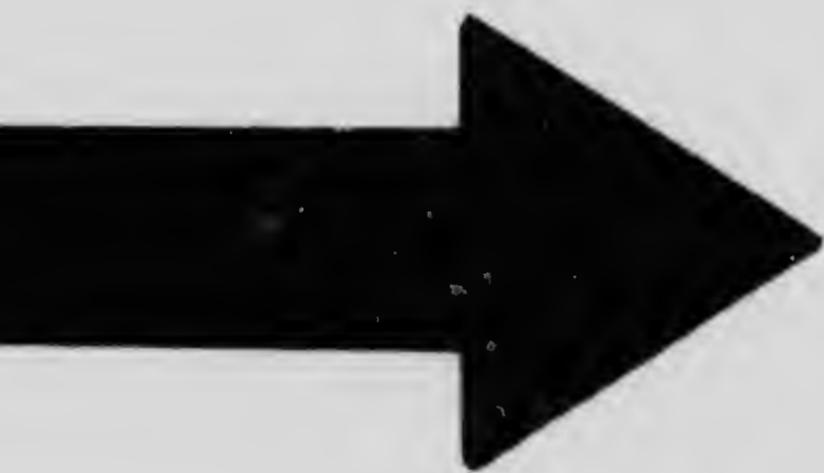
Plötzlich entfuhr Raphael ein so jähes, unangebrachtes Lachen, daß sein Freund ihn um Aufschluß über diesen brutalen Freudenausbruch bat.

„Du würdest mich schwer verstehen,“ antwortete er. „Zuerst müßte ich bekennen, daß ihr mich in dem Augenblick auf dem Kai Voltaire angetroffen habt, als ich im Begriffe stand, mich in die Seine zu werfen, und du würdest zweifellos die Beweggründe meines Vorhabens kennen wollen. Aber wenn ich hinzufügte, daß sich kurz vorher, durch einen uns Fabelhafte grenzenden Zufall, die poesiereichsten Trümmer der materiellen Welt vor meinen Augen zu einer symbolischen Gestalt der menschlichen Weisheit zusammenfanden, während in diesem Augenblick die Überreste aller intellektuellen Schätze, die wir bei Tisch durcheinandergeworfen haben, auf diese beiden Frauen, die lebendigen Urbilder der Torheit, hinauslaufen; und daß unsere tiefe Unbekümmertheit um Menschen und Dinge als Übergang zu den stark gefärbten Bildern zweier sich so diametral gegenüberstehenden Systeme des Daseins gedient hat, würdest du davon klüger sein? Wenn du nicht betrunken wärst, würdest du vielleicht eine philosophische Abhandlung darin erblicken.“ „Wenn du nicht die beiden Füße auf dieser hinreißenden Aquilina hättest, deren Schnauben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Rollen eines nahenden

Gewitters hat,“ erwiderte Emil, der sich seinerseits damit unterhielt, die Haare Euphrasiens zusammenzurollen und wieder aufzulösen, ohne daß ihm diese unschuldige Beschäftigung recht zum Bewußtsein kam, „würdest du über deine Betrunkenheit und dein Gefasel schamrot werden. Deine beiden Systeme gehen in einen einzigen Satz und lassen sich auf einen Gedanken bringen. Das einfache mechanische Leben führt zu irgendeiner törichten Weisheit, indem es unsere Intelligenz durch die Arbeit erstickt, während das Leben, das man in der Leere der Abstraktionen oder in den Abgründen der moralischen Welt verbringt, zu irgendeiner ganz verrückten Weisheit führt. Mit einem Wort: die Gefühle töten, damit man alt wird, oder jung sterben, indem man das Martyrium der Leidenschaften auf sich nimmt, das ist unser Urteilsspruch. Im übrigen kämpft diese Entscheidung noch mit den Temperamenten, die uns der alte Spaßmacher, dem wir das Muster aller Kreaturen verdanken, gegeben hat.“ „Esel!“ unterbrach ihn Raphael; „fahre fort, dich selbst so auf eine so knappe Formel zu bringen, es werden Bände daraus werden. Wenn ich mir hätte anmaßen wollen, diese beiden Begriffe richtig zu formulieren, hätte ich dir gesagt, daß der Mensch sich durch die Anwendung der Vernunft in Verfall bringt und durch die Unwissenheit sich läutert. Das heißt die Gesellschaften antasten wollen? Aber ob wir mit den Weisen leben oder mit den Narren zugrunde gehen, ist das Resultat nicht früher oder später das nämliche? Übrigens hat der große Philosoph der Quintessenz diese beiden Systeme seinerzeit in zwei Worten ausgedrückt: Carymary, Carymara.“ „Du machst mich an der Allmacht Gottes zweifeln, denn du bist dümmer, als er mächtig ist,“ erwiderte Emil. „Unser teurer Rabelais hat diese Philosophie durch ein kürzeres Wort als ‚Carymary, Carymara‘ entschieden; das

ist ‚Vielleicht‘, von woher Montaigne sein ‚Was weiß ich?‘
genommen hat. Außerdem sind diese letzten Worte der
Moralphilosophie nichts anderes als der Ausruf von
Pyrrhon, da er zwischen Gut und Böse steht, wie Buridans
Esel zwischen zwei Heubündeln. Aber lassen wir diesen
ewigen Streit, der heute auf Ja und Nein hinausläuft.
Welche Erfahrung wolltest du denn machen, als du dich
in die Seine werfen wolltest? Warst du auf die hydrau-
lische Maschine an der Notre-Dame-Brücke neidisch?“
„Ach, wenn du mein Leben kenntest.“ „Oh! ich hätte
dich nicht für so alltäglich gehalten, die Phrase ist ver-
braucht. Weißt du nicht, daß wir alle den Anspruch
erheben, viel mehr als die andern zu leiden?“ „Ach!“
seufzte Raphael. „Aber du bist zum Lachen mit deinem
Ach! Laß mal sehn! Zwingt dich eine Krankheit der Seele
und des Leibes, alle Morgen die Pferde zurückzuführen,
die dich am Abend vierteilen sollen, wie es Damiens tat?
Hast du deinen Hund roh, ohne Salz in deiner Dach-
stube aufgegessen? Haben deine Kinder jemals zu dir
gesprochen: ‚Ich habe Hunger?‘ Hast du die Haare deiner
Geliebten verkauft, um spielen gehen zu können? Bist du
jemals in eine falsche Wohnung gegangen, um einen auf
einen falschen Onkel gezogenen falschen Wechsel zu zahlen,
mit der Furcht, zu spät zu kommen? Nun, ich höre! Wenn
du dich wegen einer Frau, eines Wechselprotestes oder
aus Langerweile ins Wasser werfen wolltest, so verleugne
ich dich. Bekenne, lüge nicht; ich verlange keine histori-
schen Memoiren von dir! Vor allem: sei so kurz, als es
deine Betrunkenheit möglich macht! Ich bin anspruchs-
voll wie ein Lektor und am Einschlafen wie eine Frau
in der Vesper.“ „Armes Schaf! Seit wann stehen die
Schmerzen nicht mehr im Verhältnis zur Gefühlskraft?
Wenn wir auf der Stufe der Wissenschaft angelangt sein
werden, die es uns erlaubt, eine Naturgeschichte der





MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)



1.45

1.50

1.56

1.63

1.71

1.80

1.88

1.96

2.04

2.12

2.25

2.34

2.43

2.52

2.61

2.70

2.80

2.90

3.00

3.15

3.30

3.45

3.60

3.75

3.90

4.05

4.20

4.35

4.50

4.65

4.80



APPLIED IMAGE Inc

1653 East Main Street
Rochester, New York 14609 USA
(716) 482 - 0300 - Phone
(716) 288 - 5989 - Fax

Herzen zu begründen, sie zu benennen, sie in Arten, Unterarten, Familien, Krustazeen, Fossilien, Saurier, in solche von mikroskopischer Beschaffenheit und, was weiß ich, was noch alles einzuteilen, dann, lieber Freund, wird es bewiesen sein, daß es welche gibt, die so zart und empfindlich sind wie Blumen und gleich ihnen von leichten Berührungen geknickt werden können, die gewisse mineralische Herzen nicht einmal spüren.“ „Oh! ich bitte dich, verschone mich mit deiner Vorrede,“ sagte Emil mit einer halb lachenden, halb kläglichen Miene, indem er Raphaels Hand nahm.

II. DIE FRAU O.F.F.E HERZ

Nachdem Raphael eine Weile stumm geblieben war, sagte er leichthin: „Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich den Dünsten des Weins und Punsches die Klarheit zuschreiben soll, die mich in diesem Augenblick mein Leben in einem einzigen Gemälde umfassen läßt, in welchem die Figuren, die Farben, die Lichter, die Schatten und Halbschatten getreulich wiedergegeben sind. Dies poetische Spiel meiner Einbildungskraft würde mich nicht in Erstaunen setzen, wenn es nicht von einer gewissen Verachtung für meine vergangenen Schmerzen und Freuden erfüllt wäre. In der Entfernung gesehen, ist mein Leben durch ein geistiges Phänomen wie zusammengeschrumpft. Dieser lange, schleichende Schmerz, der zehn Jahre gedauert hat, läßt sich heute durch ein paar Sätze wiedergeben, in denen der Schmerz nur noch ein Gedanke und die Freude eine philosophische Betrachtung ist. Ich urteile, anstatt zu empfinden.“ „Du bist langweilig wie eine neue Vorlage, die man diskutiert,“ rief Emil dazwischen. „Es ist möglich,“ erwiderte Raphael ohne Murren. „Ich werde dir daher auch, um deine Ohren nicht zu mißbrauchen, die ersten siebzehn Jahre meines

Lebens schenken. Bis zu dem Zeitpunkt habe ich gelebt wie du, wie tausend andere, das Leben im Gymnasium oder Lyzeum, dessen eingebildete Leiden und wirkliche Leiden das Entzücken unserer Erinnerung sind, an das unser verwöhnter Gaumen sich wendet, um die Freitagsgemüse noch einmal so zu kosten, wie er sie seitdem nie wieder genossen hat: schönes Leben, dessen Mühseligkeiten wir mißachten und das uns doch die Arbeit gelehrt hat.“ „Komm zum Drama!“ sagte Emil in einem halb komischen, halb klagenden Ton. „Als ich das Gymnasium verlassen hatte,“ erwiderte Raphael und nahm sich mit einer entschiedenen Handbewegung das Recht fortzufahren, „band mich mein Vater an eine strenge Disziplin; er logierte mich in einem Zimmer, das neben seinem lag, ein. Ich ging um neun Uhr abends zu Bett und stand um fünf Uhr morgens auf; ich sollte gewissenhaft die Rechte studieren. Ich besuchte die juristische Fakultät und ging gleichzeitig zu einem Advokaten; aber die Gesetze von Zeit und Raum fanden eine so strenge Anwendung auf meine Ausgänge, meine Arbeiten, und mein Vater verlangte solch genaue Rechenschaft über . . .“ „Was geht mich das an?“ unterbrach Emil. „Nun denn, hol dich der Teufel!“ erwiderte Raphael. „Wie kannst du meine Gefühle begreifen, wenn ich dir nicht die unmerklichen Umstände erzähle, die meine Seele beeinflussten, sie an die Furcht gewöhnten und mich lange in der kindlichen Befangenheit des Jünglings festhielten? So daß ich mit einundzwanzig Jahren unter einer Zwangsherrschaft stand, die so hart war wie eine mönchische Ordensvorschrift. Um dir das ganze Elend meines Lebens zu enthüllen, dafür genügt es vielleicht, wenn ich dir meinen Vater schildere: er war ein großer, dürrer, engbrüstiger Mann mit einem Gesicht wie eine Messerklinge und blassem Teint, kurz angebunden, zänkisch wie

eine alte Jungfer und kleinlich wie ein Bureauvorsteher. Seine Vaterwürde schwebte über meinen schelmischen und fröhlichen Gedanken und hielt sie wie unter einer bleiernen Kuppel gefangen. Wenn ich ihm ein leises und zärtliches Gefühl bezeigen wollte, behandelte er mich wie ein Kind, das eine Dummheit sagen will; ich fürchtete ihn viel mehr, als wir früher unsere Schulmeister gefürchtet hatten; ich war in seinen Augen immer acht Jahre alt. Ich glaube ihn noch vor mir zu sehen. In seinem kastanienbraunen Überrock, in dem er sich geradehielt wie eine Osterkerze, sah er einem sauren Hering gleich, der in einem rötlichen Einwickelpapier steckt. Trotzdem liebte ich meinen Vater: im Grunde war er gerecht. Vielleicht lassen wir die Strenge dann nicht, wenn sie durch einen großen Charakter, durch reine Sitten gerechtfertigt und geschickt mit Güte verbunden ist. Wenn mich mein Vater bis zu zwanzig Jahren niemals allein ließ, wenn er nicht zehn Franken zu meiner Verfügung stellte, zehn elende, lumpige Franken, ein unermeßlicher Reichtum, deren vergebens erhoffter Besitz mich maßlos beglückt hätte — so suchte er mir wenigstens einige Zerstreungen zu verschaffen. Nachdem er mir seit Monaten ein Vergnügen versprochen hatte, führte er mich in die Bouffons, in ein Konzert, auf einen Ball, wo ich eine Geliebte zu finden hoffte. Eine Geliebte! Das war für mich die Unabhängigkeit. Aber verschämt und schüchtern wie ich war, ohne Kenntnis der feinen Umgangsformen und gänzlich unbekannt, kehrte ich immer wieder mit demselben unerfahrenen, von Wünschen geschwellten Herzen nach Hause zurück. Am nächsten Morgen mußte ich dann, von meinem Vater wie ein Schwadronpferd am Zügel gehalten, von früh an zu einem Advokaten, in die Fakultät, in den Justizpalast. Hätte ich mich von dem einförmigen Wege, den mein Vater mir vorgezeichnet

hatte, entfernen wollen, so hätte ich seinen Zorn herausgefordert; er hatte mir gedroht, mich bei meinem ersten Vergehen als Schiffsjunge nach den Antillen einzuschiffen. Wenn ich gelegentlich wagte, auf ein oder zwei Stunden einen Ausflug zu unternehmen, so stand ich furchtbare Angst dabei aus. Denke dir die ausschweifendste Phantasie, das liebevollste Herz, das zärtlichste Gemüt, den poetischsten Sinn fortwährend neben einem kieselharten, sauertöpfischen, eiskalten Menschen; denke dir ein junges Mädchen mit einem Skelett verheiratet, und du wirst eine Existenz verstehen, deren absonderliche Vorgänge du nur in der Beschreibung kennen lernst, als da sind: Fluchtpläne, die sich sofort beim Anblick meines Vaters verflüchtigten, Anfälle von Verzweiflung, die sich im Schlaf beruhigten, unterdrückte Begierden, finstere Melancholien, die nur die Musik zerstreuen konnte. Ich ließ mein Unglück in Melodien ausströmen. Mozart oder Beethoven waren häufig meine verschwiegenen Vertrauten. Heute muß ich lächeln, wenn ich mich an alle die Bedenklichkeiten zurückerinnere, die mein Gewissen in dieser Periode der Unschuld und Tugend beunruhigten. Hätte ich den Fuß in ein Restaurant gesetzt, so hätte ich gemeint, dies sei mein Verderben. Meine Phantasie ließ mich in einem Café einen Ort der Unzucht erblicken, wo die Männer ihrer Ehre verlustig gingen und ihr Vermögen aufs Spiel setzten. Geld beim Spiel zu riskieren, dazu hätte ich freilich erst welches haben müssen. Oh! Wenn ich dich einschläfern soll, so will ich dir eine der schrecklichsten Freuden meines Lebens erzählen, eine jener Freuden, die sich mit Krallen in unser Herz bohren, wie ein glühendes Eisen in die Schulter eines Sträflings. Ich war zum Ball beim Herzog von Navarreins, dem Vetter meines Vaters. Damit du meine Situation ganz begreifst, mußst du wissen, daß ich einen fadenscheinigen Rock anhatte, plumpe

Schuhe, eine Kutscherkrawatte und abgetragene Handschuhe. Ich hatte mich in eine Ecke gesetzt, um nach Herzenslust Eis essen zu können und die hübschen Frauen anzusehen. Mein Vater sah mich. Aus einem Grunde, den ich niemals erraten habe, so sehr verblüffte mich dieser Vertrauensakt, gab er mir seine Börse und seine Schlüssel zum Aufbewahren. Zehn Schritte von mir entfernt spielten einige Männer. Ich hörte das Geld klingen. Ich war zwanzig Jahre alt, ich hatte den Wunsch, einen ganzen Tag in den Lastern meines Alters zu verbringen. Es war dies eine Ausschweifung der Phantasie, wie man sie wohl kaum in den Gelüsten der Kurtisanen oder in den Träumen der jungen Mädchen antrifft. Seit einem Jahr nährte ich den Traum, gut angezogen zu sein, im Wagen zu fahren mit einer schönen Frau an meiner Seite, den Herrn zu spielen, bei Véry zu dinieren, am Abend ins Schauspiel zu gehen und erst am nächsten Tag und dazu noch mit einem Abenteuer, verwickelter als das in der ‚Hochzeit des Figaro‘, zu meinem Vater zurückzukehren, ohne daß er hätte dahinterkommen können. Dieses ganze Vergnügen hatte ich auf fünfzig Taler geschätzt. Stand ich nicht noch unter dem kindlichen Zauber des Schulschwänzens? Ich ging also in einen Damensalon, wo ich allein, mit brennenden Augen und zitternden Fingern, das Geld meines Vaters zählte: hundert Taler! Von dieser Summe heraufbeschworen, umtanzten mich die Freuden meines Streiches, wie die Hexen Macbeths ihren Kessel, aber lockend, zitternd, verführerisch. Ich warf mich der Liederlichkeit kühn in die Arme. Ohne auf das Klingen in meinen Ohren noch auf das beschleunigte Klopfen meines Herzens zu achten, nahm ich zwei Zwanzigfrankenstücke, die ich noch heute sehe. Ihre Jahreszahl war verwischt und das Bild Bonapartes glotzte mir daraus entgegen. Ich steckte die Börse in meine

Tasche, trat an einen Spieltisch, mit den beiden Goldstücken in meiner feuchten Hand, und streifte um die Spieler herum wie ein Sperber um einen Hühnerstall. Von unbeschreiblichen Ängsten gepeinigt, warf ich einen scharfen Blick nach allen Seiten. Nachdem ich mich vergewissert hatte, von niemandem aus der Bekanntschaft bemerkt worden zu sein, setzte ich auf das Spiel eines kleinen fetten, fröhlich aussehenden Mannes, auf dessen Kopf ich mehr Gebete und heiße Wünsche häufte, als während dreier Stürme auf dem Meer zum Himmel geschickt werden. Dann stellte ich mich mit einem für mein Alter überraschenden Instinkt von Verruchtheit und Machiavellismus neben einer Tür auf, von wo aus ich meinen Blick durch die Salons schweifen ließ, ohne etwas zu sehen. Meine Seele und meine Augen schwebten über dem verhängnisvollen grünen Tisch. Von jenem Abend datiert die erste physiologische Beobachtung, der ich jene eigentümliche durchdringende Geistesschärfe verdanke, die mir gewisse Aufschlüsse über die Geheimnisse unsrer doppelten Natur gegeben hat. Ich drehte dem Tisch den Rücken zu, wo mein zukünftiges Glück in Frage stand, ein Glück um so tiefer vielleicht, als es verbrecherisch war; zwischen den beiden Spielern und mir hatte sich ein Gehege von Menschen gebildet, das aus vier oder fünf Reihen bestand. Das Gemurmel der allgemeinen Unterhaltung verhinderte, daß man den Klang des Goldes unterscheiden konnte, der sich mit der Musik des Orchesters vermischte; doch trotz allen diesen Hindernissen, mit dem Vorrecht der Leidenschaft, das ihr die Macht verleiht, Zeit und Raum auszulöschen, hörte ich deutlich die Worte der beiden Spieler; ich kannte ihre Stiche, ich wußte, welcher von den beiden es war, der den König zurückgab, als ob ich die Karten gesehen hätte; kurzum, zehn Schritte von dem Spiel entfernt, machte mich seine

Unberechenbarkeit erblassen. Mein Vater ging plötzlich an mir vorüber, und ich verstand das Wort der Heiligen Schrift: ‚Der Geist Gottes ging an ihm vorbei!‘ Ich hatte gewonnen. Durch den Menschenknäuel hindurch, der sich um die Spieler herumdrängte, glitt ich mit der Behendigkeit eines Aals, der durch die zerrissene Masche eines Netzes entkommt, zum Tisch. Die schmerzhaft gespannte Faser löste sich in Freude auf. Ich war wie ein zum Tode Verurteilter, der auf dem Wege zum Richtplatz dem König begegnet. Zufällig fehlten einem ordengeschmückten Herrn vierzig Franken und er erhob Anspruch darauf. Ich wurde von suchenden Augen verdächtigt, ich erbleichte und Schweißtropfen liefen von meiner Stirn herunter. Das Verbrechen, meinen Vater bestohlen zu haben, schien mir gebüßt. Der dicke kleine Mann sagte dann mit einer wahrhaft engelgleichen Stimme: ‚Alle diese Herren hatten gesetzt‘, und er bezahlte die vierzig Franken. Ich hob meine Stirn und warf triumphierende Blicke auf die Spieler. Ich verleihte der Börse meines Vaters das Gold wieder ein, das ich herausgenommen hatte, und ließ meinen Gewinn bei dem würdigen, biedern Herrn stehen, der fortfuhr zu gewinnen. Sobald ich mich Besitzer von hundertsechzig Franken sah, wickelte ich sie in mein Taschentuch, so daß sie auf unserm Nachhausewege nicht aneinanderklagen konnten, und spielte nicht mehr. ‚Was tatest du beim Spiel?‘ sagte mein Vater zu mir, als wir in den Wagen stiegen. ‚Ich sah zu,‘ antwortete ich zitternd. ‚Nun,‘ fuhr mein Vater fort, ‚es wäre nichts so Schlimmes gewesen, wenn du, etwa aus Eigenliebe, dich hättest verleiten lassen, auch einen kleinen Einsatz zu machen. In den Augen der Welt bist du alt genug, um das Recht zu haben, Dummheiten zu begehen. Auch würde ich es dir verzeihen, Raphael, wenn du dich meiner Börse bedient

hättest... Ich antwortete nicht. Als wir zu Hause waren, gab ich meinem Vater seine Schlüssel und sein Geld zurück. Er leerte in seinem Zimmer seine Börse auf den Kaminsims, zählte das Geld, wandte sich mit einer recht liebenswürdigen Miene zu mir und sagte, indem er jeden Satz vom andern durch eine mehr oder weniger lange und bedeutungsvolle Pause trennte: ‚Mein Sohn, du bist nun bald zwanzig Jahre alt. Ich bin mit dir zufrieden. Du brauchst ein Jahresgeld, sei es auch nur, um sparen zu lernen und mit dem Leben Bekanntschaft zu machen. Von heute ab gebe ich dir hundert Franken monatlich. Du kannst über dein Geld verfügen, wie es dir beliebt. Hier ist das Geld für die ersten drei Monate,‘ fügte er hinzu, indem er eine Rolle Goldes streichelte, als wollte er ihre Echtheit bezeugen. Ich gestehe, ich war nahe daran, mich ihm zu Füßen zu werfen, ihm zu bekennen, daß ich ein Räuber, ein Niederträchtiger, und schlimmer, ein Lügner sei. Die Scham hielt mich davon ab. Ich wollte ihn umarmen, er drängte mich sanft zurück. ‚Du bist jetzt ein Mann, mein Kind,‘ sagte er zu mir. ‚Was ich tue, ist eine einfache und gerechte Sache, wofür du mir nicht zu danken hast. Wenn ich ein Recht auf deine Dankbarkeit habe, Raphael,‘ fuhr er mit einem sanften, aber würdevollen Ton fort, ‚so ist es dafür, daß ich deine Jugend vor den Gefahren bewahrt habe, die hier in Paris alle jungen Leute aufreiben. In Zukunft werden wir zwei Freunde sein. In einem Jahr bist du Doktor der Rechte. Du hast, nicht ohne einige Unannehmlichkeiten und gewisse Entbehrungen, dir solide Kenntnisse und die Liebe zur Arbeit angeeignet, die den Männern, die die Geschäfte zu führen berufen sind, unentbehrlich sind. Lerne meine Absichten kennen, Raphael! Ich will aus dir weder einen Advokaten noch einen Notar machen, sondern einen Staatsmann, der dereinst der

Ruhm unseres bescheidenen Hauses werden soll . . . Auf morgen!' fügte er hinzu und verabschiedete mich mit einer geheimnisvollen Handbewegung. Von dem Tage an weihte mein Vater mich offen in alle seine Pläne ein. Ich war der einzige Sohn, und ich hatte meine Mutter schon vor zehn Jahren verloren. Mein Vater, der der Abkömmling eines alten Adelsgeschlechts aus der Auvergne war, das jetzt ziemlich in Vergessenheit geraten ist, hatte es nicht schicklich gefunden, mit dem Degen an der Seite seinen Kohl zu bauen, und war seinerzeit nach Paris gekommen, um da den Kampf mit dem Teufel aufzunehmen. Von jener Verschlagenheit, die, wenn sie sich mit Energie paart, die Männer des Südens von Frankreich so überlegen macht, hatte er es ohne besondern Anhalt dahin gebracht, im Mittelpunkt der Macht selbst Fuß zu fassen. Die Revolution hatte bald sein Vermögen verschlungen. Doch war es ihm geglückt, die Erbin eines großen Hauses heimzuführen, und er war unter dem Kaiserreich nahe daran, unserm Hause den alten Glanz wiederzugeben. Die Restauration, welche meiner Mutter beträchtliche Güter zurückgab, ruinierte meinen Vater. Da er ehemals mehrere Landgüter gekauft hatte, die der Kaiser seinen Generalen geschenkt hatte und die im Ausland lagen, schlug er sich seit zehn Jahren mit Diplomaten und Kommissaren, mit preußischen und bayrischen Gerichtshöfen herum, um sich in dem umstrittenen Besitz der unglückseligen Schenkungen zu erhalten. Mein Vater warf mich in das unentwirrbare Labyrinth dieses Prozesses, von dem unsere Zukunft abhing. Man konnte uns verurteilen, die Einkünfte sowie den Preis für bestimmte Holzschläger, die von 1814 bis 1817 gemacht worden waren, zurückzuerstatten; in diesem Fall hätte das Vermögen meiner Mutter kaum hingereicht, die Ehre unseres Namens zu retten. An dem Tage also, wo mein Vater

mich in gewisser Hinsicht selbständig gemacht zu haben schien, verfiel ich dem unerträglichsten Joch. Ich mußte wie auf einem Schlachtfeld kämpfen, Tag und Nacht arbeiten, Staatsmänner aufsuchen, ihre Religion ausforschen, sie für unsere Sache zu interessieren suchen, sie, ihre Frauen, ihre Knechte ihre Hunde verführen und dieses entsetzliche Handwerk unter eleganten Formen, unter angenehmen Scherzreden verbergen. Ich begriff den Kummer, der das Gesicht meines Vaters runzlig gemacht hatte. Während eines Jahres ungefähr führte ich also scheinbar das Leben eines Mannes von Welt; aber diese Zerstreungen und mein Eifer, mich mit Verwandten in hohen Steilungen und Leuten, die uns nützen konnten, in Verbindung zu setzen, bargen unendliche Mühsale. Meine Vergnügungen waren Prozeßführungen, meine Unterhaltungen Eingaben. Bis dahin war ich tugendhaft gewesen, weil es mir unmöglich war, mich meinen Jungmännerleidenschaften hinzugeben; nun aber, da ich fürchtete, durch ein Versehen meinen und meines Vaters Ruin herbeizuführen, wurde ich mein eigener Despot und gestattete mir weder ein Vergnügen noch eine Ausgabe. Wenn wir jung sind, wenn die Menschen und Dinge noch nicht durch ihre Berührung den Blütenstaub des Gefühls, die Frische des Gedankens, die edle Reinheit des Gewissens, die uns keinen Pakt mit dem Bösen schließen läßt, von uns abgestreift haben, fühlen wir unsere Pflichten lebhaft. Unsere Ehre spricht laut und fordert Gehör. Wir sind offen und ohne Winkelzüge: so war ich damals. Ich wollte das Vertrauen meines Vaters rechtfertigen. Vordem hätte ich ihm ohne weiteres eine unbedeutende Summe entwendet; aber seitdem ich mit ihm die Last seiner Geschäfte, seines Hauses trug, hätte ich insgeheim meinen Besitz, meine Hoffnungen für ihn hingegeben, wie ich ihm ja auch meine Vergnügungen opferte und

glücklich über dieses Opfer war. Als denn auch Herr Villèle eigens für uns einen kaiserlichen Erlaß, den Verfall der Güter betreffend, ausgrub und uns damit ruiniert hatte, unterzeichnete ich den Verkauf meiner Güter und behielt nur eine wertlose, inmitten der Loire gelegene Insel, auf der sich das Grab meiner Mutter befand. Heute würden mir wahrscheinlich die Beweisgründe, die Ausflüchte, die philosophischen, philanthropischen und politischen Gesichtspunkte nicht fehlen, um mich davon zu dispensieren, was mein Advokat eine ‚Dummheit‘ nannte; aber mit einundzwanzig Jahren sind wir, ich wiederhole es, ganz Großmut, ganz Wärme, ganz Liebe. Die Tränen, die ich in den Augen meines Vaters sah, waren damals für mich der schönste Lohn, und die Erinnerung an diese Tränen hat mich oft in meinem Elend getröstet. Zehn Monate, nachdem mein Vater seine Gläubiger befriedigt hatte, starb er aus Gram. Er liebte mich über alles und hatte mich ruiniert! Dieser Gedanke tötete ihn. Im Jahre 1826, im Alter von zweiundzwanzig Jahren, gegen Ende des Herbstes, folgte ich ganz allein der Leiche meines ersten Freundes, meines Vaters. Es gibt wenig junge Leute, die so allein mit ihren Gedanken, so verloren in Paris, ohne Zukunft, ohne Vermögen hinter einer Bahre hergegangen sind. Die Waisen, deren sich die öffentliche Wohltätigkeit annimmt, haben wenigstens das Schlachtfeld als Zukunft, die Regierung oder einen Sachwalter zum Vater, ein Hospiz als Zuflucht. Ich hatte nichts. Drei Monate später händigte mir ein Auktionskommissar elfhundertzwölf Franken ein als flüssiger Reinertrag der väterlichen Erbschaft. Einige Gläubiger hatten mich gezwungen, unser Mobiliar zu verkaufen. Von Jugend auf daran gewöhnt, einen großen Wert auf die Luxusgegenstände zu legen, die mich umgaben, konnte ich mich nicht enthalten, ein gewisses Erstaunen über diese gering-

fügige Summe zu äußern. „Oh!“ sagte der Auktionator, „das war alles schon sehr ‚Rokoko‘!“ Schreckliches Wort, das den Glauben meiner Kindheit zerstörte und mich meiner ersten Illusionen, der teuersten von allen, beraubte. Mein Vermögen bestand in einem Verkaufsverzeichnis, meine Zukunft lag in einem Sack, der elfhundertzwölf Franken enthielt, die Gesellschaft erschien mir in der Gestalt eines Polizeikommissars, der mit dem Hut auf dem Kopf mit mir redete. . . Ein Diener, der mich liebte und dem meine Mutter vierhundert Franken Leibrente vermacht hatte, sagte zu mir, als er das Haus verließ, von wo aus er mich in meiner Kindheit manche Wagenfahrt hatte machen sehen: „Seien Sie recht sparsam, Herr Raphael.“ Er weinte, der gute Mann.

Dies, mein lieber Emil, sind die Ereignisse, die mein Geschick beherrschten, meine Seele beeinflussten und mich schon frühzeitig in die falscheste aller sozialen Lagen brachten,“ sagte Raphael nach einer Pause. „Ich hatte schwache Familienbeziehungen zu einigen reichen Häusern, die ich schon aus Stolz nicht betreten hätte, wenn mir auch nicht Gleichgültigkeit und Geringschätzung ihre Türen verschlossen hätten. Obwohl ich also mit sehr einflußreichen Personen verwandt war, die ihre Gütergesellschaft an Fremde verschwendeten, hatte ich weder Verwandte noch Gönner. Da meine Seele fortwährend in ihrer Hingabe gehemmt worden war, hatte sie sich ganz in sich selbst zurückgezogen. So freimütig ich von Natur aus war, mußte ich doch kalt und versteckt erscheinen; die Herrschsucht meines Vaters hatte mir alles Selbstvertrauen geraubt. Ich war schüchtern, linkisch, ich glaubte nicht, daß meine Stimme die geringste Macht ausüben könnte. Ich mißfiel mir, ich fand mich häßlich, ich schämte mich meines Blicks. Trotz der innern Stimme, die begabte Männer in ihren Kämpfen aufrechterhalten

sollte und die mir zurief: ‚Mut! voran!‘, trotzdem meine Kraft sich mir in der Einsamkeit oft offenbarte, trotz der Hoffnung, die mich belebte, wenn ich die vom Publikum bewunderten neuen Werke mit denen verglich, die in meiner Phantasie umherschwirrten, zweifelte ich an mir wie ein Kind. Ich war von einem rastlosen Ehrgeiz beherrscht, ich glaubte mich zu großen Dingen berufen und war zur Nichtigkeit verdammt. Ich brauchte Menschen und besaß keine Freunde. Ich sollte mir einen Weg in die Welt bahnen und war allein, weniger furchtsam als verschämt. Während des Jahres, in dem mich mein Vater in den Strudel der großen Gesellschaft geworfen hatte, gab ich mich ihr mit ganzer Seele hin und fühlte mich wie neugeboren. Wie alle großen Kinder sehnte ich mich heimlich nach der Liebe. Unter den jungen Leuten meines Alters traf ich eine Art von Großtuern, die mit zurückgeworfenem Kopf herumstolzierten, Nichtigkeiten sagten, sich keck zu Frauen setzten, vor deren stolzer Würde ich zitterte. Sie führten freche Reden, kauten an ihrem Spazierstock, benahmen sich affig, opferten die hübschesten Weiber ihrem Geliiste, lagen in allen Betten oder taten wenigstens so, als ob es der Fall wäre. Es waren junge Laffen, die nur so im Vergnügen schwammen, die tugendhaftesten und züchtigsten Frauen als leichte Beute betrachteten, die man durch ein kleines Wörtchen, eine kühne Bewegung oder einen frechen Blick erobern könne! Ich schwöre es dir auf Ehre und Gewissen, es schien mir weniger schwer, die öffentliche Macht oder großen literarischen Ruhm zu eringen, als bei einer jungen, geistreichen und feinen Dame einen Erfolg zu haben. So standen also die Wirren meines Herzens, meine Empfindungen, mein Bedürfnis, anzubeten, im Widerspruch zu den Grundsätzen der Gesellschaft. Kühn war nur meine Seele, nicht mein Auftreten.

Später habe ich gemerkt, daß die Frauen nicht angebettelt werden wollen; ich habe ihrer viele gesehen, die ich von ferne anbetete, denen ich bereit war, mein ganzes Herz zu widmen, denen ich die innerste Seele und eine Glut, die vor keinen Opfern und keinen Martern zurückgeschreckt wäre, geweiht hätte: sie aber gaben sich Jämmerlingen hin, die ich nicht einmal zum Türsteher gewollt hätte. Wie oft habe ich nicht stumm und regungslos das Weib meiner Träume bewundert, wenn es auf einem Ball vor mir auftauchte; wie gab ich damals mein ganzes Dasein im Innern einer ewigen Liebe hin, wie versuchte ich, alles, was ich hoffte, in einem Blick auszudrücken, und bot in inständiger Hingerissenheit die Liebe eines Jünglings dar, der seine Enttäuschungen noch vor sich hatte. In manchen Augenblicken hätte ich mein Leben für eine einzige Nacht gegeben. Aber ich fand nie Ohren, in die ich meine leidenschaftlichen Worte stammeln konnte, nie ein Auge, in das mein Blick sich versenken konnte, nie ein Herz für mein Herz, und so verbrachte ich mein Dasein in allen Qualen einer ohnmächtigen Glut, die sich selbst verzehrte; ich entscheide nicht, ob mir die Kühnheit oder die Gelegenheit oder die Erfahrung fehlte. Vielleicht verzweifelte ich daran, verstanden zu werden, oder ich fürchtete, zu gut verstanden zu werden. Und dabei war bei jedem freundlichen Blick, den man mir gönnte, ein wilder Aufruhr in meiner Brust. Wie war ich bereit, so einen Blick oder Worte, die liebevoll schienen, als zarte Aufforderung zu deuten! Aber ich wagte nie, zur rechten Zeit zu sprechen oder zu schweigen. Wo es sich um den Ausdruck des Gefühls handelte, waren meine Worte kümmerlich, und mein Schweigen wurde albern. Ohne Frage war ich für eine künstliche Gesellschaft, der alles klar ist, die alle ihre Gedanken mit konventionellen Phrasen oder mit

Worten, die von der Mode bestimmt werden, ausdrückt, zu naiv. Ich verstand mich weder aufs beredte Schweigen, noch aufs nichtige Reden. Kurz, ich trug ein Feuer in mir, das mich verbrannte, ich hatte eine Seele, wie sie die Frauen zu finden wünschen, ich war ganz so glühend und hingegeben, wie sie es haben wollen, ich besaß die Energie, deren sich die Tröpfe rühmen, in Wirklichkeit; und doch haben mich alle Frauen aufs grausamste verurtheilt. Da ich in solcher Verfassung war, ist es kein Wunder, daß ich ganz naiv die Helden der Clique bewunderte, wenn sie ihre Triumphe verkündeten, und keinen Argwohn hatte, daß sie lügen könnten. Ich war ohne Zweifel ein Tor, so mir nichts, dir nichts die Liebe zu begehren, im Herzen einer leichtsinnigen und unbedeutenden Frau, die nach Üppigkeit hungerte und nach Eitelkeit trunken war, die gewaltige Leidenschaft, den stürmischen Ozean zu erhoffen, der ungestüm in meinem eigenen Herzen brandete. Oh, wenn man fühlt, daß man zur Liebe geschaffen ist, daß man dazu bestimmt ist, eine Frau zu beseligen, und wenn man dann keine findet, nicht einmal eine tapfere und edle Marcelline oder eine alte Marquise! Wenn man Schätze in einem Bettelsack trägt und nie ein hübsches Kind, nicht einmal ein lüsternes Mädchen findet, das sich daran ergötzen will! Ich habe mich oft aus Verzweiflung umbringen wollen.“ „Ach, wie du heute abend tragisch bist!“ rief Emil. „Laß mich nur, laß mich nur mein Leben verurtheilen,“ erwiderte Raphael. „Wenn deine Freundschaft nicht so stark ist, meine Klagelieder anzuhören, wenn du mir nicht eine halbe Stunde Langweile bewilligen kannst, dann schlafe! Aber verlange dann keine Rechenschaft mehr von mir für meinen Selbstmord, den ich kommen fühle, der aus der Ferne herannaht, der mich ruft und den ich grüße. Wenn man jemanden beurteilen will, muß man zum

mindesten sein geheimes Denken, sein Leiden, kurz sein Inneres kennen. Wer bloß die äußern Ereignisse eines Lebens kennen will, der gibt sich mit Chronologie ab, die nur die Toren Geschichte nennen!“

Der bittere Ton, in dem diese Worte gesprochen wurden, machte Emil so betroffen, daß er von nun an Raphael mit voller Aufmerksamkeit zuhörte und den Erzähler starr ansah.

„Aber“, fuhr dieser nun fort, „jetzt werden die Dinge von einem Schimmer gefärbt, der ihnen ein anderes Aussehen gibt. Die Umstände, die ich früher als Unglück betrachtete, haben vielleicht die schönen Gaben gezeitigt, auf die ich später so stolz wurde. Ist es nicht wahrscheinlich, daß die philosophische Neugier, das rastlose Arbeiten, die Liebe zum Lesen, alles, was von meinem siebenten Jahre bis zu meinem Eintritt in die große Welt ohne Unterlaß mein Leben erfüllte, mich befähigt hat, meine Ideen mit der Leichtigkeit zum Ausdruck zu bringen, die ihr rühmt, und mich auf den weiten Gebieten der Wissenschaften zu betätigen? Ist nicht zu vermuten, daß die Verlassenheit, zu der ich verurteilt war, die Gewohnheit, mein Empfinden zurückzudrängen und einsam in meinem Herzen zu leben, mich mit der Macht der Vergleichung und der Betrachtung begnadet haben? Muß man nicht glauben, daß mein Empfindungsvermögen gerade dadurch, daß es sich nicht an den Dienst der weltlichen Reize verlor, welche die schönste Seele klein machen und sie herunterbringen, sich im stillen sammelte, um das vollendete Werkzeug eines Willens zu werden, der etwas Höheres ist als die Lüste der Leidenschaft? Da die Frauen mich verkannten, habe ich sie — ich erinnere mich wohl — mit dem scharfen Blick der verschmähten Liebe aufs Korn genommen. Jetzt sehe ich wohl ein, die Aufrichtigkeit meines Charakters hat

mißfallen müssen! Ob die Frauen nicht ein bißchen Heuchelei haben wollen? So wie ich beschaffen bin, daß ich hintereinander in der nämlichen Stunde Mann und Kind, flatterhaft und bedächtig, vorurteilslos und abergläubisch und dazu noch oft ein Weil bin, wie sie selber — mußten sie da nicht meine Naivität für Zynismus nehmen und sogar die Reinheit meiner Gedankenwelt für Frivolität halten? Die Wissenschaft bedeutete ihnen Langeweile, das weibische Schmachten Schwäche. Die überschwengliche Beweglichkeit der Phantasie, die das Unglück der Dichter ist, führte jedenfalls zu dem Urteil, ich sei ein Mensch, der zur Liebe unfähig ist, dessen Denken keine Treue und keine ausdauernde Kraft besitzt. Wenn ich stille war, machte ich den Eindruck eines Dummkopfs, und wenn ich mich anstrengte, ihnen zu gefallen, erschreckte ich sie, und so haben die Frauen ihr Urteii über mich gesprochen. Ich habe diesen Spruch der Gesellschaft in Tränen und Kummer auf mich genommen. Diese Qual hat ihre Frucht getragen. Ich wollte mich an der Gesellschaft rächen, ich wollte von der Seele aller Frauen Besitz ergreifen, indem ich mir die Köpfe unterwarf; ich wollte es durchsetzen, daß sich alle Blicke auf mich richteten, wenn ein Bedienter an der Tür irgendeines Salons mich meldete. Schon in meiner Kindheit habe ich beschlossen, ein großer Mann zu werden. Ich machte es wie André Chénier, ich klopfte an meine Stirn und sagte zufrieden zu mir selbst: dahinter steckt etwas! Ich spürte, es lebte in mir ein Gedanke, der nach Ausdruck rang, ein System, das aufgestellt werden wollte, eine Wissenschaft, die zu begründen ich berufen war. Ach, lieber Emil, heute bin ich nun kaum sechsundzwanzig Jahre alt, bin sicher, daß ich als ein Unbekannter in den Tod gehe, ohne je der Geliebte der Frau gewesen zu sein, die zu besitzen ich träumte; laß mich dir all meine Tor-

heiten erzählen! Haben wir nicht alle mehr oder weniger unsere Wünsche für Wirklichkeiten genommen? Wahrhaftig, ich möchte einen Jüngling nicht zum Freund haben, der sich nicht in seinen Träumen Kränze geflochten, ein Postament erbaut oder entzückende Weiber zu Geliebten gegeben hätte. Ich war oft General, Kaiser; ich war Byron und dann wieder nichts. Und nachdem ich so auf den Zinnen aller menschlichen Dinge getändelt hatte, mußte ich gewahren, daß alle Berge und alle Schwierigkeiten noch zu übersteigen waren. Die maßlose Eigenliebe, die in mir gärte, der starke Glaube an ein Schicksal, der zum Genie ausreifen kann, wenn der Mensch sich nicht so von allen Dingen, die auf ihn einstürmen, die Seele zerfleischen läßt, wie das Schaf, das dem Dorngebüsch, an dem es vorbeistreift, seine Wolle läßt, hat mich gerettet. Ich wollte für die Geliebte, die ich doch endlich zu finden hoffte, den Ruhm erobern und so lange unermüdlich im stillen weiterarbeiten. Die Gesamtheit aller Frauen verkörperte sich mir in einer einzigen, und dieses ideale Weib glaubte ich in der ersten zu finden, die ich erblickte. Da ich aber in jeder von ihnen eine Königin sah, hätten sie mir armem schüchternen Tropf eben entgegenkommen müssen, wie die Königinnen, die genötigt sind, ihren Geliebten durch deutliche Zeichen kundzutun, daß sie hoffen dürfen. Oh! was hatte ich für die, die Mitleid mit mir gehabt hätte, für eine Dankbarkeit im Herzen, die mehr als Liebe war! Ich hätte sie ihr ganzes Leben lang angebetet. Später lehrten mich die Beobachtungen, die ich machte, grausame Wahrheiten. So war ich also in Gefahr, lieber Emil, ewig allein zu bleiben. Die Frauen sind durch irgendeinen Hang ihres Geistes geneigt, in einem Manne von Talent nur seine Fehler und in einem gewöhnlichen Kerl nur seine guten Eigenschaften zu sehen; sie haben für diese Eigenschaften des gewöhnlichen

Kerls, die ihren eigenen Fehlern immer schmeicheln, große Sympathie, während der bedeutende Mann ihnen nicht so viel Befriedigung gewährt, daß dadurch seine Unvollkommenheit aufgewogen wäre. Das Talent ist ein Wechselfieber, und keine Frau hat Lust, nur die Krankheitsstunden mit ihm zu teilen; alle miteinander wollen sie, daß ihre Geliebten ihnen zur Befriedigung ihrer Eitelkeit verhelfen. Was lieben sie in uns? Lediglich sich selber noch einmal! Hat aber nicht ein armer, stolzer Künstler, der mit schöpferischer Kraft begabt ist, einen verletzenden Egoismus an sich? Er ist wie in einen Wirbel von Ideen gehüllt, in dem alles, selbst seine Geliebte, untertauchen muß; es bleibt ihr nichts übrig, sie muß in den Kreis hinein. Kann eine ungeworbene und umschmeichelte Frau an die Liebe eines solchen Mannes glauben? Kann sie sich eine solche Liebe wünschen? Ein Liebhaber dieser Art hat nicht die Muße, sich an das Kanapee der Dame zu setzen und all das äffisch sentimentale Zeug mitzumachen, auf das die Weiber so viel geben und durch das falsche und innerlich gemütlose Männer zu ihren Siegen kommen. Er hat für seine Arbeiten nicht Zeit genug. Wo sollte er die Zeit hernehmen, sich zu erniedrigen und den Gecken zu spielen? Ich war bereit, mein Leben auf einmal hinzugeben, aber ich konnte es nicht stückweise wegwerfen. Was soll ich viel sagen? Der Makler, welcher der Kommissionär so einer blassen Zierpuppe ist, muß in seinem ganzen Gehaben die gewisse Armseligkeit haben, die dem Künstler ein Greuel ist. Die Liebe an sich ist einem armen großen Manne nicht genug, er braucht Hingabe in all ihren Gestalten. Die Geschöpfchen, die ihr Leben damit verbringen, Kaschmirschals zu probieren oder Kleiderständer der Mode zu spielen, haben keine eigene Hingebung, sie verlangen sie und sehen in der Liebe das Vergnügen, zu

befehlen, nicht das zu gehorchen. Die wahrhafte Gattin, die es mit Seele und Leib und ihrem ganzen Wesen ist, geht willenlos dahin mit, wo der hinwandelt, in dem ihr Leben, ihre Kraft, ihr Ruhm und ihr Glück beschlossen liegt. Große Männer brauchen orientalische Frauen, die keinen andern Gedanken kennen, als darüber zu sinnem, was die Männer bedürfen; denn ihr Unglück ist das Mißverhältnis zwischen ihren Wünschen und ihren Mitteln. Und ich, der ich mich für ein Genie hielt, mußte ausgesucht solche Geschöpfchen lieben! Es lebten in mir Gedanken, die zu allem Überlieferten im Gegensatz standen; mir war zumute, als müßte ich den Himmel stürmen; ich besaß Schätze, die keinen Kurs hatten; ich war mit Kenntnissen vollgestopft, die in meinem Gedächtnis kaum Platz hatten weil sie noch nicht geordnet, ja kaum verdaut waren; ich stand in der grauenhaftesten Wüste, in einer Wüste, die gepflastert und belebt war, die dachte, lebte, in der einem alles mehr als feindlich gegenübersteht, nämlich gleichgültig! Ohne Eltern und ohne Freunde, mutterseelenallein. Da war der Entschluß, den ich faßte, so toll er war, doch natürlich; es lag etwas Unmögliches in ihm, das mir Mut gab. Es war, als ob ich mit mir selbst gewettet hätte, wobei ich zugleich der Spieler und der Einsatz war. Höre, was für einen Plan ich faßte! Mit meinen elfhundert Franken mußte ich drei Jahre lang mein Leben fristen, und diese Zeit wollte ich daranwenden, um ein Werk zu verfassen, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf mich lenken, mir ein Vermögen oder einen Namen machen mußte. Ich schwelgte in dem Gedanken, daß ich mir mitten im lärmenden Paris einen Ort der Arbeit und des Schweigens wie die Schmetterlingspuppen ein Grab bauen wollte, aus dem ich glänzend und glorreich emporzusteigen gedachte. Ich malte mir aus, wie ich, einem Einsiedler der Thebais vergleichbar,

in die Welt der Bücher und der Gedanken untertauchen und abgeschlossen und unzugänglich von Milch und Brot leben wollte. Ich wollte mein Leben aufs Spiel setzen, eben um des Lebens willen. Ich beschränkte mich auf die wahrhaften Bedürfnisse, auf das Notwendigste, und fand so, daß dreihundertfünfundseehzig Franken im Jahr für meine Armut genug sein mußten. Und in der Tat habe ich mit dieser kargen Summe mein Leben in der ganzen Zeit gefristet, in der ich mich meiner selbstauferlegten Klosterregel fügen wollte.“

„Unmöglich!“ rief Emil. „Ich habe fast drei Jahre so gelebt,“ versetzte Raphael mit einem gewissen Stolz. „Rechnen wir nach!“ fuhr er fort. „Für drei Sous Brot, für zwei Sous Milch, für drei Sous Schweinefleisch ließen mich nicht Hungers sterben und hielten meinen Geist auf einer Höhe seltsamer Klarheit. Weißt du, ich habe über den wunderbaren Einfluß der Ernährung auf die Phantasie wertvolle Studien gemacht. Mein Zimmer kostete mich drei Sous täglich, ich verbrauchte abends für drei Sous Öl, ich räumte selbst mein Zimmer auf und trug Flanellhemden, um nicht mehr wie zwei Sous auf den Tag für Wäsche ausgeben zu müssen. Ich heizte mit Steinkohle und habe, wenn man die Ausgabe auf alle Tage des Jahres verteilt, nie mehr als zwei Sous täglich dafür ausgegeben. Ich besaß Kleider, Wäsche und Schuhzeug für drei Jahre und zog mich nur ordentlich an, wenn ich in eine öffentliche Vorlesung und in die Bibliotheken ging. Diese Ausgaben machten insgesamt nur achtzehn Sous, es blieben mir also für Unvorhergesehenes zwei Sous täglich. Ich glaube, ich bin während dieser ganzen langen Zeit der Arbeit nicht ein einziges Mal über den Pont-des-Arts gegangen und habe mir nicht ein einziges Mal Wasser gekauft. Ich holte es mir morgens an dem Springbrunnen der Place-Saint-Michel, an der Ecke der Rue des Grès. Oh! ich trug meine Armut

sehr stolz. Wer eine schöne Zukunft voransahnt, schreitet wie ein Unschuldiger, der zum Galgen geführt wird, in seinem Elend dahin; er empfindet kein Schamgefühl. An die Möglichkeit, daß ich krank werden konnte, wollte ich nicht denken. Wie für Aquilina hatte der Gedanke ans Spital für mich keinen Schrecken. Ich habe nicht einen Augenblick lang Zweifel in bezug auf meine Gesundheit gehabt. Überhaupt darf sich der Arme nicht eher hinlegen, als wenn er sterben will. Ich schnitt mir die Haare ab bis zu dem Augenblick, wo ein Engel der Liebe und Güte . . . Doch ich will nicht vorgreifen. Das eine aber mußt du wissen, lieber Freund, daß ich in Ermangelung einer Geliebten mit einem großen Gedanken, einem Traum, einer Lüge zusammenlebte, an die wir alle mehr oder weniger zuerst glauben. Heute lache ich über mich, über dieses Ich, das vielleicht heilig und erhaben war und das jetzt nicht mehr existiert. Die Gesellschaft, die Welt, unsere Bräuche, unsere Sitten haben mir, als ich sie aus der Nähe sah, die Gefahren meiner unschuldigen Gläubigkeit und die Überflüssigkeit meines inbrünstigen Arbeitens enthüllt. All diese Vorkehrungen haben keinen Wert für den Ehrgeizigen. Wer dem Glück nachjagt, soll nur leichtes Gepäck haben! Die großen Männer haben den Fehler, daß sie ihre jungen Jahre vergeuden, um sich für den Erfolg würdig zu machen. Während diese Ärmsten ihre Kraft und die Wissenschaft aufspeichern, um ohne Mühe die Bürde einer Macht tragen zu können, die vor ihnen flieht, gehen die Intriganten, die an Worten reich und an Ideen arm sind, hin und wieder, übertölpeln die Dummen und schleichen sich in das Vertrauen der Törichten ein. Die einen studieren, die andern marschieren, die einen sind bescheiden, die andern sind kühn; das Genie unterdrückt seinen Stolz, der Intrigant pflanzt ihn auf und muß mit Notwendigkeit ans Ziel

gelangen. Den Männern, die an der Macht sind, ist es so sehr Bedürfnis, an das fertige Verdienst und das dreiste Talent zu glauben, daß es wahrhaft eine Kinderei ist, wenn der wirkliche Gelehrte von den Menschen einen Lohn erwartet. Es liegt mir wahrhaftig nicht daran, die Gemeinplätze von der Tugend noch einmal vorzubringen und das uralte Lied, das die verkannten Genies immer gesungen haben, zu wiederholen; ich will lediglich den logischen Grund suchen, warum mäßige Köpfe so häufig Erfolg haben. Mein Gott! Das Studium ist eine so gute Mutter, daß es vielleicht ein Verbrechen ist, andern Lohn davon zu erwarten, als die reinen und sanften Freuden, die es seinen Kindern zuteil werden läßt. Ich entsinne mich, wie ich oft in heiterer Stimmung mein Brot in die Milch getaucht habe und an meinem Fenster die frische Luft atmete, meine Blicke über eine Landschaft von braunen, grauen, roten Dächern, die in Schiefer, in Ziegeln, von gelbem oder grünem Moos bedeckt waren, schweifen ließ. Anfangs fand ich diese Aussicht einförmig, doch bald entdeckte ich allerlei seltsame Schönheiten. Manchmal erhellten und belebten breite Lichtstreifen, von schlecht geschlossenen Fensterläden herrührend, die tiefen Schatten dieses originellen Reichs. Manchmal drangen von unten her die gelichen Reflexe der Straßenlaternen durch den Nebel und zeichneten undeutlich die Wellenlinien der dichtgedrängten Dächer, so daß man ein Meer von unbeweglichen Wogen zu sehen meinte. Ein anderes Mal tauchten vereinzelte Gestalten in dieser schweigsamen Wüste auf; zwischen den Blumen eines hängenden Gartens sah ich das hakennasige, eekige Profil einer alten Frau, die Kapuzinerkresse begoß, oder in dem Rahmen einer morschen Dachluke ein junges Mädchen, das sich bei der Toilette allein glaubte und von dem ich gerade nur die schöne Stirn und die langen Haare wahrnehmen konnte, die, hoch-

genommen, über einen hübschen weißen Arm fielen. In den Dachrinnen bewunderte ich ein paar rasch welkende Pflänzchen, kümmerliches Unkraut, das ein Gewitter hinwegzuschwemmen pflegte. Ich studierte die Moose, die sich im Regen lebhafter färbten und sich in der Sonne in einen trockenen braunen Samt mit eigentümlichen Reflexen verwandelten. Kurzum, die flüchtigen poetischen Effekte des Lichts, die melancholischen Stimmungen des Nebels, das plötzliche Aufflackern der Sonne, die Stille und die Wunder der Nacht, die Geheimnisse der Morgendämmerung, der Rauch jedes Kamins, alle Zufälligkeiten dieser seltsamen, mir vertraut gewordenen Natur waren mir eine liebe Unterhaltung. Ich liebte meine Gefangenschaft, sie war freiwillig. Diese Savannen von Paris, aus Dächern, die wie zu einer Ebene zusammengeschlossen waren und bevölkerte Abgründe bedeckten, paßten zu meiner Seele und harmonierten mit meinen Gedanken. Wenn man aus den himmlischen Höhen herabsteigt, wohin die wissenschaftliche Betrachtung uns fortgetragen hat, ist es qualvoll, sich plötzlich wieder dem Wirrwar der Welt gegenüberzufinden. Ich habe damals die Nacktheit der Klöster begreifen gelernt. Als ich entschlossen war, meinen neuen Lebensplan durchzuführen, suchte ich mir in den entlegensten Teilen von Paris eine Unterkunft. Eines Abends, als ich von der Estrapade kam, ging ich durch die Rue des Cordiers, um nach Hause zurückzukehren. An der Ecke der Rue de Cluny sah ich ein kleines Mädchen von ungefähr vierzehn Jahren mit einer Spielgefährtin Federball spielen, und das Lachen und der Mutwille der beiden amüsierte die Nachbarn. Es war schönes Wetter, der Abend war warm, es war im September. Die Frauen saßen vor den Türen und unterhielten sich wie in einer Provinzstadt am Feiertag. Ich bemerkte zuerst das junge Mädchen, dessen Gesicht einen wundervollen Ausdruck hatte und das in

malerischer Haltung dastand. Es war eine reizende Szene. Ich suchte nach der Ursache dieser Traulichkeit inmitten von Paris und bemerkte, daß die Straße eine Sackgasse war und nicht viel Verkehr haben konnte. Da ich mich erinnerte, daß Jean Jacques Rousseau in der Gegend gewohnt hatte, suchte ich das Logierhaus von Saint-Quentin auf; der schlechte Stand, in dem es war, ließ mich hoffen, daß ich dort ein billiges Logis finden würde, und ich wollte mich darin umsehen. Als ich einen niedrigen Raum betrat, sah ich die klassischen kupfernen Armleuchter, die mit Kerzen besteckt waren, unterhalb welcher sich methodisch die Schlüssel reihten, und ich war erstaunt, welche Sauberkeit in dem Zimmer herrschte, das in andern Logierhäusern so schlecht gehalten zu sein pflegt und das hier wie ein Genrebild zusammengestellt war; das blaue Bett, die Gerätschaften, die Möbel hatten die Zierlichkeit eines Stillebens. Die Wirtin, eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, aus deren Zügen Kummer sprach und deren Blick wie von Tränen verdunkelt war, stand auf und kam auf mich zu. Ich nannte ihr bescheiden den Preis, den ich für die Miete zahlen konnte; ohne Erstaunen darüber zu bezeigen, suchte sie einen Schlüssel unter den andern, führte mich zu den Dachstuben und zeigte mir eine Kammer mit einem Ausblick auf die Dächer und die Höfe der Nachbarhäuser, wo lange, mit Wäsche behangene Leinen von einem Fenster zum andern gingen. Nichts konnte schrecklicher sein als diese Mansarde mit schmutzigen gelben Mauern, die nach Elend roch und nur auf den armen Gelehrten zu warten schien. Das Dach senkte sich auf beiden Seiten gleichmäßig darüber, und die fehlenden Ziegel ließen den Himmel durchscheinen. Es war Platz da für ein Bett, einen Tisch, einige Stühle, und unter dem spitzen Winkel des Daches konnte ich mein Klavier unterbringen. Da die arme

Frau nicht reich genug war, diesen Käfig, der für die Bleidächer von Venedig gepaßt hätte, zu möblieren, hatte sie ihn bisher nie vermieten können. Ich hatte von meinem Mobiliarverkauf gerade die Stücke ausgeschlossen, die zu meinem persönlichen Bedarf gehörten, und so wurde ich mit meiner Wirtin bald handelseinig und richtete mich am Tag darauf bei ihr ein. Ich lebte in diesem Mansardengrab nahezu drei Jahre, arbeitete Tag und Nacht ohne Unterlaß, mit so viel Vergnügen, daß das Studium mir als die schönste Aufgabe, die glücklichste Lösung des menschlichen Lebens erschien. Die Ruhe und das Schweigen, die dem Manne der Wissenschaft so nötig sind, haben etwas unaussprechlich Besänftigendes und etwas Berauschesendes wie die Liebe. Das Denken, die philosophische Spekulation, die ruhigen Betrachtungen der Wissenschaft spenden uns Freuden, die man so wenig schildern kann als alle übrigen Phänomene des Geistes, da sie unsern äußern Sinnen unwahrnehmbar sind. Wir sind daher auch immer genötigt, die Geheimnisse des Geistes durch materielle Vergleiche zu erklären. Das Vergnügen, das es uns bereitet, allein und von einer saften Brise umschmeichelt in einem klaren See zu schwimmen, der von Felsen und Wäldern umgeben ist, würde jenen, die nicht mit dem Studium vertraut sind, nur ein schwaches Bild geben von dem Glück, das ich empfand, wenn sich meine Seele gleichsam in einem überirdischen Lichte badete, wenn ich den schrecklichen und verworrenen Stimmen der Inspiration lauschte, wenn in meinem zuckenden Hirn die Bilder aus einer unbekanntem Quelle hervorsprangen. Zu beobachten, wie eine Idee im Felde der Abstraktionen hochkommt, gleich der Morgensonne oder, besser, gleich dem Wachsen eines Kindes, das langsam zur Reife gelangt und mannbar wird, ist eine über alle andern irdischen Freuden erhabene irdische

Freude, nein, mehr, eine göttliche Lust. Das Studium verleiht allem, was uns umgibt, einen magischen Schein. Der wackelige Schreibtisch mit dem braunen Schafleder, auf dem ich schrieb, mein Klavier, mein Bett, mein Lehnstuhl, die Schnörkeleien auf meiner Tapete, meine Möbel, alle diese Dinge gewannen ein eigenes Leben und wurden meine stillen Freunde, die verschwiegenen Gefährten meiner Zukunft. Wie oft habe ich ihnen nicht meine Seele enthüllt, indem ich sie ansah! Wie oft, wenn ich meine Augen über ein windschiefes Gesims gleiten ließ, sind mir neue Gedankenfolgen gekommen, ein schlagender Beweis meines Systems, Worte, die auf eine glückliche Art kaum auszudrückende Gedanken wiedergaben. Alle Dinge, die mich umgaben, bekamen für mich eine Physiognomie, einen Charakter. Oft sprachen sie zu mir; wenn über die Dächer hinweg die untergehende Sonne einen flüchtigen Schein in mein schmales Fenster warf, färbten sie sich, verblichen, leuchteten, wurden dunkel oder hell und überraschten mich stets durch neue Effekte. Diese winzigen Zufälle der Einsamkeit, die in den wechselnden Eindrücken der Welt verloren gehen, machen den Trost der Gefangenen aus. War ich nicht gefangen von einer Idee, eingesperrt in ein System, doch aufrechterhalten durch die Aussicht auf eine glorreiche Zukunft? Bei jedem Sieg über eine Schwierigkeit küßte ich die weichen Hände der reichen, eleganten Frau mit den schönen Augen, die mir eines Tages die Haare streicheln und gerührt zu mir sprechen würde: ‚Du hast viel gelitten, mein Teurer!‘ Ich hatte zwei große Werke in Angriff genommen. Ein Schauspiel sollte mir in wenigen Tagen einen Namen, ein Vermögen und den Eintritt in die Welt verschaffen, wo ich die Hoheitsrechte des Genies auszuüben gedachte. Ihr habt in diesem Meisterstück den ersten Fehlgriff eines jungen Mannes, der das

Gymnasium verläßt, gesehen, nichts als eine Kinderei. Eure Neckereien haben hochfliegenden Illusionen vielleicht für immer die Flügel gebrochen. Du allein, lieber Emil, hast der Wunde, die die andern mir geschlagen haben, Linderung gegeben. Du allein hast meine ‚Theorie des Willens‘ bewundert, jene große Arbeit, um deren willen ich die orientalischen Sprachen, die Anatomie, die Physiologie studiert und der ich den größten Teil meiner Zeit geopfert habe. Dieses Werk wird, wenn ich mich nicht täusche, die Arbeiten von Mesmer, Lavater, Gall, Bichat ergänzen und der Wissenschaft einen neuen Weg weisen. Hier schließt mein schönes Leben ab: dieses mit jedem Tag erneuerte Opfer, diese der Welt unbekanntes Seidenwurmarbeit, deren einziger Lohn vielleicht in der Arbeit selbst liegt. Seit der Verstandesreife bis zu dem Tage, wo ich meine ‚Theorie‘ beendet hatte, habe ich ohne Unterlaß beobachtet, gelernt, gelesen, und mein Leben ist ein langes Pensum gewesen. Obwohl ich verweichlicht war und zu orientalischer Faulheit neigte, obwohl ich in meine Träume verliebt und sinnlich war, habe ich doch immer gearbeitet und mir die Freuden des Pariser Lebens versagt. Ich war ein Freund der Tafelgenüsse und lebte aufs kärglichste; ich liebte das Wandern und das Reisen zur See, sehnte mich, fremde Länder kennen zu lernen, ja ich hätte noch Vergnügen daran gefunden, wie ein Kind, Kieselsteine auf dem Wasser aufschlagen zu lassen, und bin doch beständig mit der Feder in der Hand auf einem Fleck sitzengeblieben. Ich war redselig und ging hin, um stillschweigend die Professoren in den öffentlichen Lehrkursen der Bibliothek und des Museums anzuhören; ich schlief auf meinem einsamen Lager wie ein Benediktinermönch, und doch war das Weib meine einzige Träumerei, eine Träumerei, die ich immer nährte und die sich mir immer versagte! Kurz, mein Leben war

eine grausame Antithese, eine fortwährende Lüge. Aber so ist der Mensch! Manchmal entfachten sich dann meine natürlichen Instinkte wie eine Feuersbrunst, die lange im Verborgenen geschweigt hat. In meiner äußersten Armut, in der elender Künstlerbude, die ich bewohnte, sah ich mich dann, der ich von all den glühend ersehnten Frauen meiner Phantasie verlassen war, wie in hitzigen Fieberträumen, von hinreißenden Geliebten umgeben. Ich fuhr durch die Straßen von Paris auf den schwellenden Kissen einer glänzenden Equipage. Ich war von Lastern angefallen, gab mich der Wollust hin, wollte alles, besaß alles, war nüchtern trunken wie der heilige Antonius in seiner Versuchung. Glücklicherweise löschte der Schlaf schließlich diese brünstigen Visionen; am andern Tag rief mich die Wissenschaft wieder lächelnd zu sich, und ich war ihr treu. Ich denke mir, daß die sogenannten tugendhaften Frauen oft von solchen Stürmen der Raserei, der Begierde und Leidenschaft heimgesucht werden, die sich gegen unsern Willen in uns erheben. Solche Phantasien sind nicht ohne Reiz; gleichen sie nicht jenen Plaudereien des Abends im Winter, wo man sich an seinem häuslichen Herd anfmacht, um nach China zu reisen? Aber was wird aus der Tugend während dieser köstlichen Fahrten, wo der Gedanke alle Hindernisse überspringt? Während der zehn ersten Monate meiner Zurückgezogenheit führte ich das dürftige und einsame Leben, das ich dir geschildert habe; am frühen Morgen holte ich, ohne gesehen zu werden, meine Vorräte für den Tag ein; ich räumte mein Zimmer auf, ich war zugleich Herr und Bedienter, ich spielte den Diogenes mit einem unglaublichen Stolz.

Aber nach dieser Zeit, während welcher die Wirtin und ihre Tochter meine Gewohnheiten und meine Sitten ausgekundschaftet hatten, mir nachgingen und einen Einblick in meine Not gewannen, vielleicht weil sie selber sehr

unglücklich waren, knüpften sich zwischen ihnen und mir unvermeidliche Beziehungen an. Pauline, das reizende Geschöpf, dessen zarte, kindliche Grazie mich eigentlich dahin gebracht hatte, leistete mir verschiedene Dienste, die ich unmöglich abweisen konnte. Alle traurigen Schicksale sind verwandt; sie haben dieselbe Sprache, dieselbe Freigebigkeit, die Freigebigkeit jener, die, da sie nichts besitzen, mit Gefühl freigebig sind, ihre Zeit und ihre Person hingeben. Unmerklich machte sich Pauline bei mir mehr zu schaffen, tat mir Dienste, und ihre Mutter widersetzte sich dem nicht. Ich sah, wie die Mutter selbst meine Wäsche flickte und errötete, wenn man sie bei dieser liebevollen Beschäftigung überraschte. Da ich, ohne es zu wollen, ihr Schützling geworden war, sträubte ich mich gegen ihre Dienste nicht. Um diese eigentümliche Freundschaft zu verstehen, muß man die Leidenschaft der Arbeit kennen, die Tyrannei der Ideen und jenen natürlichen Widerwillen, den der geistige Arbeiter gegen die Kleinigkeiten des materiellen Lebens empfindet. Konnte ich der zarten Aufmerksamkeit widerstehen, mit der Pauline mir mit unhörbaren Schritten meine bescheidene Mahlzeit brachte, wenn sie bemerkt hatte, daß ich seit sieben oder acht Stunden nichts zu mir genommen hatte? Mit der Anmut des Weibes und der Unbefangenheit des Kindes lächelte sie mir zu und machte mir ein Zeichen, daß ich sie nicht beachten solle. Es war Ariel, der sich wie ein Luftgeist unter meinem Dache eingeschlichen hatte und für meine Bedürfnisse sorgte. Eines Abends erzählte mir Pauline mit rührender Naivität ihre Geschichte. Ihr Vater war Schwadronchef bei den berittenen Grenadieren der kaiserlichen Garde gewesen. Beim Übergang über die Beresina war er von den Kosaken gefangen genommen worden; später, als Napoleon ihn auswechseln wollte, ließen ihn die russischen Behörden vergeblich in

Sibirien suchen; nach den Angaben der andern Gefangenen war er entkommen und hatte sich nach Indien eingeschifft. Seit der Zeit hatte meine Wirtin, Frau Gaudin, keinerlei Nachricht von ihrem Manne erlangen können. Das Mißgeschick von 1814 und 1815 war hereingebrochen; allein, ohne Hilfe und Hilfsquellen, hatte sie es unternommen, ein möbliertes Hotel zu unterhalten, um ihre Tochter zu ernähren. Sie hoffte immer noch, ihren Gatten wiederzusehen. Ihr tiefster Kummer war, Pauline ohne Erziehung lassen zu müssen, ihre Pauline, das Patenkind der Fürstin Borghese, dem von seiner kaiserlichen Beschützerin eine glänzende Zukunft verheißen worden war und für das sich nichts von alledem verwirklichen sollte. Als Frau Gaudin mich in diesen bitteren Schmerz einwickelte, der an ihrem Herzen nagte, und mit ergreifendem Ton zu mir sagte: ‚Ich würde gern den Fetzen Papier, der Gaudin zum Baron des Kaiserreichs macht, und den Anspruch auf die Stiftung von Wistchnau dafür geben, daß Pauline in Saint-Denis erzogen werden könnte!‘ — da ging es mir zu Herzen, und um mich für die Sorgfalt, welche die beiden Frauen mir zuwandten, erkenntlich zu zeigen, hatte ich den Einfall, mich zur Vollendung von Paulinens Erziehung anzubieten. Die beiden Frauen nahmen meinen Vorschlag ebenso treuherzig auf, wie ich ihn gemacht hatte. So kamen denn für mich Erholungsstunden. Die Kleine hatte die glücklichsten Anlagen; sie lernte so leicht, daß sie mich bald auf dem Klavier überholte. Indem sie sich gewöhnte, an meiner Seite laut zu denken, entfaltete sie den ganzen Liebreiz eines Herzens, das sich wie der Kelch einer Blume unter den Strahlen der Sonne dem Leben öffnet; sie heftete ihre schwarzen, samtartigen Augen, die zu lächeln schienen, auf mich und hörte mir mit Andacht und Vergnügen zu; sie sagte ihre Lektionen mit einem sanften und zärtlichen Ausdruck her und

bezeigte eine kindliche Freude, wenn ich mit ihr zufrieden war. Die Mutter, die mit immer wachsender Unruhe jede Gefahr von dem Mädchen, das sich mit jedem Tage reizvoller entwickelte, fernhalten wollte, sah es mit Vergnügen, daß sie sich den ganzen Tag einsperrte, um zu lernen. Da sie selbst kein Klavier hatte, benutzte sie meine Abwesenheit, um zu üben. Wenn ich nach Hause kam, fand ich Pauline in der bescheidensten Kleidung in meinem Zimmer; aber bei der geringsten Bewegung verriet sich ihr geschmeidiger Wuchs und der ganze Reiz ihrer Person unter der groben Gewandung. Wie die Heldin des Märchens von der Eselshaut hatte sie den zierlichsten Fuß in plumpen Schuhen stecken. Aber all dieser Zauber, dieser ganze Jugendreiz, diese Fülle von Schönheit war für mich verloren. Ich hatte es mir auferlegt, in Pauline nur eine Schwester zu erblicken, ich hätte es mir als ein Verbrechen angerechnet, das Vertrauen der Mutter zu hintergehen. Ich bewunderte das reizende Mädchen wie ein Gemälde, wie das Bildnis einer verstorbenen Geliebten; es war mein Kind, meine Statue. Als ein neuer Pygmalion wollte ich aus einer lebendigen, blühenden, redenden und fühlenden Jungfrau eine Marmorstatue machen. Ich war sehr streng mit ihr; doch je mehr schulmeisterliche Gewalt ich sie fühlen ließ, desto sanfter und unterwürfiger wurde sie. Wenn ich auch in meiner Zurückhaltung und Enthaltbarkeit von edlen Gefühlen bestärkt wurde, so fehlte es mir doch nicht an allerlei Kupplergründen. Ich verstehe nicht, wie man mit Geld redlich sein kann, wenn man es in der Gesinnung nicht ist. Eine Frau betrügen oder Bankrott machen, ist für mich immer das gleiche gewesen. Wenn man ein junges Mädchen liebt oder sich von ihr lieben läßt, so geht man einen Kontrakt ein, dessen Bedingungen richtig verstanden werden müssen. Es steht uns frei, das Weib zu

verlassen, das sich verkauft, aber nicht das junge Mädchen, das sich hingibt, denn es kennt die Tragweite ihres Opfers nicht. Ich hätte also Pauline heiraten müssen, und das wäre Wahnsinn gewesen. Hieße es nicht, eine zarte, jungfräuliche Seele schrecklichem Ungemach preisgeben? Meine Armut redete ihre egoistische Sprache und legte immer ihre eiserne Hand zwischen mich und das gute Geschöpf.

Außerdem, ich gestehe es zu meiner Schande, ich begreife die Liebe im Elend nicht. Vielleicht war das eine Verdorbenheit in mir, die von der menschlichen Krankheit, die wir die Zivilisation nennen, herkommt; aber eine Frau, möge sie die Reize der schönen Helena oder die von Homers Galathea besitzen, übt keine Macht über meine Sinne aus, wenn sie von Straßenschmutz besudelt ist. Ah! es lebe die Liebe, die sich in Seide und Kaschmir hüllt, die von den Wundern des Luxus umgeben ist, die sie so herrlich schmücken, wohl weil sie selbst vielleicht ein Luxus ist. Ich liebe es, unter meinen Begierden eine elegante Toilette zu zerknittern, Blumen zu entblättern, den zierlichen Aufbau duftenden Haares zu zerstören. Brennende Augen, die hinter einem Spitzenschleier hervorblitzen, wie die Flamme den Rauch der Kanone durchbricht, haben etwas unsagbar Verlockendes für mich. Meine Liebe verlangt seidene Strickleitern, die im Schweigen einer Winternacht heruntergelassen werden. Welche Lust, mit Schnee bedeckt in ein sanft erhelltes, durchduftetes Gemach zu treten, das mit bemalter Seide behangen ist, und dort eine Frau zu finden, die auch den Schnee abschüttelt, denn wie anders soll man die duftigen Musselinschleier nennen, aus denen die Umrisse ihrer Gestalt wie ein Engel hinter seiner Wolke undeutlich hervorleuchten und die sie abwerfen wird? Auch brauche ich ein furchtsames Glück, eine verwegene Sicherheit. Kurzum, ich will das geheimnisvolle Weib inmitten der

großen Welt strahlend widerschen, tugendhaft, mit Huldigungen überhäuft, in Spitzen gekleidet, von Diamanten funkelnd, ihre Befehle erteilend, und an so hoher Stelle und so gebieterisch, daß sich das Begehren nicht an sie heranwagt. Inmitten ihres Hofstaats soll sie mir einen ver stolhenen Blick zuwerfen, einen Blick, der alle diese Kunstgriffe verleugnet, der die Welt und die Menschen für mich opfert. Gewiß, ich habe mich hundertmal lächerlich gefunden, ein paar Ellen Seidenspitze zu lieben; Samt oder feinen Batist, die Künste eines Friseurs, Wachskerzen, eine Karosse, einen von Glasmalern gemalten Titel oder von einem Goldschmied fabrizierte Wappenkronen; kurz alles, was künstlich und im Weibe weniger Weib ist; ich habe mich verspottet, mir vernünftig zugeredet, alles vergebens. Eine aristokratische Frau und ihr feines Lächeln, die Vornehmheit ihrer Manicren und ihre Selbstachtung bezaubern mich. Wenn sie zwischen sich und die Welt eine Schranke setzt, schmeichelt sie meiner Eitelkeit, die die Hälfte der Liebe ist. Wenn mich alle beneiden, so hat mein Glück mehr Würze für mich. Wenn sie nichts tut, was die andern Frauen tun, nicht geht wie sie, nicht lebt wie sie, sich in einen Mantel hüllt, den sie nicht haben können, ein Parfüm an sich hat, das ihr ganz eigen ist, scheint es mir, als ob sie mir mehr angehöre. Je mehr sie sich von der Erde entfernt, selbst in dem, was die Liebe Irdisches hat, desto mehr verschönt sie sich in meinen Augen. Glücklicherweise gibt es in Frankreich seit zwanzig Jahren keine Königin, sonst hätte ich die Königin geliebt. Um die Art einer Prinzessin zu haben, muß eine Frau reich sein. Was war, angesichts meiner romantischen Phantasien, Pauline? Konnte sie mir Nächte schenken, die das Leben kosten, eine Liebe, die tötet und alle Kräfte der Seele in Bewegung setzt? Wir sterben nicht für arme kleine Mädchen, die sich hingeben. Ich habe niemals gegen

diese Dichterträume und Gefühle ankämpfen können. Ich war für die unmögliche Liebe geschaffen, und der Zufall wollte, daß mir über meine Wünsche hinaus mein Wille wurde. Wie oft habe ich nicht Paulinens zierliche Füßchen in Atlasschuhen gesteckt; ihre Taille, die wie eine junge Pappel biegsam war, mit einem Gazekleid umhüllt, ihr eine leichte Schärpe über Brust und Hals geworfen, sie über die Teppiche ihres Hotels an einen eleganten Wagen geführt! So hätte ich sie angebetet. Ich verlieh ihr eine Würde, die sie nicht besaß, ich beraubte sie aller ihrer Tugenden, ihres kindlichen Liebreizes, ihres anmutvollen Naturells, ihres unbefangenen Lächelns, um sie in den Styx unserer Laster zu tauchen und ihr Herz unverwundbar zu machen. Ich schmückte sie mit unsern Verbrechen, machte eine phantastische Salonpuppe aus ihr, eine bleichsüchtige Frau, die am Morgen zu Bett geht, um abends beim Schein der Kerzen wieder aufzuleben. Pauline war ganz Gefühl, ganz Frische; ich wollte sie trocken und kalt. In den letzten Tagen meines Wahnwitzes hat die Erinnerung mir Pauline gezeigt, wie sie uns die Szenen unserer Kindheit malt. Mehr als einmal hat mich Rührung erfaßt, wenn ich an köstliche Augenblicke dachte: sei es, daß ich das liebe Mädchen an einem Tische sitzen sah, mit Nähen beschäftigt, friedlich, still, nachdenklich und sanft vom Tageslicht beschienen, das leichte, silberne Reflexe auf ihr reiches schwarzes Haar warf; sei es, daß ich ihr junges Lachen hörte oder ihre vollklingende Stimme beim Gesang lieblicher Weisen, die sie mühelos selbst komponierte. Oft bekam meine Pauline, wenn sie musizierte, einen schwärmerischen Ausdruck; ihr Gesicht glich dann auffallend dem edlen Kopf, in dem Carlo Dolci Italien darstellen wollte. Mein grausames Gedächtnis hielt mir durch die Exzesse meiner Existenz hindurch das junge Mädchen vor wie ein Bild

der Tugend, das mein Gewissen peinigte. Doch überlassen wir das arme Kind seinem Geschick. So unglücklich sie auch sein mag, jedenfalls habe ich sie vor meinem entsetzlichen Ungemach bewahrt, indem ich sie nicht mit in meine Hölle hineinriß.

Bis zum letzten Winter war mein Leben das ruhige und arbeitsreiche, wie ich versucht habe, es dir zu schildern. In den ersten Tagen des Dezember 1829 begegnete ich Rastignac, der mir trotz des elenden Zustandes meiner Kleider den Arm gab und sich auf eine wahrhaft brüderliche Art nach meinem Geschick erkundigte. Seine Art und Weise hatte so viel Bestrickendes, daß ich ihn in wenig Worten mit meinem Leben und meinen Hoffnungen bekannt machte; er lachte und betrachtete mich theils als Genie, theils als Dummkopf. Seine gaskonische Stimme, seine Welterfahrenheit, das Auf-großem-Fuß-leben, das er seiner Gewandtheit verdankte, übten einen unwiderstehlichen Reiz auf mich aus. Er prophezeite mir ein Ende im Spital, wie von irgendeinem heruntergekommenen Subjekt, sah schon das Armenbegräbnis, das man für mich veranstalten würde. Er sprach von Scharlatanerie. Mit dem Schwung, der ihn so verführerisch macht, stellte er alle Genies als Scharlatane hin. Er erklärte mir, daß ich einen Sinn weniger besäße und mit einem schlimmen, tödlichen Gebrechen behaftet sei, wenn ich allein in der Rue des Cordiers bleiben wolle. Er sei der Meinung, daß ich in die Welt gehen, die Leute daran gewöhnen müßte, meinen Namen auszusprechen, und von selbst das einfache ‚Herr‘ ablegen solle, das sich für einen großen Mann zu seinen Lebzeiten nicht ziemt. ‚Die Dummköpfe‘, rief er, ‚nennen dieses Handwerk intrigieren; die Leute von Moral ächten es mit der Bezeichnung: ein verschwenderisches Leben führen; bleiben wir nicht bei den Menschen stehen, sehen wir uns

die Resultate an. Du arbeitest? Schön, du wirst es nie zu etwas bringen. Ich eigne mich für alles und taue zu nichts, bin faul wie ein Hummer! Nun, siehst du, mir wird alles gelingen. Ich gehe viel in Gesellschaft, ich rege mich, man macht mir Platz; ich rühme mich, man glaubt mir; ich mache Schulden, man bezahlt sie! Die Verschwendung, mein Lieber, ist ein politisches System. Die Beschäftigung, sein Vermögen aufzuessen, ist oft eine Spekulation; man legt seine Kapitalien in Freunden, Vergnügungen, Gönnern, Bekanntschaften an. ‚Riskiert‘ ein Kaufmann wirklich seine Million? Er wird zwanzig Jahre lang weder trinken noch schlafen noch sich amüsieren; er bebrütet seine Million, läßt sie durch ganz Europa wandern; er ist voller Verdruß und von allen Dämonen besessen, die der Mensch erfunden hat; und schließlich kommt eine Liquidation, wie ich es oft mit angesehen habe, und läßt ihn ohne einen Heller, ohne Namen, ohne Freund. Der Verschwender hingegen findet seine Lust darin, zu leben, aufs Spiel zu setzen. Wenn er durch Zufall sein Kapital verliert, kann ihm immer noch das Glück blühen, Obersteuere unnehmer zu werden, sich reich zu verheiraten, bei einem Minister oder Gesandten einen Posten zu bekommen. Er hat noch Freunde, einen Namen und immer Geld. Da er die Triebfedern der Welt kennt, läßt er sie zu seinem Vorteil spielen. Ist dieses System logisch, oder bin ich nur ein Narr? Ist es nicht die Moral der Komödie, die wir alle Tage sich in der Welt abspielen sehen? — ‚Deine Arbeit ist beendet,‘ fuhr er nach einer Pause fort, ‚du hast ein kolossales Talent! Nun, da gelangst du zu meinem Ausgangspunkt. Du mußt nun deinen Erfolg selbst zustande bringen, das ist sicherer. Du mußt mit den Cliques Bündnisse schließen, Lobredner dir geben. Die Hälfte von deinem Ruhm soll mir gehören, ich werde der Juwelier sein, der die Diamanten in deiner

Krone eingesetzt hat . . . Um zu beginnen, komm morgen
abend hier! Ich will dich in ein Haus einführen,
wohin ganz Paris geht, das heißt, unser Paris, das Paris
der Stutzer, der Millionäre, der Berühmtheiten, kurz
der Männer, die Gold reden wie Chrysostomus. Wenn
diese Leute sich eines Buches annehmen, so kommt es
in Mode; wenn es wirklich gut ist, so haben sie ein Genie-
diplom ausgestellt, ohne es zu wissen. Wenn du Geist
hast, liebes Kind, so wirst du selbst das Glück deiner
'Theorie' begründen, indem du die Theorie des Glücks
besser verstehst. Morgen abend wirst du die schöne
Gräfin Fedora sehen, die vielgefeierte Frau. 'Ich habe
nie von ihr sprechen hören . . .' 'Du bist ein Kaffer,'
erwiderte Rastignac lachend. 'Du kennst Fedora nicht?
Eine heiratsfähige Frau, die ungefähr achtzigtausend Pfund
Rente besitzt, die keinen will oder die keiner will. Ein
weibliches Problem, eine Pariserin, die zur Hälfte Russin,
eine Russin, die zur Hälfte Pariserin ist! Eine Frau,
bei der alle romantischen Produktionen verlegt werden,
die nicht erscheinen, die schönste, graziöseste Frau von
Paris! Du bist nicht einmal ein Kaffer, du bist das
Zwischenglied zwischen Kaffer und Affe. Also adieu, auf
morgen . . .' Er drehte sich auf dem Absatz herum und
ging, ohne meine Antwort abzuwarten, da es nicht
für möglich hielt, daß ein vernunftbegabter Mensch es
ablehnen könne, der Fedora vorgestellt zu werden. Wie
soll man das Bestrickende eines Namens erklären? Fe-
dora verfolgte mich wie ein böser Gedanke, mit dem man
sich abfinden möchte. Eine Stimme sagte mir: 'Du wirst
zu Fedora gehen!' Ich konnte mich mit dieser Stimme
herumstreiten, soviel ich wollte, und ihr zurufen, daß
sie lüge; sie warf alle meine Begründungen über den
Haufen mit diesem Namen 'Fedora'. Aber war dieser
Name, diese Frau nicht das Symbol aller meiner Sehn-

sucht und das Thema meines Lebens? Der Name erweckte die künstliche Poesie der großen Welt, ließ die Feste des aristokratischen Paris und den Flittertand der Eitelkeit vor mir erglänzen. Die Frau erschien mir mit allen Problemen der Leidenschaft, die mir den Kopf verdreht hatten. Vielleicht war es weder die Frau noch der Name, sondern alle meine Laster, die in mir aufstanden, um mich aufs neue zu versuchen. Die Gräfin Fedora, reich und ohne Liebhaber, gewappnet gegen die Verführungen von Paris, war das nicht die Inkarnation meiner Hoffnungen, meiner Visionen? Ich schuf mir ein Weib, ich gab ihr eine Gestalt im Traum. In der Nacht schlief ich nicht, ich wurde ihr Geliebter; in ein paar Stunden preßte ich ein ganzes Leben, ein Liebesleben zusammen und genoß seine tiefen, zehrenden Wonnen. Am nächsten Morgen, unfähig die Qual zu ertragen, unfähig den Abend zu erwarten, ließ ich mir einen Roman aus und verbrachte den Tag mit Lesen, indem ich es mir auf diese Weise unmöglich machte, zu denken und die Zeit abzumessen. Während ich las, erklang der Name Fedora in mir, wie ein Ton, den man von weitem vernimmt, der einen nicht stört, aber der sich hörbar macht. Glücklicherweise besaß ich noch einen recht anständigen schwarzen Rock und eine weiße Weste; von meinem ganzen Vermögen blieben mir noch ungefähr dreißig Franken, die ich überall in meinen Kleidungsstücken und meinen Schubladen verstreut hatte, um zwischen einem Hundertsousstück und meinen Gelüsten die dornenvolle Durchstöberung und Umsegelung meines Zimmers als Schranke zu errichten. Als es Zeit war, mich anzukleiden, mußte ich meinem Schatz über einen Ozean von Papier hinweg nachstellen. Die Höhe meines Barbestandes wird dir einen Begriff geben, was nach Deckung der Kosten für Handschuhe und einen Wagen noch davon übrigblieb; das Geld für

einen ganzen Monat ging drauf. Es fehlt uns eben leider nie an Geld für unsere Schrullen. Wir markten nur um den Preis für nützliche oder notwendige Dinge. Wir verschwenden unser Geld leichten Herzens an Tänzerinnen und feilschen mit einem Arbeiter, dessen hungernde Familie auf die Bezahlung einer Rechnung wartet. Wie viele gibt es, die einen Rock für hundert Franken tragen, einen Diamanten am Griff ihres Spazierstocks haben und für fünfundzwanzig Sous zu Mittag essen! Es scheint, daß wir die Freuden der Eitelkeit nie zu teuer bezahlen. Rastignac, der pünktlich beim Rendez-vous erschien, lächelte über meine Metamorphose und neckte mich deswegen; doch auf dem Wege zur Gräfin gab er mir noch allerlei gütige Ratschläge, wie ich mich bei ihr zu benehmen hätte; er schilderte sie mir geizig, eitel und mißtrauisch; aber geizig mit Prunk, eitel mit Schlichtheit, mißtrauisch mit Wohlwollen. ‚Du kennst mein Verhältnis und weißt, wieviel ich bei einem Wechsel meiner Liebe verlieren würde,‘ sagte er. ‚In meiner Beobachtung Fedoras war ich uneigennützig, kaltblütig; meine Bemerkungen müssen also richtig sein. Ich dachte nur an dein Glück, indem ich dich bei ihr einführen wollte; nimm dich also in acht mit allem, was du sagst; sie hat ein grausames Gedächtnis, sie ist von einer Schlaueit, die einen Diplomaten zur Verzweiflung bringen kann; sie würde den Moment erraten können, wo er die Wahrheit sagt. Unter uns: ich glaube, daß ihre Heirat vom Kaiser nicht anerkannt wird, denn der russische Gesandte lachte, als von ihr die Rede war. Er empfängt sie nicht und grüßt sie sehr oberflächlich, wenn er ihr im Bois begegnet. Nichtsdestoweniger gehört sie zum Kreis von Frau von Sérizy und verkehrt mit den Damen Nucingen und von Restaud. In Frankreich ist ihr Ruf ta’ellos; die Herzogin von Carigliano, die hochnäsige

Marsehallin der ganzen bonapartistischen Clique, ver-
bringt oft den Sommer mit ihr auf ihrem Landgut. Viele
junge Stutzer, der Sohn eines Pairs von Frankreich, haben
ihr einen Namen zum Austausch für ihr Vermögen an-
geboten; sie hat sie alle höflichst abgeführt. Vielleicht
beginnt ihre Empfänglichkeit erst beim Grafentitel. Bist
du nicht Marquis? Vorwärts, wenn sie dir gefällt. Hier
hast du meine Instruktionen.' Diese Neckereien ließen
mich glauben, daß Rastignac sich einen Scherz machen
und meine Neugierde anstacheln wollte, so daß, als wir
vor einem blumengeschmückten Säulenhof anlangten,
meine improvisierte Leidenschaft ihren Höhepunkt er-
reicht hatte. Als wir eine breite, mit Teppichen belegte
Treppe hinaufstiegen, wo ich den ausgesuchtesten engli-
schen Komfort bemerkte, schlug mir das Herz; ich wurde
rot, ich verleugnete meine Abstanmung, meine Gefühle,
meinen Stolz, ich war lächerlich bourgeoishaft. Mein Gott!
Ich kam aus einer Dachstube, nach drei Jahren der
Armut, ohne daß ich es noch verstanden hätte, jene er-
worbenen Schätze über die Nichtigkeiten des Lebens zu
stellen, die ungeheuren geistigen Güter, die einen mit
einem Schlage reich machen, so daß, wenn einem die
Macht in die Hände fällt, man sie zu gebrauchen weiß,
weil man durch das Studium von vornherein zu den
politischen Kämpfen vorbereitet worden ist. Ich sah eine
Frau von etwa zweiundzwanzig Jahren, von mittlerer
Figur, weiß gekleidet, mit einem Federfächer in der
Hand, in einem Kreis von Männern. Als sie Rastignac
eintreten sah, stand sie auf, kam uns entgegen, lächelte
anmutig und sagte mir mit melodischer Stimme ein
zweifellos vorbereitetes Kompliment. Unser Freund hatte
mich als einen Mann von Talent angekündigt, und seine
Gewandtheit und gaskonische Beredsamkeit bereiteten
mir einen schmeichelhaften Empfang. Ich war der

Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit, die mich verwirrt machte; doch glücklicherweise hatte Rastignac von meiner Bescheidenheit gesprochen. Ich traf dort Gelehrte, Literaten, ehemalige Minister, Pairs von Frankreich. Die Unterhaltung nahm kurz nach meiner Ankunft wieder ihren Lauf, und da ich fühlte, daß ich mein Ansehen in Kraft halten mußte, nahm ich mich zusammen. Ohne meine Rede zu lang auszudehnen, wenn sie mir gestattet war, versuchte ich die Diskussionen durch mehr oder weniger einschneidende, tiefe oder geistreiche Bemerkungen zusammenzufassen. Ich brachte eine gewisse Sensation hervor. Zum tausendstenmal in seinem Leben wurde Rastignac Prophet. Als genug Leute dawaren, daß sich jeder freier fühlte, gab mir mein Beschützer den Arm, und wir wandelten durch die Gemächer.

„Sieh bloß nicht so aus, als seist du von der Fürstin ganz niedergeschmettert,“ sagte er zu mir, „sie errät sonst den Grund deines Besuchs!“

Die Salons waren mit wählerischem Geschmack ausgestattet. Ich sah erlesene Gemälde. Jedes Möbelstück hatte, wie bei den reichsten Engländern, seinen besondern Charakter, und die Seidenbehänge, der Zierat, die Form der Möbel, die geringste Ausschmückung stimmten harmonisch zusammen. In einem gotischen Boudoir, dessen Türen von gestickten Portieren verhangen waren, waren die Umrahmungen, die Uhr, das Muster des Teppichs gotisch. Die Decke aus geschnitztem braunen Holzwerk zeigte eine originelle Täfelung; die Schnitzereien waren kunstvoll gearbeitet; nichts störte den Gesamteindruck dieser schönen Ausschmückung; selbst die Fenster waren im gleichen Stil gemalt. Ich war überrascht beim Anblick eines kleinen modernen Salons, wo ein mir unbekannter Künstler unsere Kunst der Ausstattung, die so leicht, so anmutend, so gefällig, so prunklos und sparsam

an Vergoldungen ist, zur Vollendung gebracht hatte. Er war dämmrig und liebesdurchweht, wie ein deutsches Lied, ein rechtes Nest für eine Leidenschaft von 1827, mit dem Duft seltener Blumen erfüllt. Hinter diesem Salon sah ich noch eine Flucht von Zimmern, darunter ein reich mit Gold geziertes im Stil Ludwigs XIV., das im Gegensatz zu unserm heutigen Geschmack einen bizarren, doch angenehmen Kontrast bildete.

„Du wirst hier ganz gut untergebracht sein,“ sagte Rastignac zu mir mit einem Lächeln, das eine leise Ironie umspielte. „Ist dies nicht verführerisch?“ fügte er hinzu, indem er sich niederließ. Plötzlich stand er auf, nahm mich bei der Hand, führte mich in das Schlafzimmer und zeigte mir unter einem Himmel aus weißem Musselin und Moiré ein sanft beleuchtetes wollüstiges Bett, das wahre Bett für eine junge Fee, die sich einem Genie vermählt. „Liegt nicht eine maßlose Schamlosigkeit, Frechheit und Koketterie darin,“ sagte er mit leiser Stimme, „uns diesen Liebesthron zur Betrachtung zu überlassen? Sich keinem hinzugeben und jedem zu gestatten, seine Karte hier abzugeben! Wenn ich frei wäre, so wollte ich diese Frau demütig an meiner Tür weinen sehen...“ „Bist du denn ihrer Tugend so sicher?“ „Unsere verwegensten und sogar verschlagensten Männer geben zu, daß sie bei ihr gescheitert sind, lieben sie noch und sind ihre ergebenen Freunde. Ist diese Frau nicht ein Rätsel?“ Diese Worte versetzten mich in eine Art Rausch. Ich fing schon an, auf ihre Vergangenheit eifersüchtig zu werden. Freudig erregt, kehrte ich eilig in den gotischen Salon zurück, wo die Gräfin weilte. Sie entbot mich mit einem Lächeln zu sich, hieß mich Platz nehmen, befragte mich über meine Arbeiten und schien sich lebhaft dafür zu interessieren, besonders als ich ihr mein System in scherzender Weise darlegte, anstatt es gelehrtenhaft im

Professorenstil vor ihr zu entwickeln. Sie schien sich sehr zu amüsieren, als sie vernahm, daß der menschliche Wille eine materielle Kraft, ähnlich dem Dampf, sei; daß nichts in der moralischen Welt dieser Macht widerstehen könnte, w... der Mensch sich daran gewöhne, sie zu konzentrieren, sie als Ganzes wirken zu lassen und das Geschütz dieser flüssigen Masse beständig auf die Seelen richte; daß ein solcher Mensch nach Belieben alles, selbst die absoluten Gesetze, der Natur der Menschheit anpassen könne. Die Einwendungen, die Fedora machte, bekundeten eine gewisse geistige Feinheit; ich gefiel mir darin, ihr für ein paar Augenblicke, um ihr zu schmeicheln, recht zu geben, und zerstörte ihr Frauenurteil dann mit einem Wort. Ich lenkte ihre Aufmerksamkeit auf ein alltägliches, dem Anschein nach gewöhnliches Phänomen, den Schlaf, das für den Gelehrten voll unlöslicher Probleme sei, und ich stachelte ihre Neugier. Die Gräfin wurde sogar für ein Weilchen nachdenklich, als ich ihr sagte, daß unsere Ideen organische, vollkommene Wesen seien, die in einer unsichtbaren Welt lebten und auf unsere Geschicke Einfluß hätten, und ich führte ihr zum Beweis die Gedanken von Descartes, Diderot und Napoleon an, die ein ganzes Jahrhundert geleitet hatten und noch leiteten. Ich hatte die Ehre, diese Frau zu unterhalten; sie verließ mich, indem sie mich aufforderte, sie zu besuchen; das heißt, in der Hofsprache ausgedrückt: sie gestattete mir freien Zutritt zu allen Gelegenheiten. Sei es, daß ich nach meiner löblichen Gewohnheit höfliche Redensarten für Herzensworte hielt, sei es, daß Fedora in mir eine zukünftige Berühmtheit sah und ihre Gelehrtenmenagerie vergrößern wollte, ich redete mir ein, ihr gefallen zu haben. Ich nahm alle meine physiologischen Kenntnisse und früheren Studien über die Frauen zu Hilfe, um diese eigentümliche Person und ihre Art

und Weise an diesem Abend eingehend zu studieren. In einer Fensternische verborgen, suchte ich aus ihrer Haltung, aus der Art, wie sie als Herrin des Hauses klang und ging, sich setzte und plauderte, einen Mann zu sich rief, ihn befragte, oder sich, um ihm zuzuhören, an einen Türpfosten lehnte, ihre Gedanken zu erspähen; sie wiegte sich leise beim Gehen, ihr Kleid schlängelte sich in anmutigen Linien, sie erweckte so heftig die Begierde nach ihrem Besitz, daß ich in bezug auf ihre Tugend sehr ungläubig wurde. Wenn Fedora heute die Liebe verleugnete, so muß sie früher einmal voller Leidenschaft gewesen sein; denn eine wissende Wollüstigkeit verriet sich schon in der Art, wie sie sich vor jemanden hinstellte, um mit ihm zu sprechen; sie stützte sich kokett auf, wie eine Frau, die nahe am Umsinken ist oder auch am Davonlaufen, wenn ein verwegener Blick sie einschüchtert. Mit lässig übereinandergeschlagenen Armen stand sie da, ganz Gefühl, und schien die Worte zu trinken, die sie auch noch mit den Blicken mit Wohlgefallen aufnahm. Ihre frischen roten Lippen stachen lebhaft von dem blendend weißen Teint ab. Ihre braunen Haare harmonierten eigen mit der ins Rötliche spielenden Farbe ihrer Augen, die geädert waren wie florentinischer Marmor und deren Spiel ihren Worten einen eigentümlichen Nachdruck verlieh. Ihre Taille war von lockender Anmut. Eine Rivalin hätte vielleicht die dichten Augenbrauen, die über der Nasenwurzel zusammengingen, zu streng gefunden, und den unmerklichen Flaum, der die Konturen ihres Gesichts umgab, getadelt. Ich fand in allem Leidenschaft ausgeprägt. Die Liebe stand auf den italienischen Augenlidern dieser Frau geschrieben, auf ihren schönen Schultern, die einer Venus von Milo würdig waren, auf ihren Zügen, auf der ein wenig vortretenden und leicht beschatteten Unterlippe. Sie war mehr als ein Weib, sie

war ein Roman. Freilich, alle diese auszeichnenden Reize, die Harmonie der Linien, die Verheißungen der Leidenschaft, die man aus diesem vollen Zusammenklang empfing, waren gedämpft von einer beständig reservierten Haltung, einer außergewöhnlichen Bescheidenheit, die zu dem Ausdruck der ganzen Person in Widerspruch stand. Es bedurfte einer so scharfsinnigen Beobachtung wie der meinigen, um in dieser Natur die Anzeichen eines der Wollust geweihten Schicksals zu entdecken. Um meinen Gedanken klar auszudrücken: es waren in Fedora zwei Frauen, die vielleicht von der Taille ab geteilt waren: die eine war kalt, der Kopf allein schien liebesfähig zu sein. Bevor sie ihre Augen auf einen Mann richtete, bereitete sie ihren Blick vor, als ob sich irgend etwas Geheimnisvolles in ihr vollzöge; eine Art krampfhafter Verückung war in ihren strahlenden Augen. Kurzum, entweder war mein Wissen unvollkommen und mir waren noch viele Geheimnisse der geistigen Welt zur Entdeckung vorbehalten, oder die Gräfin hatte eine schöne Seele, deren Gefühle und Ausströmungen ihrem Gesicht diesen bestrickenden Zauber gaben, eine rein geistige Macht, die um so stärker wirkte, als sie sich mit den Reizungen des Begehrens vereinigte. Ich ging fort, hingerissen, umstrickt von dieser Frau, berauscht von ihrem Luxus, in allem aufgereizt, was in mir edel, lasterhaft, gut und böse war. Indem ich mich so bewegte, so außer mir fühlte, glaubte ich zu verstehen, welche Anziehung alle diese Künstler, Diplomaten, diese Männer der Macht, diese Spekulanten, die wie ihre Kassetten innen aus Blech waren, gehorchten; zweifellos suchten auch sie bei ihr die wahnwitzige Erregung, die alle Fibern meines Wesens in mir erzittern machte, mein Blut in der kleinsten Ader aufpeitschte, den kleinsten Nerv spannte und in meinem Hirn bebte. Sie hatte sich keinem hingegeben,

um sie alle zu behalten. Eine Frau ist kokett, solange sie nicht liebt.

„Außerdem“, sagte ich zu Rastignac, „ist sie vielleicht an einen alten Mann verheiratet oder verkauft worden, und die Erinnerung an diese ihre Ehe macht ihr Granen vor der Liebe.“

Ich ging zu Fuß vom Faubourg Saint-Honoré, wo Fedora wohnt. Zwischen ihrem Haus und der Rue des Cordiers liegt beinahe ganz Paris. Der Weg erschien mir kurz, und doch war es sehr kalt. Im Winter die Eroberung von Fedora unternehmen, einem so strengen Winter, wo ich nicht dreißig Franken in meinem Besitz hatte, und die Entfernung zwischen uns so groß war! Nur ein armer junger Mann kann wissen, was eine Leidenschaft an Wagen, Handschuhen, Anzügen, Wäsche usw. verschlingt. Wenn eine Liebe zu lange platonisch bleibt, richtet sie einen zugrunde. Wahrhaftig, es gibt verliebte Jünglinge von der juristischen Fakultät, denen es eine Unmöglichkeit ist, sich einer Liebe zu nähern, die ein erstes Stockwerk bewohnt. Und wie konnte ich schwacher, schwächer, schlicht angezogener, blasser und elender Künstler, der sich eben von einer großen Arbeit erholte mit wohlfrisierten, schmucken, bestechenden jungen Leuten konkurrieren, die Krawatten trugen, bei deren Anblick ganz Kroatien vor Neid hätte bersten können, reich waren, ein Tilbury besaßen und die Frechheit im Schilde führten? Bah! Fedora oder den Tod! rief ich, als ich den Weg über eine Brücke nahm. Fedora ist das Glück!

Das schöne gotische Boudoir und der Salon im Stil Ludwigs XIV. tauchten vor meinen Augen auf, ich sah die Gräfin in ihrem weißen Kleide, ihren weiten graziösen Ärmeln, ihrem verführerischen Gang, ihrer lockenden Taille. Als ich in meiner nackten, kalten Bude anlangte, die in so schlechtem Zustand war wie die Perücke eines Gelehrten,

war ich noch von den Bildern des Luxus bei Fedora umgeben. Dieser Kontrast war ein schlechter Ratgeber. So müssen wohl die Verbrechen entstehen. Beabend vor ohnmächtiger Wut, verfluchte ich da mein anständiges, ehrliches Elend, meine fruchtbare Mansarde, wo so viele Gedanken entstanden waren. Ich verlangte von Gott, dem Teufel, dem Staat, meinem Vater, dem ganzen Weltall Rechenschaft für mein Schicksal, für mein Unglück; ich ging zu Bett, ganz ausgehungert, lächerliche Flüche stammelnd, aber fest entschlossen, Fedora zu verführen. Das Herz dieser Frau war ein letztes Lotterielos, das die Möglichkeit meines Glückes in sich trug. Ich erlasse dir meine ersten Besuche bei Fedora, um rasch zum Drama zu gelangen. Indem ich meinen Angriff auf die Seele dieser Frau richtete, suchte ich ihren Geist zu gewinnen, ihre Eitelkeit zu erregen. Damit ich um so sicherer geliebt wurde, gab ich ihr tausend Gründe, sich selbst zu lieben; niemals ließ ich sie in einem Zustand der Gleichgültigkeit. Die Frauen wollen Erregungen um jeden Preis. Ich verschaffte sie ihr in reichem Maße. Lieber hätte ich ihren Zorn erregt, als sie unbeschäftigt an meiner Seite zu sehen. Wenn ich zu Anfang, von dem festen Willen und dem Wunsche beseelt, ihre Liebe zu gewinnen, eine gewisse Macht über sie bekam, so schwoll meine Leidenschaft bald so sehr an, daß ich sogar die Herrschaft über mich verlor und wahnsinnig verliebt wurde. Ich weiß nicht, was wir in der Poesie oder im Umgang ‚Liebe‘ nennen; doch das Gefühl, das sich plötzlich in meiner doppelten Natur entfaltete, habe ich nirgends beschrieben gefunden, weder in den rhetorischen und zurechtgemachten Phrasen von Jean Jacques Rousseau, dessen Logis ich vielleicht innehatte, noch in den kalten Schöpfungen der letzten beiden literarischen Jahrhunderte, noch auf den Gemälden Italiens. Der Anblick des Brienner Sees, einige Motive von Rossini, die Madonna von Murillo,

die der Marschall Soult besitzt, die Briefe der Lescombat, einige verstreute Worte in den Anekdotensammlungen, besonders aber die Gebete der Ekstatiker und einige Stellen in unsern altfranzösischen Erzählungen allein haben mich in die himmlischen Regionen meiner ersten Liebe versetzen können. Nichts in den menschlichen Sprachen, keine Wiedergabe des Gedankens mit Hilfe von Farben, Marmor, Worten oder Tönen wäre imstande, den Nerv, die Echtheit, die Vollkommenheit, die Plötzlichkeit dieses Gefühls in der Seele auszudrücken. Ja! wer Kunst sagt, sagt Lüge. Die Liebe geht durch unendliche Verwandlungen hindurch, bevor sie sich für immer unserm Leben beimischt und es mit ihrem flammenden Rot färbt. Das Geheimnis dieser unmerklichen Verschmelzung entgeht der Analyse des Künstlers. Die wahre Leidenschaft verrät sich durch Schreie, durch Seufzer, die dem Kalten verdrießlich sind. Man muß wahrhaft lieben, um das Brüllen von Lovelace in ‚Clarissa Harlowe‘ mitzumachen. Die Liebe ist eine sprudelnde Quelle, von Kresse, Blumen, Kiesgestein umgeben, die zum Fluß, zum Strom anwächst, mit jeder Welle ihre Natur und ihr Aussehen verändert und sich in einen unermeßlichen Ozean ergießt, wo die Halben EINFörmigkeit erblicken, die großen Seelen aber sich in nie endende Betrachtungen versenken. Wie soll ich diese flüchtigen Farbentöne des Gefühls schildern, diese Nichtigkeiten, die so wertvoll sind, diese Worte, deren Tonfall das Köstlichste der Sprache ausschöpft, diese Blicke, die tiefergründiger sind als das blühendste Gedicht? In jenen mystischen Vorgängen, wenn uns unwahrnehmbar die Liebe für ein Weib erfaßt, öffnet sich ein Abgrund, in den alle menschlichen Erdichtungen versinken. Ah! wie sollen wir mit Erklärungen die lebendigen und geheimnisvollen Erschütterungen der Seele begreiflich machen, wenn uns schon die Worte fehlen, um die sichtbaren Geheimnisse der

Schönheit zu malen. Welche Bezauberungen! Wie viele Stunden habe ich nicht in einer unaussprechlichen Ekstase verbracht, einzig damit beschäftigt, sie zu sehen! Glücklich, über was? Ich weiß es nicht. In jenen Augenblicken, wenn ihr Gesicht ganz von Licht überströmt war, ging, wie durch einen geheimnisvollen Vorgang, ein Glanz von ihm aus. Der feine Flaum, der ihre zarte Haut vergoldete, zeichnete die Konturen ihres Gesichts mit jener verschwimmenden Lieblichkeit, die wir an den fernen Linien des Horizonts bewundern, wenn sie sich in der Sonne verlieren. Es war, als ob das Tageslicht sie lieb kostete, während es sie beschien, oder daß ihre strahlende Person heller war als das Licht selbst. Dann farbte ein Schatten, der über ihre sanften Züge flog, das Bild mit einem tieferen Schein und veränderte seinen Ausdruck. Oft schien ein Gedanke von ihrer marmornen Stirn zu leuchten; ihr Auge rötete sich, ihre Lider zuckten, ihre Züge kamen unter einem Lächeln in Bewegung; die baredte Koralle ihres Mundes farbte sich höher, kräuselte sich, glättete sich; warme Reflexe fielen von ihren braunen Haaren über ihre reinen Schläfen; jeder kleinste Umstand machte sie sprechen. Jede Färbung ihrer Schönheit bereitete meinen Augen neue Feste, offenbarte meinem Herzen unbekannte Wonnen. In allen Phasen ihres Gesichts wollte ich ein Gefühl, eine Hoffnung lesen. Diese stummen Unterredungen drangen von Seele zu Seele, wie sich der Ton mit dem Echo durchdringt, und spendeten mir vergängliche Freuden, die tiefe Nachwirkungen in mir zurückließen. Ihre Stimme brachte mich in eine Verzückung, die ich schwer bemeistern konnte. Nach dem Beispiel eines lothringischen Prinzen, dessen Name mir entfallen ist, hätte ich eine glühende Kohle in meiner Hand halten können, ohne sie zu fühlen, wenn dabei ihre liebkosenden Finger durch meine Haare geglitten wären. Das war nicht mehr Bewunderung,

Begehren, es war ein Zauber, ein Verhängnis. Oft, wenn ich wieder unter meinem Dache saß, schwebte Fedora vor meinen Augen; ich teilte ihr Leben; wenn sie litt, litt auch ich, und ich sagte ihr am nächsten Tage: Sie haben Kummer gehabt! — Wie oft erschien sie nicht bei mir in der Stille der Nacht, von der Macht meiner Ekstase herbeigerufen. Manchmal schlug sie mir, wie der Schlag eines Blitzes, die Feder aus der Hand, so daß die Wissenschaft und das Studium aufgeschreckt flohen; sie zwang mich, sie in der reizenden Stellung, die ich an ihr kannte, vor mir zu sehen. Manchmal ging ich ihr in der Welt der Geister entgegen, grüßte sie wie eine Hoffnung und flehte um den Klang ihrer silbernen Stimme; dann erwachte ich weinend. Eines Tages, nachdem sie mir versprochen hatte, mit mir ins Theater zu gehen, weigerte sie sich plötzlich launisch auszugehen und bat mich, sie allein lassen. Über einen Widerspruch, der mich einen ganzen Tag Arbeit und, soll ich es gestehen? meinen letzten Taler kostete, verzweifelt, begab ich mich dahin, wo sie hätte sein sollen, da ich das Stück sehen wollte, das sie zu sehen gewünscht hatte. Kaum hatte ich Platz genommen, als ich einen elektrischen Schlag im Herzen fühlte. Eine Stimme sagte mir: Sie ist da! Ich drehe mich um, ich sehe die Gräfin im Hintergrund ihrer Loge, im Schatten, im Parterre. Mein Blick zögerte nicht, meine Augen fanden sie sogleich mit einer fabelhaften Klarheit, meine Seele war auf sie zugeflogen, wie ein Insekt zur Blume fliegt. Auf welche Weise hatten meine Sinne die Mitteilung empfangen? Es gibt innere Wahrnehmungen, die die Oberflächlichen überraschen mögen; doch sind diese Wirkungen unserer innern Natur ebenso einfach wie die gewohnten Erscheinungen der äußern Sinne; auch war ich nicht erstaunt, sondern ärgerlich. Meine Studien über die Macht unseres Geistes, die so wenig bekannt ist, dienten wenigstens

dazu, mir in meiner Leidenschaft einige lebendige Beweise für mein System vor Augen zu führen. Diese Verbindung von Gelehrtem und Verliebtem, von einer wahrhaftigen Anbetung und einer wissenschaftlichen Liebe hatte etwas höchst Seltsames an sich. Die Wissenschaft frohlockte oft, wenn der Liebende verzweifelte, und wenn er sich nah am Siege glaubte, jagte er frohen Herzens die Wissenschaft von dannen. Fedora sah mich und verfinsterte sich, ich störte sie. Beim ersten Zwischenakt machte ich ihr einen Besuch; sie war allein, ich blieb. Obwohl wir nie von Liebe gesprochen hatten, ahnte ich eine Erklärung. Ich hatte ihr mein Geheimnis noch nicht enthüllt, und doch herrschte zwischen uns eine Art Spannung; sie vertraute mir alle ihre Vergnügungspläne und fragte mich am Abend mit einer gewissen freundschaftlichen Unruhe, ob ich am folgenden Tag kommen würde; sie befragte mich mit einem Blick, wenn sie etwas Geistreiches gesagt hatte, als ob sie mir hätte ausschließlich gefallen wollen; wenn ich schmolte, wurde sie zärtlich; wenn sie böse schien, hatte ich das Recht, sie zu fragen; wenn ich ihr einen Fehler eingestand, ließ sie sich lange bitten, bis sie mir vergab. Diese Streitereien, an denen wir Gefallen fanden, waren voll Liebe. Sie entfaltete dabei so viel Anmut und Koketterie, und ich, ich fand so viel Glück darin! In diesem Augenblick war unsere Intimität plötzlich wie aufgehoben und wir saßen beieinander wie zwei Fremde. Die Gräfin war eisig; ich fürchtete ein Unglück. „Sie werden mich begleiten,“ sagte sie zu mir, als das Stück zu Ende war.

Das Wetter hatte plötzlich umgeschlagen. Als wir ins Freie kamen, fiel ein mit Regen vermischter Schnee. Der Wagen Fedoras konnte nicht bis an die Rampe vorfahren. Ein Dienstmann hielt sofort, als er die feine Dame sah, die genötigt war, den Boulevard zu überschreiten, einen Regenschirm über unsere Köpfe und verlangte, als wir

eingestiegen waren, die Bezahlung für seinen Dienst. Ich hatte nichts; ich hätte zehn Jahre meines Lebens hingegeben, um zwei Sous zu haben. Alles, was in einem den Menschen mit seinen tausend Eitelkeiten ausmacht, war in mir von einem höllischen Schmerz zermalmt. Die Worte: ‚Ich habe kein Geld, mein Lieber!‘ wurden in rauhem Ton von mir herausgestoßen, der von meiner gekränkten Liebe zu kommen schien, von mir, dem Bruder dieses Mannes, der das Elend so gut kannte, der einst siebenhunderttausend Franken leichten Herzens hingegeben hatte! Der Kutschdiener drängte den Dienstmann beiseite, und die Pferde zogen an. Während der Fahrt war Fedora zerstreut, oder gab sich den Anschein, anderes im Kopf zu haben, und antwortete einsilbig und geringschätzig auf meine Fragen. Ich verstummte. Es war ein schrecklicher Moment. Zu Hause angelangt, setzten wir uns an den Kamin. Als der Diener das Feuer angeschürt und sich entfernt hatte, wandte sich die Gräfin mit einer schwer zu bestimmenden Miene mir zu und sagte mit einer Art Feierlichkeit: ‚Seit meiner Rückkehr nach Frankreich hat mein Reichthum eine Anzahl junger Leute kühn gemacht; man hat mir Liebeserklärungen gemacht, die meinen Stolz hätten befriedigen können; ich bin Männern begegnet, deren Zuneigung so aufrichtig und so tief war, daß sie mich auch dann noch geheiratet hätten, wenn sie in mir nur das arme Mädchen gefunden hätten, das ich ehemals war. Kurz, Herr von Valentin, lassen Sie sich sagen, daß man mir neue Reichthümer und neue Titel angeboten hat; doch merken Sie sich auch, daß ich diejenigen nie wiedergesehen habe, die so schlecht beraten waren, zu mir von Liebe zu sprechen. Wenn meine Zuneigung zu Ihnen leichter Natur wäre, würde ich Ihnen diese Eröffnung nicht machen, die mehr Freundschaft als Stolz in sich hat. Eine Frau setzt sich der Gefahr einer gewissen Kränkung

aus, wenn sie, in der Voraussetzung, daß man sie liebt, sich von vornherein einem doch immerhin schmeichelhaften Gefühl versagt. Ich kenne die Szenen von Arsinoë, von Araminte, und habe mich auch mit den Antworten vertraut gemacht, die man mir unter solchen Umständen geben kann; doch hoffe ich von einem Mann so überlegener Natur, heute nicht mißverstanden zu werden, wenn ich ihm offen meine Seele darlege.'

Sie drückte sich mit der Kaltblütigkeit eines Advokaten oder Notars aus, der seinen Klienten das Für und Wider eines Prozesses oder die Artikel eines Vertrags auseinandersetzt. Der helle, bestrickende Klang ihrer Stimme verriet nicht die mindeste Erregung; nur ihr Gesicht und ihre immer edle und würdevolle Haltung schienen mir von einer diplomatischen Kälte und Trockenheit. Sie hatte offenbar ihre Worte überlegt und sich das Programm dieser Szene zurechtgemacht. Oh, mein Freund! wenn es Frauen gibt, die eine Lust darin finden, uns das Herz zu zerreißen, wenn sie uns einen Dolch hineinstoßen und ihn in der Wunde umdrehen, so sind sie doch anbetungswürdig, denn sie lieben und wollen geliebt sein! Eines Tages werden sie uns für unsere Schmerzen belohnen, wie Gott, heißt es, uns unsere guten Werke anrechnen wird; sie werden uns das Hundertfache des Leides, das sie in seinem ganzen Umfange erkennen, mit Freuden vergelten: ist ihre Schlechtigkeit denn nicht voller Leidenschaft? Aber von einer Frau gemartert zu werden, die uns mit kaltem Blute tötet, ist das nicht eine wahnwitzige Qual? In diesem Augenblick trat Fedora, ohne es zu wissen, alle meine Hoffnungen mit Füßen, zerbrach mein Leben und zerstörte meine Zukunft mit der kalten Unbekümmertheit und unschuldigen Grausamkeit eines Kindes, das, aus Neugierde, die Flügel eines Schmetterlings zerreißt.

„Später“, fügte Fedora hinzu, „werden Sie, hoffe ich, die Echtheit der Freundschaft erkennen, die ich meinen Freunden biete. Sie werden mich immer gütig und ergeben für sie finden. Ich könnte ihnen mein Leben weihen, doch würden Sie mich verachten, wenn ich ihre Liebe hinnähme, ohne sie zu teilen. Ich höre auf. Sie sind der einzige Mann, zu dem ich diese letzten Worte gesagt habe.“ — Zuerst versagten mir die Worte und ich hatte Mühe, den Sturm in mir zu bemeistern; bald aber drängte ich meine Gefühle auf den Grund meiner Seele zurück und zwang mich zu einem Lächeln. „Wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie liebe,“ antwortete ich, „werden Sie mich verbannen; wenn ich mich der Gleichgültigkeit zeihe, werden Sie mich strafen. Die Priester, die Ratsleute und die Frauen werfen ihre Amtstracht nie ganz ab. Das Schweigen verpflichtet zu nichts; gestatten Sie also, daß ich schweige. Um mir so schwesterliche Ratschläge zu erteilen, müssen Sie befürchtet haben, mich zu verlieren, und dieser Gedanke könnte meinen Stolz befriedigen. Aber lassen wir das Persönliche außer acht. Sie sind vielleicht die einzige Frau, mit der ich als Philosoph eine den Gesetzen der Natur so widersprechende Entscheidung erörtern kann. Im Vergleich zu andern Personen Ihrer Gattung sind Sie ein Phänomen. Suchen wir also einmal ohne Voreingenommenheit die Ursache dieser psychologischen Anomalie. Lebt in Ihnen, wie in vielen Frauen, die auf sich stolz und in ihre Vollkommenheit verliebt sind, ein Gefühl raffinierter Selbstsucht? Verabscheuen Sie die Vorstellung, einem Manne zu gehören, sich Ihres Willens zu entäußern und einer konventionellen Oberhoheit, die Sie verletzt, unterstellt zu sein? Sie würden nur tausendmal schöner erscheinen! Sollte Ihnen die Liebe beim erstenmal verhängnisvoll gewesen sein? Vielleicht läßt Sie der Wert, den Sie auf die Eleganz Ihrer Taille, Ihre entzückende Büste legen, die Verunstaltungen der

Mutterschaft befürchten: wäre dies am Ende einer Ihrer stärksten geheimen Gründe, warum Sie es sich versagen, zu sehr geliebt zu werden? Oder haben Sie irgendeine Unebenheit zu verbergen, die Sie gegen Ihren Willen tugendhaft macht? Werden Sie nicht böse, ich erörtere nur das Problem, ich studiere, ich bin tausend Meilen von der Leidenschaft entfernt. Die Natur, die Blinde zur Welt kommen läßt, kann ebensogut Frauen hervorbringen, die in der Liebe stumm, taub und blind sind. Wahrhaftig, Sie sind ein kostbares Objekt für die medizinische Forschung! Sie wissen gar nicht, wieviel Sie wert sind. Ihr Ekel vor den Männern mag im übrigen höchst berechtigt sein. Ich gebe es zu, sie erscheinen mir alle sehr häßlich und unangenehm. Sie haben recht,' schloß ich, da ich fühlte, daß mir das Herz anschwell, 'Sie müssen uns verachten. Es gibt keinen Mann, der Ihrer würdig wäre!'

Ich werde dir nicht alle sarkastischen Reden wiederholen, die ich ihr lachend versetzte. Nun denn, die ätzendsten Worte, die bitterste Ironie entlockten ihr nicht eine Bewegung, eine Gebärde des Unwillens. Sie hörte mir mit ihrem gewohnheitsmäßigen Lächeln auf den Lippen und in den Augen zu, diesem Lächeln, das sie wie ein Kleidungsstück anlegte und das für ihre Freunde, ihre einfachen Bekannten und die Fremden immer das gleiche war. 'Ist es nicht sehr gutmütig von mir, mich von Ihnen hier sezieren zu lassen?' sagte sie in einer Pause, während welcher ich sie schweigend ansah. 'Sie sehen,' fuhr sie lachend fort, 'ich habe keine dummen Empfindlichkeiten in der Freundschaft. Viele Frauen würden Ihre Unverschämtheit strafen, indem sie Ihnen die Tür wiesen.' 'Sie können mich verbannen, ohne Rechenschaft für Ihre Strenge zu geben.' Während ich dies sagte, hatte ich ein Gefühl, als hätte ich sie töten können, wenn sie mir den Abschied gegeben hätte. 'Sie sind wahnwitzig!' sagte sie mit einem Lächeln. 'Haben Sie jemals

daran gedacht, ' fing ich wieder an, ,welcher Gewalttaten eine heftige Liebe fähig ist? Es ist oft vorgekommen, daß ein Mann in der Verzweiflung seine Geliebte umgebracht hat.' ,Es ist besser, tot als unglücklich zu sein,' erwiderte sie kalt; ,ein Mann, der so leidenschaftlich ist, wird eines Tages seine Frau auf dem Stroh zurücklassen, nachdem er ihr Vermögen durchgebracht hat.' Diese Arithmetik machte mich sprachlos. Ein Abgrund tat sich zwischen mir und dieser Frau auf. Wir würden uns niemals verständigen können.

,Adieu,' sagte ich kalt. ,Adieu,' antwortete sie mit einem freundschaftlichen Nicken. ,Auf morgen!' Ich sah sie mit einem Blick an, der ihr die ganze Liebe, auf die ich verzichtete, wie einen Pfeil ins Gesicht schnellte. Sie stand da und zeigte mir ihr banales Lächeln, das abscheuliche Lächeln einer Marmorstatue, das die Liebe auszudrücken scheint und leblos ist. Kannst du dir vorstellen, mein Lieber, welche Qualen in mir wüteten, als ich in Schnee und Regen über das Glatteis der Kais eine Meile Wegs nach Hause ging, nachdem ich alles verloren hatte? Oh! zu wissen, daß sie nicht einmal an mein Elend dachte und mich, gleich sich selber, weich und sanft in Wagenpolstern gewiegt glaubte! Welch vollkommenes Scheitern aller Hoffnungen, welch ein Ruin! Nicht um Geld handelte es sich hier, sondern um alle Güter meiner Seele. Ich schritt aufs Geratewohl vorwärts, indem ich die Reden dieser seltsamen Unterhaltung hin und her wandte und mich so sehr in meinen Auslegungen verwickelte, daß ich schließlich an der wörtlichen Bedeutung der Worte und Begriffe zweifelte. Und ich liebte noch immer, liebte diese kaltsinnige Frau, deren Herz in jedem Augenblick neu erobert werden wollte, die an jedem Tage die Versprechungen des vorigen Abends auslöschte und immer als eine andere dastand.

Als ich an den Portalen des Instituts vorbeikam, befahl mich eine fieberhafte Erregtheit. Es fiel mir ein, daß ich

noch nüchtern war. Ich hatte keinen Pfennig. Um mein Unglück vollzumachen, brachte der Regen meinen Hut aus der Fassung. Wie sollte ich in Zukunft ohne einen brauchbaren Hut vor eine elegante Frau hintreten und mich in einem Salon präsentieren! Längst verdammte ich die dumme alberne Mode, die von uns fordert, durch beständiges In-der-Hand-halten des Hutes das Hutfutter den Blicken preiszugeben; doch war es mir bisher durch die äußerste Sorgfalt gelungen, den meinen in einen unbestimmbaren Zustand zu erhalten. Ohne daß er besonders neu oder abgenutzt alt, sehr seidig oder ganz ohne allen Glanz gewesen wäre, konnte er für den Hut eines sorgfältig gekleideten Menschen gelten; aber seine künstliche Existenz langte nun bei ihrer letzten Periode an; er war verbogen, zerbeult, fertig, ein wahrer Lumpen, würdiger Repräsentant seines Herrn. Aus Ermangelung von dreißig Sous ging ich meiner mühsamen Eleganz verlustig. Oh! Wie viele Opfer hatte ich Fedora seit drei Monaten gebracht, von denen sie nichts wußte! Oft gab ich das Geld, das mir hätte für eine Woche Brot verschaffen sollen, hin, um sie einen Augenblick zu sehen. Meine Arbeit liegen lassen und hungern, war nichts — aber über die Straßen von Paris gehen, ohne sich anspritzen zu lassen, rennen, um nicht in den Regen zu kommen, in ebenso tadelloser Kleidung vor ihr zu erscheinen als die Stutzer, die sie umgaben —, ja, diese Aufgabe hatte für einen verliebten und zerstreuten Poeten unzählige Schwierigkeiten! Mein Glück, meine Liebe hing von einem Spritzerchen Straßenschmutz auf meiner einzigen weißen Weste ab! Darauf verzichten zu müssen, sie zu sehen, wenn ich mich auf der Straße beschmutzte oder naß wurde! Nicht fünf Sous zu besitzen, um von einem Stiefelputzer die Kotspritzer auf meinem Stiefel entfernen zu lassen! Um alle diesen kleinen unbekanntten Martern, die für einen reizbaren Menschen ungeheuer waren, war

meine Leidenschaft gewachsen. Die Unglücklichen haben eine Art der Hingebung, von der es ihnen nicht erlaubt ist, zu den Frauen zu sprechen, die in einer Sphäre des Luxus und der Eleganz leben. Sie sehen die Welt durch ein Prisma, das die Menschen und die Dinge in goldigem Lichte erscheinen läßt. Optimistisch aus Egoismus, grausam aus gutem Ton, schenken sich diese Frauen das Nachdenken um ihres Genießens willen und erteilen ihrer Gleichgültigkeit gegen das Unglück damit Absolution, daß sie vom Vergnügen zu sehr in Anspruch genommen sind. Für sie ist ein Pfennig niemals eine Million, die Million scheint für sie nur ein Pfennig zu sein. Wenn die Liebe ihre Sache durch große Opfer verfechten soll, so soll sie diese auch zartfühlend mit einem Schleier verhüllen, sie im Stillschweigen begraben. Den reichen Männern aber, die, indem sie sich hingeben, ihr Vermögen und ihr Leben vergeuden, kommen die gesellschaftlichen Vorurteile zugute, die die verliebten Torheiten immer mit einem gewissen Glanz umgeben; für sie redet das Schweigen, und der Schleier ist eine Gunst, während meine schreckliche Not mich zu entsetzlichen Leiden verdammt, ohne daß es mir vergönnt gewesen wäre zu sagen: Ich liebe! oder: Ich sterbe! Und schließlich konnte man das nicht einmal Aufopferung nennen. War ich denn nicht reichlich belohnt durch das Vergnügen, das ich empfand, alles für sie hinzugeben? Die Gräfin hatte den gewöhnlichsten Vorkommnissen meines Lebens außerordentlichen Wert verliehen, unsagbare Genüsse beigemischt. Früher war ich im Punkt der Toilette gleichgültig, jetzt respektierte ich meinen Anzug wie ein zweites Ich. Zwischen einer Wunde und einem Riß in meinem Frack hätte ich keinen Augenblick geschwankt. Stelle dir nun meine Situation vor, dann wirst du die Wut der Gedanken, die wachsende Raserei begreifen, die mich im Gehen schüttelten und die das Gehen vielleicht noch mehr aufstachelte. Ich

empfand ein wahnwitziges Vergnügen, mich auf dem Gipfelpunkt des Unglücks zu sehen. Ich wollte in dieser letzten Krise ein Unterpfand des Glücks erblicken; aber das Unglück ist unerschöpflich an Schätzen. Die Haustür meines Hotels war halb offen. Durch die herzförmigen Ausschnitte des Fensterladens fiel ein Lichtschein auf die Straße. Pauline und ihre Mutter erwarteten plaudernd mein Nachhausekommen. Ich hörte meinen Namen aussprechen, ich lauschte. ‚Raphael‘, sagte Pauline, ‚ist viel hübscher als der Student von Nr. 7! Seine blonden Haare haben eine so schöne Farbe. Findest du nicht, daß er etwas in der Stimme hat, was einem, ich weiß nicht wie, das Herz bewegt? Auch ist er so gut, obwohl er ein bißchen stolz aussieht, und hat so feine Manieren. Oh! er ist wirklich sehr hübsch! Ich bin überzeugt, daß alle Frauen in ihm vernarrt sind.‘ ‚Du sprichst von ihm, als ob du ihn liebtest,‘ bemerkte Frau Gaudin. ‚Oh! ich liebe ihn wie einen Bruder,‘ erwiderte sie fröhlich. ‚Es wäre schön undankbar von mir, wenn ich keine Freundschaft für ihn empfindete. Hat er mich nicht die Musik gelehrt, das Zeichnen, die Grammatik, kurz alles, was ich weiß? Du achtest nicht sehr auf meine Fortschritte, liebe Mutter; aber ich werde so gescheit, daß ich in ciniger Zeit selbst werde Unterricht erteilen können, und dann können wir uns einen Dienstboten halten.‘

Ich zog mich leise zurück, und nachdem ich ein Geräusch gemacht hatte, trat ich in die Halle, um dort meine Lampe zu holen, die Pauline anzünden wollte. Die liebe Kleine hatte eben einen köstlichen Balsam auf meine Wunden gebreitet. Dieses kindliche Lob meiner Person gab mir wieder etwas Mut. Es tat mir not, an mich zu glauben und ein unparteiisches Urteil über den wahren Wert meiner Vorzüge zu hören. Meine also wiederbelebten Hoffnungen strahlten vielleicht von den Dingen zurück, die ich sah.

Vielleicht hatte ich die Szene, die mir die beiden Frauen so oft in diesem Raume boten, auch noch nie so aufmerksam betrachtet; doch an jenem Abend bewunderte ich das köstlichste Gemälde von der schlichten Art, wie es die flämischen Maler so ursprünglich darstellen, in seiner Wirklichkeit. Die Mutter, am halberloschenen Feuer des Kamins sitzend, strickte Strümpfe und hatte ein sanftes Lächeln auf den Lippen. Pauline bemalte Lichtschirme; ihre Farben, ihre auf einem kleinen Tischchen ausgebreiteten Pinsel sprachen das Auge durch eine malerische Wirkung an. Sie war aufgestanden, um meine Lampe anzuzünden, und das volle Licht fiel nun auf ihr weißes Gesicht; man mußte schon der Sklave einer schrecklichen Leidenschaft sein, wenn einem ihre durchsichtigen, rosigen Hände, ihr idealer Kopf und ihre jungfräuliche Haltung keine Bewunderung einflößten. Die Nacht und die Stille erhöhten den Reiz dieses arbeitsamen Beisammenseins, dieses friedlichen Interieurs. Dieses unausgesetzte Sichabmühen, das mit so heiterem Sinn ertragen wurde, zeugte von einer frommen Ergebung voll erhobenen Gefühls. Zwischen den Dingen und Personen waltete eine undefinierbare Harmonie. Bei Fedora war der Luxus nüchtern; er erweckte schlimme Gedanken in mir, während dieses demutvolle Elend und diese unverfälschte Natur mir die Seele erquickten. Vielleicht fühlte ich mich angesichts des Luxus gedemütigt; neben diesen beiden Frauen, in diesem geschwärzten Raum, wo sich das vereinfachte Leben ganz und gar in die Empfindungen des Herzens zurückzog, söhnte ich mich mit mir selber aus, vielleicht dadurch, daß ich einen gewissen Schutz gewähren konnte, wonach die Natur des Mannes so sehr verlangt. Als ich neben Pauline stand, warf sie mir einen beinahe mütterlichen Blick zu und rief, während sie mit zitternden Händen die Lampe niedersetzte: „Mein Gott, wie Sie blaß sind! Oh! er ist ganz durchnäßt. Meine

Mutter wird Sie abtrocknen . . . Herr Raphael,‘ fing sie dann nach einer kleinen Pause wieder an, ‚Sie trinken doch so gerne Milch; wir hatten Sahne heute abend, hier, wollen Sie nicht davon kosten?‘ Sie lief wie eine kleine Katze auf einen Porzellannapf mit Milch zu und reichte ihn mir mit einer so lebhaften Bewegung, hielt ihn mir so drollig unter die Nase, daß ich zögerte. ‚Sie wollen mir einen Korb geben?‘ sagte sie mit zitternder Stimme. Jeder verstand den Stolz des andern. Pauline schien ihre Armut schmerzlich zu empfinden und mir meinen Hochmut vorzuwerfen. Es rührte mich. Diese Milch war vielleicht ihr Frühstück vom nächsten Morgen, ich nahm sie trotzdem. Das arme Mädchen wollte seine Freude verbergen, aber sie funkelte ihr in den Augen. ‚Es hat mir not getan,‘ sagte ich, indem ich mich niederließ. Ein sorgenvoller Ausdruck flog ihr übers Gesicht. ‚Entsinnen Sie sich der Stelle, Pauline, wo Bossuet sagt, daß Gott ein Glas Wasser reichlicher lohnen wird als einen Sieg?‘ ‚Ja,‘ antwortete sie. Und ihr Herz schlug, wie das einer jungen Grasmücke in den Händen eines Kindes. ‚Nun, da wir uns wohl bald trennen müssen,‘ sagte ich mit unsicherer Stimme, ‚lassen Sie mich Ihnen meine Dankbarkeit bezeigen für all die Sorgfalt, die Sie und Ihre Mutter mir zugewendet haben.‘ ‚Oh, rechnen wir nicht!‘ sagte sie lachend. Ihr Lachen wollte eine Erregung verbergen, die mir weh tat. ‚Mein Klavier,‘ sagte ich, ohne ihre Worte zu beachten, ‚ist eins der besten Instrumente von Erard, nehmen Sie es! Nehmen Sie es unbedenklich, ich kann es wirklich nicht auf die Reise mitschleppen, die ich unternehmen will.‘ Der melancholische Ausdruck, mit dem ich diese Worte sagte, mochte die beiden Frauen wohl über meinen Zustand aufklären, denn sie schienen mich verstanden zu haben und blickten mich mit einer Neugierde an, in die sich Schrecken mischte. Die Liebe, die ich in den kalten Regionen der großen Welt

suchte, war also hier. echt, prunklos, aber weihevoll und vielleicht dauerhaft.

„Sie müssen sich nicht solche Sorge machen!“ sagte die Mutter. „Bleiben Sie hier! Mein Mann ist zu dieser Stunde unterwegs. Heute abend habe ich das Evangelium des heiligen Johannes gelesen, während Pauline unsern Schlüssel zwischen ihren Fingern aufgehängt hielt, der an einer Bibel festgemacht ist, und der Schlüssel hat sich gedreht. Dieses Zeichen bedeutet, daß es Gaudin gut geht und daß er reich ist. Pauline hat dasselbe für Sie und den jungen Mann von Nr. 7 probiert: doch der Schlüssel hat sich nur für Sie gedreht. Wir werden alle reich werden. Gaudin wird als Millionär zurückkommen: ich habe ihn im Traum auf einem Schiff voller Schlangen gesehen, glücklicherweise war das Wasser trübe, was Gold und Edelsteine von jenseits des Mceres bedeutet.“ Diese freundschaftlichen leeren Worte, die dem leisen Gesumm einer Mutter ähnlich waren, die die Schmerzen ihres Kindes einlullen will, gaben mir wieder eine gewisse Ruhe. Der Ton und der Blick der guten Frau strömten eine sanfte Herzlichkeit aus, die den Kummer zwar nicht auslöschen kann, aber ihn besänftigt, in den Schlaf wiegt und abstumpft. Pauline, scharfsichtiger als ihre Mutter, sah mich unruhig forschend an, ihre klugen Augen schienen mein Leben und meine Zukunft zu erraten. Ich dankte der Mutter und der Tochter durch eine leichte Neigung des Kopfes; dann ging ich eilig hinaus, da ich fürchtete, weich zu werden. Als ich allein unter meinem Dache war, legte ich mich in meinem Unglück nieder. Meine unglückliche Phantasie entwarf tausend Pläne ohne Basis und diktierte mir unmögliche Entschlüsse. Wenn ein Mann sich unter den Trümmern seines Vermögens hinwindet, stößt er vielleicht noch auf irgendeine Hilfsquelle; ich befand mich im Nichts. Ach, mein Lieber, wir sind zu rasch in der Beschuldigung des

Elends. Üben wir Nachsicht gegen die Verheerungen dieses wirksamsten sozialen Zersetzungsmittels. Wo Elend herrscht, ist weder Scham noch Verbrechen, weder Tugend noch Geist. Ich hatte keine Gedanken mehr, keine Kraft, wie ein junges Mädchen, das einem Tiger zur Beute fällt. Ein Mensch ohne Leidenschaft und ohne Geld kann Herr seiner selbst bleiben; aber ein Unglücklicher, welcher liebt, gehört sich nicht mehr und kann sich nicht töten. Die Liebe verleiht uns so etwas wie eine Religion für unser eigenes Ich, wir halten in uns ein anderes Leben hoch; sie wird dann unser schrecklichstes Unglück, das Unglück mit einer Hoffnung, einer Hoffnung, die einen Folterqualen willig hinnehmen läßt. Ich schloß mit der Absicht ein, am nächsten Tage Rastignac den eigentümlichen Entschluß von Fedora anzuvertrauen.

„Ah, ah!“ sagte Rastignac, als er mich um neun Uhr morgens bei sich eintreten sah, „ich weiß, was dich herführt, gewiß hat dir Fedora den Abschied gegeben. Ein paar Wohlmeinende, die auf deine Machtstellung bei der Gräfin neidisch waren, haben von eurer bevorstehenden Heirat gesprochen. Gott weiß, was für Streiche dir deine Nebenbuhler ange-dichtet haben, und welche Verleumdungen über dich im Schwange waren.“ „Dann erklärt sich alles!“ rief ich aus. Ich rief mir alle meine Unverschämtheiten ins Gedächtnis zurück und fand die Gräfin bewundernswert. Nach meiner Meinung hatte ich noch nicht genug gelitten, und ich erblickte in ihrer Nachsicht jetzt nur noch die barmherzige Geduld der Liebe. „Nur nicht so rasch!“ sagte der kluge Gasconner. „Fedora besitzt den natürlichen Scharfblick der im Innersten egoistischen Frauen; sie wird sich vielleicht schon damals ein Urtheil über dich gebildet haben, wo dich besonders ihr Vermögen und ihr Luxus reizten; trotz deiner Verstellungskunst wird sie dich durchschaut haben. Sie ist selbst so versteckt, daß die Verstecktheit eines andern

keine Gnade vor ihr findet. Ich fürchte,' sagte er, 'daß ich dich auf einen schlechten Weg gebracht habe. Trotz der Freiheit ihres Geistes und ihrer Manieren scheint mir dieses Wesen sehr herrisch zu sein, wie alle Frauen, die ihr Vergnügen nur durch den Kopf finden. Das Glück liegt für sie einzig im Behagen, in den sozialen Genüssen; bei ihnen ist das Gefühl eine Rolle, die sie spielen; sie würde dich unglücklich machen und du wärest nur ihr erster Lakai.' Rastignac sprach zu tauben Ohren. Ich unterbrach ihn, indem ich ihm mit anscheinender Lustigkeit meine finanzielle Lage schilderte. 'Gestern abend', sagte er, 'hat mir ein Mißgeschick alles Geld abgenommen, über das ich verfügen konnte. Ohne dieses gemeine Pech hätte ich gern meine Börse mit dir geteilt. Aber laß uns in die Kneipe frühstücken gehen, vielleicht geben uns die Austern einen guten Rat.' Er zog sich an und ließ sein Tilbury anspannen. Wie zwei Millionäre langten wir beim Café de Paris an, mit dem unverschämten Auftreten jener kühnen Spekulanten, die von imaginären Kapitalien leben. Der verteilte Gascogner verblüffte mich durch die Ungezwungenheit seiner Manieren und sein unerschütterlich sicheres Auftreten. In dem Augenblick, da wir nach einer höchst delikaten und trefflich zusammengestellten Mahlzeit den Kaffee einnahmen, sagte Rastignac, der eine Anzahl junger Leute mit einem Kopfnicken begrüßt hatte, die durch ihr Benehmen und die Eleganz ihrer Kleidung sehr vorteilhaft wirkten, indem er auf einen Dandy deutete, der eben eintrat: 'Das ist dein Mann.' Und er gab dem mit einer feinen Krawatte geschmückten Herrn, der einen passenden Tisch zu suchen schien, ein Zeichen, daß er mit ihm zu sprechen habe. 'Dieser Bursche', sagte er mir ins Ohr, 'hat einen Orden dafür bekommen, daß er Werke veröffentlicht hat, die er nicht versteht. Er ist Chemiker, Historiker, Romanschriftsteller, Publizist. Er ist mit einem

Viertel, einem Drittel, der Hälfte, an soundsovielen Theaterstücken beteiligt, und er ist unwissend wie der Maulesel von Don Miguel. Das ist kein Mensch, es ist ein Name, eine dem Publikum vertraute Etikette. Er würde sich wohl hüten, in eins jener Kabinette einzutreten, wo darübersteht: ‚Hier kann man selbst schreiben.‘ Er ist schlau genug, um einen ganzen Kongreß hinters Licht zu führen. Mit einem Wort, er ist ein Mischling der Moral, weder ganz ehrlich, noch ganz Spitzbube. Aber still! er hat sich schon geschlagen, die Welt verlangt nicht mehr und sagt von ihm: es ist ein Ehrenmann!

‚Nun, mein vortrefflicher Freund, mein verehrter Freund, wie befinden sich Eure Intelligenz?‘ sagte Rastignac zu dem Unbekannten in dem Augenblick, da er sich an einen Nachbartisch setzte.

‚Weder gut noch schlecht . . . ich bin mit Arbeit überhäuft. Ich habe das gesamte Material in Händen, das zu sehr interessanten historischen Memoiren notwendig ist, aber ich weiß nicht, wen ich damit betrauen soll. Das macht mir Sorge; man muß sich beeilen, denn die Memoiren kommen aus der Mode.‘ ‚Sind es zeitgenössische, aus früherer Zeit, über den Hof? — Über was?‘ ‚Über die Halsbandgeschichte.‘ ‚Ist es nicht ein Wunder!‘ sagte Rastignac lachend zu mir. Sich wieder an den Spekulanten wendend, fuhr er dann fort und deutete auf mich: ‚Herr von Valentin ist ein Freund von mir, den ich Ihnen als eine unserer zukünftigen Berühmtheiten vorstelle. Er hatte früher eine Tante, die bei Hofe sehr angesehen war, eine Marquise, und seit zwei Jahren arbeitet er an einer royalistischen Geschichte der Revolution.‘ Indem er sich dem Ohr dieses sonderbaren Handelsmannes näherte, sagte er noch: ‚Er hat Talent, aber er ist ein Habenichts, der Ihnen im Namen seiner Tante Ihre Memoiren verfassen kann, für hundert Taler pro Band.‘ ‚Ich bin mit dem Handel

einverstanden,‘ antwortete der andere und schob seine Krawatte in die Höhe. ‚Kellner, meine Austern, rasch!‘ ‚Aber Sie müssen mir fünfundzwanzig Louis Provision geben und ihm einen Band im voraus bezahlen,‘ sagte Rastignac. ‚Nein nein. Ich werde nur fünfzig Taler vorschießen, um sicher zu sein, daß ich bald mein Manuskript bekomme.‘ Rastignac wiederholte mir diese kaufmännische Unterhaltung mit leiser Stimme. Hierauf antwortete er ihm. ‚Lassen Sie mich erst zu fragen: ‚Wir sind unverstanden. Wann dürfen wir zu Ihnen kommen, um das Geschäft abzuschließen?‘ ‚Gut, kommen Sie morgen abend um sieben Uhr hierher zum Diner.‘ Wir erhoben uns. Rastignac warf dem Kellner etwas Münze zu, schob die Rechnung in seine Tasche, und wir gingen fort. Ich war höchst erstaunt über die Leichtigkeit, die Unbekümmertheit, mit der er meine hochachtbare Tante, die Marquise von Montbauren, verkauft hatte. ‚Ich will mich lieber nach Brasilien einschiffen und dort den Indianern Algebra beibringen, wovon ich keinen Deut verstehe, als den Namen meiner Familie beschnutzen!‘ Rastignac antwortete mir mit lautem Gelächter. ‚Bist du ein Esel! Nimm erst mal die fünfzig Taler und verfasse die Memoiren. Wenn sie fertig sind, verweigerst du es, den Namen deiner Tante daraufzusetzen, Dummkopf! Die Reifröcke, das hohe Ansehen, die Schönheit, die Schminke, die Pantöffelchen der Frau von Montbauren, die auf dem Schafott gestorben ist, sind viel mehr wert als sechshundert Franken. Wenn der Sachhändler also nicht so viel für deine Tante bezahlen will, wie sie wert ist, dann wird er schon noch einen alten Industriemitter oder irgendeine obskure Gräfin finden, die ihm seine Memoiren zeichnet.‘ ‚Oh!‘ rief ich aus ‚warum bin ich aus meiner tugendhaften Mansarde herausgekommen? Was für Gemeinheit hat die Welt in aller Winkel verborgen!‘ ‚Ach was, hier handelt es sich um Geschäfte und

„Hör um Poesie!“ sagte Rastagnac. „Du bist ein Kind. Höre: was die Memoiren angeht, so wird das Publikum seine Meinung darüber sagen; was meinen literarischen Makler betrifft, so hat er acht Jahre seines Lebens hingegeben und seine Beziehungen zum Buchhandel mit grausamen Erfahrungen bezahlt. Indem du die Arbeit des Buches auf ungleiche Weise mit ihm teilst, ist dein Anteil an Geld gewissermaßen doch auch der größere. Fünfundzwanzig Louis sind für dich eine weit größere Summe, als tausend Franken für ihn. Sei zufrieden, wenn du diese Memoiren schreiben kannst. Memoiren sind eine hervorragende Kunstgattung, wenn Eulerot zehn oder zwölf hundert Taler verfaßt hat. Nun denn, erwiderte er, ich bin ganz bewegt, es ist für mich ein Notwendigkeit, dich bei dir selbst schuldig, lieber Freund. Fünfundzwanzig Louis werden mich sehr reich machen. „Du bist reicher als du glaubst,“ versetzte er lachend. „Erst du nicht, daß die Provision, wenn sie mir First an dem Geschäft geben wird, für dich bestimmt ist? Wir gehen in Bois,“ sagte er, „wir werden dort den Grafen treffen, und ich werde dir die hübsche kleine Witwe zeigen, die ich kennen so“ eine reizende Person, eine Elsässerin, die freilich ein bißchen fett ist. Sie liest Kant, Schiller, Paul und eine Menge Bücher über die Kunst des Wasserbaues. Sie hat die Manier, mich immer um meine Meinung zu befragen; ich muß mich so stellen, als ob ich diese französische Empfinderei verstünde, einen Haufen Gedichte kenne, lauter Drogen, die mir vom Arzt verboten sind. Ich habe ihr ihren literarischen Enthusiasmus noch nicht abgewöhnen können, sie vergießt Tränenströme bei der Lektüre von Goethe, und ich muß aus Gefälligkeit ein bißchen mitweinen, denn es stehen fünfzigtausend Livres Rente in Frage, mein Lieber, und der niedrigste Fuß, die reizendste kleine Hand der Welt. Ach! wenn sie nicht ihr Elsässer Französisch redete, wäre sie vollendet.“

Wir sahen die Gräfin, strahlend in ihrer glänzenden Equipage. Die Kokette grüßte uns sehr herzlich und warf mir ein Lächeln zu, das mir himmlisch und voller Liebe vorkam. Ach! ich war sehr glücklich, ich glaubte mich geliebt, hatte Geld und Schätze an Leidenschaft. Das Elend war vorbei. Leichten Herzens, heiter, mit allem zufrieden, wie ich war, fand ich die Geliebte meines Freundes bezaubernd. Die Bäume, die Luft, der Himmel, die ganze Natur schien mir das Lächeln von Fedora widerzuspiegeln. Auf dem Rückwege von den Champs-Élysées gingen wir zu dem Hutmacher und dem Schneider Rastignacs. Die Halsbandgeschichte erlaubte mir, meinen kläglichen Friedensfuß zu verlassen und auf einen stolzen Kriegsfuß überzugehen. In Zukunft konnte ich mich ohne Bangen mit der Grazie und Eleganz der jungen Leute, die um Fedora herumwirbelten, messen. Ich ging nach Hause, ich schloß mich dort ein und saß anscheinend ruhig vor meiner Dachluke; in Wahrheit aber sagte ich meinem Dache auf ewig Lebewohl, lebte in der Zukunft, dichtete mein Leben zum Drama um, genoß im voraus die Freuden der Liebe. Oh, wie stürmisch bewegt kann sich das Dasein zwischen den vier Wänden einer Mansarde gestalten! Die menschliche Seele ist eine Fee, sie verwandelt Stroh in Gold; unter ihrem Zauberstabe erstehen die Zauberschlösser, wie die Blumen des Feldes unter dem warmen Hauch der Sonne . . .

Am nächsten Tage um die Mittagsstunde klopfte Pauline leise an meine Tür und brachte mir — rate was? — einen Brief von Fedora. Die Gräfin bat mich, sie im Luxembourg abzuholen und ins Museum und den Botanischen Garten zu begleiten. ‚Der Dienstmann wartet auf Antwort,‘ sagte sie nach einem Moment des Schweigens. Ich kitzelte eiligst einen Dankbrief, den Pauline mitnahm. Ich zog mich an. Im Augenblick, da ich in recht befriedigter Stimmung meine Toilette beendete, überlief es mich eiskalt bei dem

Gedanken: Ist Fedora zu Fuß oder zu Wagen gekommen? Wird es regnen, wird es schön sein? Aber gleichviel, sagte ich mir, ob sie zu Fuß oder zu Wagen gekommen sei, ist man niemals vor der phantastischen Laune einer Frau sicher? Sie wird kein Geld bei sich haben, und es wird ihr einfallen, einem kleinen Savoyarden hundert Sous geben zu wollen, weil er in seinen Lumpen so hübsch aussieht. Ich besaß keinen roten Heller und sollte erst am Abend Geld bekommen. Oh, wie teuer kommt in diesen Jugendkrisen das geistige Übergewicht, das er der Arbeit und seiner strengen Lebensweise verdankt, einem Dichter zu stehen! Im Nu fuhren mir tausend schmerzhaftige Gedanken wie ebenso viele Pfeile durch den Kopf. Ich blickte durch mein Dachfenster zum Himmel. Das Wetter war sehr unsicher. Wenn es not täte, könnte ich schon allenfalls einen Wagen für den Tag nehmen; aber würde ich nicht auch in jedem Augenblick zittern, Finot am Abend nicht zu begegnen? Ich fühlte mich nicht stark genug, um so viele Ängste inmitten meiner Freude auszuhalten. Obwohl ich mir sicher war, nichts zu finden, unternahm ich eine große Durchforschung meines Zimmers, ich suchte in den Tiefen meines Strohsackes nicht vorhandene Taler, ich kehrte das Unterste zu oberst, durchsuchte sogar alte Stiefel. In fieberhafter Aufregung starrte ich auf meine Möbel, die ich allesamt umgeworfen hatte. Denke dir, wie ich außer mir geriet, da ich zum siebenten Male meine Schreibtischschublade mit der Beharrlichkeit, die uns die Verzweiflung eingibt, untersuchte und, gegen ein Seitenbrett gelehnt, tückisch verkrochen, aber blank, glänzend, hell wie ein aufgehender Stern, ein schönes edles Hundertsousstück entdeckte! Ohne von ihm Rechenschaft ob seinem Schweigen, noch ob der Grausamkeit, mit der es sich so lange verborgen gehalten, zu fordern, küßte ich es wie einen im Unglück treuen Freund und begrüßte es mit einem

lauten Ruf, der ein Echo fand. Ich drehte mich rasch um und gewahrte Pauline, die ganz blaß war. ‚Ich habe geglaubt,‘ sagte sie mit bewegter Stimme, ‚daß Sie sich weh getan haben. Der Dienstmann . . . (sie unterbrach sich, als ob es sie im Halse würgte), meine Mutter hat ihn bezahlt,‘ sagte sie noch. Dann eilte sie hinaus, kindlich und wie fortgescheucht. Arme Kleine! Ich wünschte ihr mein Glück. Im Augenblick schien es mir, als wohne ihm alle Freude der Erde inne, und ich hätte den Unglücklichen den Teil zurückerstatten mögen, den ich glaubte ihnen gestohlen zu haben. Wir haben beinahe immer recht in unsern Vorahnungen des Unglücks; die Gräfin hatte ihren Wagen weggeschickt. Aus einer der Launen, über die sich schöne Frauen keine Rechenschaft geben, wollte sie nach dem Botanischen Garten über die Boulevards zu Fuß gehen. ‚Aber es wird regnen,‘ sagte ich zu ihr. Sie fand ein Vergnügen daran, mir zu widersprechen. Zufällig blieb es schön, solange wir das Luxembourg durchschritten. Als wir herauskamen, waren aus einer großen Wolke, die mir Unchagen einflößte, eben ein paar Tropfen gefallen, und wir bestiegen einen Wagen. Doch hörte der Regen auf, da wir bei den Boulevards angelangt waren; der Himmel wurde wieder heiter. Vor dem Museum wollte ich den Wagen wegschicken; Fedora bat mich jedoch, ihn zu behalten. Welche Qualen! Aber mit ihr zu plaudern, während ich einen geheimen Aberwitz unterdrückte, der auf meinem Gesicht wahrscheinlich die Form eines nichtssagenden unbeweglichen Lächelns annahm; in dem Garten mit ihr herumzuschweifen, die buschigen Alleen zu durchwandern und ihren Arm auf dem meinen zu fühlen, in all dem lag etwas ungemein Phantastisches: es war ein Traum an hellen Tage. Doch hatten ihre Bewegungen sowohl beim Gehen, als wenn wir stehenblieben, nichts Hingebendes und Sanftes, ungeachtet ihrer scheinbaren Sinnlichkeit.

Als ich mich gewissermaßen ihrem innern Rhythmus anschmiegen wollte, stieß ich in ihr auf eine verborgene Heftigkeit, etwas Ruckweises, Exzentrisches. Die seelenlosen Frauen haben keine Weichheit in ihren Bewegungen. Auch waren wir weder durch einen gleichen Willen noch durch ein gleiches Tempo vereinigt. Es gibt keine Worte, um diese körperliche Disharmonie zweier Wesen wiederzugeben, denn wir sind noch nicht daran gewöhnt, in der Bewegung einen Gedanken zu erkennen. Dieses Phänomen unserer Natur ist nur instinktiv zu empfinden, es läßt sich nicht ausdrücken.

Während dieser heftigen Paroxysmen meiner Leidenschaft“, fuhr Raphael nach einigem Schweigen fort, als ob er auf einen Einwand, den er sich selbst machte, geantwortet hätte, „habe ich meine Empfindungen nicht seziert, noch meine Lustgefühle zergliedert, noch meine Herzschläge berechnet, wie ein Geizhals seine Goldstücke zählt und abwägt. O nein! Die Erfahrung wirft heute ihr trübes Licht auf die vergangenen Ereignisse, und die Erinnerung bringt mir diese Bilder wieder, wie die Meeresfluten bei schönem Wetter die Trümmer eines Wracks Stück für Stück ans Ufer schwemmen. ‚Sie können mir einen großen Dienst erweisen,‘ sagte die Gräfin zu mir, indem sie mich mit einem verwirrten Blick ansah. ‚Nachdem ich Ihnen meine Abneigung gegen die Liebe gestanden habe, fühle ich mich freier, im Namen der Freundschaft eine Gefälligkeit von Ihnen zu erbitten. Wird Ihr Verdienst heute nicht noch viel größer sein,‘ fügte sie lachend hinzu, ‚wenn Sie mich zu Dank verpflichten?‘ Ich warf ihr einen schmerzlichen Blick zu. Da sie nichts neben mir empfand, tat sie süß, ohne jede Herzlichkeit; sie erschien mir als eine vollendete Schauspielerin. Dann erweckte plötzlich ein Ton, ein Blick, ein Wort wieder meine Hoffnung. Aber wenn meine Augen meine wiederbelebte Liebe spiegelten, hielt sie ihrem Feuer

stand, ohne daß die ihren davon berührt wurden, denn sie schienen, wie die der Tiger, im Innern mit einem Metallblättchen ausgeschlagen zu sein. In solchen Momenten haßte ich sie.

„Die Fürsprache des Herzogs von Navarreins“, fuhr sie mit einschmeichelnden Modulationen der Stimme fort, „wäre mir von großem Nutzen bei einer in Rußland allmächtigen Person, deren Vermittlung nötig ist, damit mir in einer Sache, die mein Vermögen und meine Stellung in der Welt betrifft, Gerechtigkeit widerfahre, nämlich: die Anerkennung meiner Heirat durch den Kaiser. Ist nicht der Herzog von Navarreins Ihr Vetter? Ein Brief von ihm würde den Ausschlag geben.“ „Ich stehe zu Ihren Diensten,“ antwortete ich ihr, „befehlen Sie!“ „Sie sind sehr liebenswürdig,“ sagte sie und drückte mir die Hand. „Dinieren Sie bei mir, ich werde Ihnen alles erzählen wie einem Beichtiger.“ Diese mißtrauische, verschlossene Frau, von der noch niemand ein Wort über ihre Angelegenheiten vernommen hat, will meinen Rat. „Oh, wie ist mir jetzt das Schweigen teuer, das Sie mir auferlegt haben!“ rief ich aus. Doch hätte ich eine noch härtere Probe bestehen mögen.

Diesmal hielt sie meinen trunkenen Blicken stand und entzog sich meiner Bewunderung nicht, sie liebte mich also! Wir langten bei ihr an. Zum Glück reichte der Inhalt meiner Börse hin, den Kutscher zu befriedigen. Ich verbrachte den Tag auf eine köstliche Art, allein mit ihr, bei ihr. Es war das erstemal, daß ich sie so sehen konnte. Bis zu diesem Tage hatten die Welt, ihre störende Höflichkeit und kalten Formen uns immer getrennt gehalten, selbst während ihrer üppigen Dinners. Aber an jenem Tage war ich bei ihr, als ob ich unter ihrem Dache gelebt hätte, ich hatte gewissermaßen Besitz von ihr ergriffen. Meine wild umherschweifende Phantasie

beseitigte die Hindernisse, ordnete die Ereignisse des Lebens nach meinem Wohlgefallen und versenkte mich in die Wonnen einer glücklichen Liebe. Da ich mich schon als ihren Ehemann sah, bewunderte ich sie in ihrer Beschäftigung mit kleinen Dingen; es war mir schon ein wonniges Gefühl, sie ihren Schal und Hut abnehmen zu sehen. Sie ließ mich einen Augenblick allein, und als sie wiederkam, hatte sie die Haare neu geordnet. Die Verwandlung war für mich vorgenommen worden. Während des Essens erzeugte sie mir allerlei Aufmerksamkeiten und entfaltete ihre Liebenswürdigkeit in hundert Dingen, die nichtig scheinen und doch die Hälfte des Lebens ausmachen. Als wir beide vor einem flackernden Feuer saßen, auf seidenen Polstern, von den Erzeugnissen eines orientalischen Luxus umgeben; als die Frau, deren berühmte Schönheit so viele Herzen höher schlagen machte, mir so nahe war, diese so schwer zu erringende Frau, mit mir im Gespräch, mir alle ihre weiblichen Künste zuwandte, wurde mein wollüstiges Glück fast zum Leiden. Zu meinem Unglück erinnerte ich mich des wichtigen Geschäfts, das ich abschließen sollte, und wollte mich zu der gestern verabredeten Zusammenkunft begeben. „Wie! schon?“ sagte sie, als ich meinen Hut nahm. Sie liebte mich also! Ich glaubte es wenigstens, als ich sie diese beiden Worte mit schmeichlerischer Stimme sagen hörte. Um meine Ekstase zu verlängern, hätte ich willig zwei Jahre meines Lebens für jede Stunde, die sie mir hätte gewähren wollen, eingetauscht. Mein Glück vermehrte sich um all das Geld, das ich verlor. Es war Mitternacht, als sie mich fortschickte. Doch am folgenden Morgen verursachte mir mein Heroismus große Gewissensbisse, ich fürchtete, das Geschäft mit den Memoiren, das von so großer Bedeutung für mich geworden war, könnte mir entgangen sein. Ich eilte zu Rastignac, und

wir überraschten den Titularverfasser meiner künftigen Arbeiten beim Aufstehen. Finot las mir einen kurzen Vertrag vor, worin von meiner Tante keine Rede war, und nachdem ich unterzeichnet hatte, zählte er mir fünfzig Taler auf den Tisch. Wir frühstückten alle drei. Als ich meinen neuen Hut, sechzig Speisemarken, das Stück zu dreißig Sous, und meine Schulden bezahlt hatte, blieben mir nur noch dreißig Franken; aber alle Schwierigkeiten des Lebens waren für einige Tage geebnet. Wenn ich hätte auf Rastignac hören wollen, so hätte ich mir Schätze erschließen können, indem ich freimütig das ‚englische System‘ annahm. Er wollte mir durchaus einen Kredit eröffnen und mich zu Anleihen veranlassen. Er behauptete, Anleihen stützten den Kredit. Nach seiner Meinung war von allen Kapitalien der Welt die Zukunft das wertvollste und solideste. Wenigstens gab er, indem er so meine Schulden als Hypothek auf meine Zukunftsmöglichkeiten betrachtete, mich seinem Schneider zum Kunden, einem Künstler, der den ‚jungen Mann‘ aus dem Grunde verstand und mich bis zu meiner Heirat in Ruhe lassen sollte. Von dem Tage an brach ich mit dem mönchischen, arbeitsamen Leben, das ich drei Jahre lang geführt hatte. Ich ging sehr fleißig zu Fedora, wo ich es mir angelegen sein ließ, die Maulhelden zu übertrumpfen und die Löwen der Clique auszustechen. Da ich mich nun für immer dem Elend entronnen glaubte, erlangte ich meine geistige Freiheit wieder, stellte meine Rivalen in den Schatten und galt für einen unwiderstehlichen Mann von bestechenden und einnehmenden Eigenschaften. Doch sagten die klugen Leute, wenn sie von mir sprachen: ‚Ein so geistreicher Mensch kann nur im Kopfe Leidenschaften haben!‘ Sie rühmten großherzig meinen Geist auf Kosten meiner Gefühlskraft. ‚Wie glücklich er ist, nicht zu lieben!‘ riefen sie aus. ‚Wäre er, wenn

er liebte, so heiter, so voller Schwung?' Und doch war ich in Gegenwart von Fedora in recht verliebter Weise dumm! Wenn ich allein mit ihr war, wußte ich nichts zu sagen, oder wenn ich sprach, machte ich die Liebe schlecht. Ich war trübselig lustig wie ein Höfling, der einen gram samen Verdruß verbergen will. Kurz, ich versuchte, mich ihrem Leben, ihrem Glück, ihrer Eitelkeit unentbehrlich zu machen; ich war ihr Sklave, ein Spielzeug, das ihr nach Gefallen zur Hand war. Nachdem ich so meinen Tag vergeudet hatte, kam ich nach Hause, um die Nacht durchzuarbeiten und nur gegen Morgen zwei bis drei Stunden zu schlafen. Doch da ich nicht, wie Rastignac, das 'englische System' zu meinem eigenen gemacht hatte, war ich bald ohne einen Sou. Ein Stutzer ohne Glückszufälle, ein Elegant ohne Geld, ein anonymer Verliebter, sank ich nun wieder in das kümmerliche Leben zurück, in das unter dem trügerischen Schein von Luxus sorgfältig verborgene kalte und tiefe Unglück. Es waren meine alten Leiden, die ich aufs neue erduldet, nur weniger brennend; wahrscheinlich hatte ich mich schon an ihre schrecklichen Krisen gewöhnt. Oft waren die Kuchen und der Tee, die man in den Salons so sparsam verabreicht, meine einzige Nahrung. Mitunter mußten die üppigen Diners der Gräfin für mehrere Tage vorhalten.

Ich setzte meine ganze Zeit, meine Kräfte und meine Kunst der Beobachtung daran, um den undurchdringlichen Charakter Fedoras zu ergründen. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die Hoffnung oder die Verzweiflung meine Meinung beeinflußt, ich erblickte in ihr nacheinander die liebende Frau oder die Unempfindlichste ihres Geschlechts. Aber dieser Wechsel von Freude und Niedergeschlagenheit wurde unerträglich: ich wollte eine Lösung in diesem fürchterlichen Kampfe suchen, indem ich meine Liebe tötete. Oft blitzten auch heimliche

Lichter in meiner Seele auf, die mir Abgründe zwischen uns erhellten. Ich mußte alle meine Befürchtungen in bezug auf die Gräfin bewahrheitet sehen; nie hatte ich noch Tränen in ihren Augen wahrgenommen; im Theater ließ eine rührende Szene sie kalt oder reizte ihren Spott. All ihre Klugheit diente ihr nur zu selbstischen Zwecken; fremdes Glück oder Unglück berührte sie nicht. Endlich sah ich ein, daß sie mich hinters Licht geführt hatte. Glücklich, ihr ein Opfer bringen zu können, hatte ich mich so weit für sie erniedrigt, meinen Verwandten, den Herzog von Navarreins, aufzusuchen, einen furchtbaren Egoisten, der sich meiner Notlage schämte und so viel Unrecht an mir begangen hatte, daß er Grund hatte, mich zu hassen. Er empfing mich mit jener kalten Höflichkeit, welche jedes Wort und jede Gebärde wie einen Schimpf erscheinen läßt; sein unsicherer Blick erregte mein Bedauern. Ich schämte mich statt seiner so vieler Kleinheit inmitten des großen Poms, seiner Armseligkeit in all dem Überfluß. Er sprach mir von ansehnlichen Verlusten, die ihm die dreiprozentige Staatsrente verursachte; ich sagte ihm dann den Grund meines Besuchs. Die Veränderung in seinem Benehmen, das von Frostigkeit allmählich zu großer Liebenswürdigkeit überging, widerte mich an. Nun also, mein Freund, er kam zur Gräfin und stellte mich dort einfach kalt. Fedora entfaltete für ihn eine von mir noch nicht gekannte Kunst der Bezauberung; sie unstrickte ihn völlig, verhandelte die mysteriöse Angelegenheit ganz ohne mich, ich erfuhr kein Wort davon: ich war ihr nur Mittel zum Zweck gewesen. . . . Sie schien mich gar nicht mehr zu bemerken, wenn mein Verwandter bei ihr war; mein Besuch war ihr dann vielleicht noch gleichgültiger als an dem Tage, da ich ihr vorgestellt worden war. An einem Abend bereitete sie mir vor dem Herzog durch eine ihrer Gesten und einen ihrer Blicke

eine Demütigung, die sich nicht beschreiben läßt. Ich ging weinend fort, schmiedete tausend Rachepläne, phantasierte von wütender Besitznahme von ihrem Leib . . . Oft begleitete ich sie in die Bouffons: dort, neben ihr, ganz an meine Liebe hingegeben, sah ich sie an und gab mich zugleich dem Zauber der Musik hin, ging auf in dem doppelten Genuß, zu lieben und die Schwingungen meiner Seele in den Rhythmen der Musik wiedergegeben zu finden. Meine Glut war in der Luft, auf der Bühne, sie siegte überall, nur nicht bei meiner Geliebten. Ich ergriff dann wohl die Hand von Fedora, versenkte mich in ihre Züge, ihre Augen, in der Erwartung einer Verschmelzung unserer Gefühle, eines unwillkürlichen Zusammenklangs, wie er, von der Musik hervorgerufen, oft die Seelen vereinigt. Wenn das Feuer meines Herzens, das meine Züge auströmten, ihr zu blendend ins Gesicht schien, warf sie mir das gesuchte Lächeln zu, jene allgemeine Phrase, wie sie einem in den Salons von den Lippen aller Porträts entgegenstarrt. Sie verstand nicht, Musik zu hören. Die göttlichen Weisen Rossinis, Cimarosas, Zingarellis erweckten in ihr kein Gefühl, offenbarten ihr keine Poesie des eigenen Lebens; ihre Seele war öde und leer. Fedora stellte sich wie ein Schauspiel im Schauspiel dar. Ihre Lorgnette wanderte unaufhörlich von Loge zu Loge; voll innerer Unruhe, obgleich scheinbar ruhig, war sie ein Opfer der Mode: ihre Loge, ihr Hut, ihr Wagen, ihre Person waren ihr alles. Man begegnet oft Leuten von riesenhaftem Körperbau, die in einer Brust wie aus Bronze ein weiches Herz bergen; aber sie barg ein Herz aus Bronze unter ihrer schwächtigen, anmutigen Hülle. Meine verhängnisvolle Wissenschaft riß viele Schleier herunter. Wenn der gute Ton darin besteht, sich selbst um des andern willen zu vergessen, in Stimme und Gebärde eine ständige Sanftmut walten zu lassen, den andern zu

gefallen, indem man ihr Selbstbewußtsein befriedigt, so war es Fedora trotz ihrer Klugheit nicht gelungen, jede Spur ihres plebejischen Ursprungs zu verwischen: ihre Selbstvergessenheit war Falschheit; ihre Manieren waren nicht angeboren, sondern mühselig erworben; ihre Höflichkeit hatte etwas Sklavisches. Für ihre Günstlinge waren ihre honigsüßen Reden freilich der Ausdruck von Güte, ihre anspruchsvolle Übertriebenheit erschien ihnen als ein edler Enthusiasmus. Ich allein hatte ihre Grimassen studiert, ich hatte die dünne Rinde, die der Welt genügt, von ihrem Innern abgezogen und ließ mich von ihrer heuchlerischen Art nicht mehr täuschen: ich hatte ihre Katzensseele von Grund aus entlarvt. Wenn irgendein alberner Geselle ihr Komplimente machte, sie pries, schämte ich mich für sie. Und ich liebte sie trotz allem! Ich hoffte das Eis ihres Herzens mit dem Hauch der Dichterliebe zu schmelzen. Wenn ich das zärtliche Gefühl des Weibes in ihr hätte erwecken, wenn ich sie für die himmlische Kraft der Hingebung hätte empfänglich stimmen können, dann wäre sie mir vollkommen wie ein Engel erschienen. Ich liebte sie als Mann, als Liebhaber, als Künstler, während man, um sie zu erlangen, sie gar nicht hätte lieben müssen; ein seelenloser Geck, ein kaltsinniger Rechner hätte sie vielleicht besiegt. Eitel und künstlich, wie sie war, hätte sie zweifellos auf die Sprache der Eitelkeit gehört und sich in den Fallstricken einer Intrige fangen lassen; ein trockener, frostiger Geselle hätte sie beherrschen können. Ich fühlte einen brennenden Schmerz im innersten Kern meines Herzens, als sie mir so naiv ihren Egoismus enthüllte. Ich sah sie mit Schmerzen eines Tages allein im Leben stehen und nicht wissen, wem sie die Hand reichen sollte, ohne einen Freund, auf den sie sich stützen könnte. Eines Abends fand ich den Mut, ihr in lebhaften Farben ihr verödetes, einsames und leeres Alter

auszumalen. Angesichts solcher schrecklichen Rache der hintergangenen Natur sagte sie ein abscheuliches Wort: ‚Ich werde immer Geld haben. Mit Geld können wir die Gefühle um uns herum, die zu unserm Behagen nötig sind, kaufen.‘

Ich ging fort, niedergeschmettert von der Logik dieses Luxus, dieser Frau, dieser Welt, und überhäufte mich selber mit Schmähungen dafür, daß ich sie in so hirnverbrannter Weise vergötterte. Ich liebte ja die arme Pauline auch nicht, hatte die reiche Fedora nicht das Recht, den armen Raphael zurückzustößen? Unser Gewissen ist ein unfehlbarer Richter, wenn wir es noch nicht gemordet haben. ‚Fedora‘, rief mir eine sophistische Stimme zu, ‚liebt niemanden und stößt niemanden zurück; sie ist frei, aber ehedem hat sie sich um Geld verkauft. Der russische Graf hat sie entweder als Gatte oder als Liebhaber besessen. Es wird schon auch noch für sie eine Versuchung kommen. Warte es ab!‘ Ohne Tugend und ohne Laster lebte diese Frau fern von der Menschheit, in einer Sphäre für sich, einer Hölle oder einem Paradies. Dieses Frauenrätsel in Samt und Seide setzte alle menschlichen Triebkräfte in mir in Bewegung: Stolz, Ehrgeiz, Liebe, Neugierde . . . Eine Modelaune oder die Lust, originell zu erscheinen, die uns alle treibt, hatte die Manie hervorgebracht, ein kleines Boulevardtheater rühmenswert zu finden. Die Gräfin bezeugte Lust, das ganz weißgepuderte Gesicht eines Schauspielers zu sehen, der einige Leute von Geist besonders entzückte, und mir ward die Ehre zuteil, sie zu der ersten Aufführung einer ganz schlechten Posse zu führen. Die Loge kostete kaum hundert Sous, doch besaß ich nicht einen lumpigen Heller. Da ich noch einen halben Band Memoiren zu schreiben hatte, wagte ich nicht, Finot um Geld anzugehen, und Rastignac, meine Vorsehung, war verreist. Diese beständige Verlegenheit machte mein ganzes Leben zum Fluch.

Einmal, als wir aus dem Theater kamen und es schrecklich regnete, hatte Fedora einen Wagen vorfahren lassen, ohne daß ich mich hätte dieser eiteln Freundlichkeit entziehen können: sie ließ keine meiner Entschuldigungen gelten, weder meine Vorliebe für den Regen, noch den Einwand, daß ich spielen gehen wolle. Sie ahnte nichts von meiner Not; sie erriet sie nicht aus meiner verlegenen Haltung und nicht aus meinen Worten, in denen ich so traurige Scherze machte. Meine Augen wurden rot; aber verstand sie einen einzigen meiner Blicke? Das Leben der jungen Leute ist sonderbaren Launen unterworfen! Auf der Fahrt rief jede Umdrehung des Rades Gedanken in mir herauf, die mir das Herz verzehrten; ich versuchte, aus dem Boden des Wagens ein Brett loszumachen und hoffte, ich könnte mich auf die Straße hinabfallen lassen; aber als ich auf Hindernisse stieß, die ich nicht überwinden konnte, fing ich krampfhaft zu lachen an und verharrte in einer düstern Ruhe; in mir sah es so stumpf aus, wie in jemandem, der am Pranger steht. Als ich in der Wohnung angekommen war, unterbrach mich Pauline bei den ersten Worten, die ich stammelte, und sagte:

„Wenn es Ihnen an Geld fehlt . . .?“

Oh! Rossinis Musik war nichts gegen diese Worte. Aber kommen wir wieder aufs Théâtre des Funambules. Um die Gräfin hinführen zu können, wollte ich den goldenen Rahmen, in dem das Bild meiner Mutter war, verpfänden. Das Leihhaus stellte ich mir von jeher wie eins der Tore zum Bagno vor; aber ich hätte doch lieber alles, mein Bett sogar, hingetragen, als ein Almosen erbettelt. Der Blick eines Menschen, den man um Geld angeht, tut so weh! Manche Borgversuche kosten uns unsere Ehre, wie manche Zurückweisungen aus dem Munde eines Nahestehenden uns einen letzten Wahn rauben. Pauline arbeitete, ihre Mutter hatte sich zur Ruhe begeben.

Ich warf einen flüchtigen Blick auf das Bett, dessen Vorhänge leicht zurückgezogen waren, und glaubte in der Dunkelheit zu sehen, daß Frau Gaudin, deren gelbes Gesicht ruhig auf dem Kissen lag, tief schlief.

„Sie haben Kummer?“ fragte Pauline und legte den Pinsel auf ihre Malarbeit. „Gutes Kind, Sie können mir einen großen Gefallen erweisen,“ erwiderte ich ihr. Sie sah mich so beglückt an, daß ich zitterte. „Sollte sie mich lieben?“ dachte ich. „Pauline . . .“, fing ich wieder an.

Ich setzte mich nun nahe zu ihr, um sie recht zu ergründen. Sie erriet, was ich wollte, mein eindringlicher Ton sagte es ihr; sie senkte die Augen, und ich sah sie prüfend an. Ich glaubte in ihrem Herzen lesen zu können wie in meinem eigenen. Der Ausdruck ihres Antlitzes war lauter Reinheit und Unschuld.

„Sie lieben mich?“ fragte ich endlich. „Ein bißchen . . . über alle Maßen . . . gar nicht!“ rief sie.

Sie liebte mich nicht. Ihr neckischer Ton und ihre possierlichen Gebärden entsprangen nur der schäkernden Dankbarkeit eines jungen Mädchens. Ich gestand ihr also meine schlimme Lage, die Verlegenheit, in der ich mich befand, und bat sie, mir zu helfen.

„Wie, Herr Raphael,“ rief sie. „Sie wollen nicht auf Leihhaus gehen und schicken mich hin!“

Ich errötete. Die Logik eines Kindes überwand mich. Dann ergriff sie meine Hand, wie um die Wahrheit ihres Ausrufs durch eine Zärtlichkeit wieder gutzumachen.

„Oh!“ fuhr sie dann fort, „ich ginge schon hin, aber der Gang ist unnötig. Heute morgen habe ich hinter dem Klavier zwei Taler gefunden, die Sie aus Versehen hatten hinterfallen lassen; ich habe sie auf Ihren Tisch gelegt.“ „Sie müssen bald Geld bekommen, Herr Raphael,“ sagte nun die gute Mutter und steckte den Kopf zwischen den Vorhängen durch; „ich kann Ihnen inzwischen gut ein

paar Taler leihen.' ,O Pauline!' rief ich und drückte ihr die Hand, ,ich wollte, ich wäre reich!' ,Bah! Warum denn?' versetzte sie trotzig.

Ihre Hand zitterte in meiner und spürte alle Schläge meines Herzens; sie zog ihre Finger rasch zurück und sah nachdenklich auf die meinen.

,Sie werden eine reiche Frau heiraten,' sagte sie dann, ,aber sie wird Ihnen viel Kummer machen . . . O mein Gott! sie wird sie töten . . .! Ich weiß es.'

Es lag in diesem Ausruf eine Art Übereinstimmung mit dem verrückten Aberglauben ihrer Mutter.

,Sie sind sehr leichtgläubig, Pauline!' ,Oh, ganz sicher,' versetzte sie und sah mich entsetzt an, ,die Frau, die Sie lieben, wird Sie töten!'

Sie griff wieder zu ihrem Pinsel, tauchte ihn in großer Bewegung in die Farbe und sah mich nicht mehr an. In diesem Augenblick war mir selbst, als müßte ich an diese Fabeleien glauben. Man ist noch lange nicht jämmerlich, wenn man abergläubisch ist. Der Aberglauben ist oft eine Hoffnung. In meinem Zimmer sah ich in der Tat zwei prächtige Taler auf dem Tisch liegen. Ich hatte keine Ahnung, wo sie herkommen könnten. In den wirren Gedanken des ersten Schlafes ging ich meine Ausgaben durch, um aus diesem unerhofften Fund klar zu werden, aber ich schlief unter vergeblichem Rechnen ein. Am nächsten Morgen trat Pauline ein. Ich war gerade im Begriff fortzugehen, um eine Loge zu bestelle

,Sechs Franken reichen Ihnen vielleicht nicht ,ste das liebe, holde Kind errötend, ,im Auftrag meiner Mutter soll ich Ihnen das noch geben . . . Nehmen Sie, nehmen Sie!'

Sie legte drei Taler auf den Tisch und wollte eiligst hinaus; aber ich hielt sie fest. Die Tränen waren mir ins Auge getreter; aber ich weinte nicht. Ich stand in freudiger Bewunderung.

„Pauline,“ rief ich, „Sie sind ein Engel! Dieses Darlehn rührt mich nicht so sehr, wie die Schamhaftigkeit, mit der Sie es mir bieten. Ich sehnte mich nach einer reichen, eleganten, vornehmen Frau; aber ach! jetzt wollte ich, ich besäße Millionen und fände ein junges Mädchen, das arm wäre wie Sie und wie Sie den Reichtum im Herzen trüge! Ich verzichtete gern auf eine verhängnisvolle Leidenschaft, die mich töten wird. Vielleicht wird es wirklich so kommen, wie Sie voraussagen.“ „Lassen Sie mich!“ rief sie.

Sie floh, und ihr holder Gesang, ihr frisches Trällern war von der Treppe her zu hören.

„Sie ist glücklich zu preisen, daß sie noch nicht liebt!“ sagte ich zu mir selbst. Ich dachte an die Martern, die ich seit mehreren Monaten ausstand.

Die fünfzehn Franken Paulinens waren mir sehr wertvoll. Fedora dachte an die Ausdünstungen des Volks in dem Saal, in dem wir ein paar Stunden lang uns aufhalten sollten, und bedauerte, keine Blumen zu haben; ich holte ihr die Blumen und brachte ihr damit mein ganzes Vermögen dar. Ich empfand zugleich Gewissensbisse und Vergnügen, als ich ihr das Bukett brachte, dessen Preis mich lehrte, wie kostspielig die oberflächliche Galanterie der vornehmen Welt ist. Bald klagte sie über den aufdringlichen Duft des mexikanischen Jasmins; als sie den Saal sah, bezeigte sie unüberwindlichen Abscheu, der noch stieg, als sie die harte Bank wahrnahm, auf die sie sich setzen sollte; sie machte mir Vorwürfe, daß ich sie dorthin geführt hatte. Sie kümmerte sich nicht darum, daß sie neben mir war; sie wollte fortgehen; sie ging. Ich hatte Nächte hindurch nicht geschlafen; ich hatte zwei Monate meiner Existenz verschwendet, und sie war unzufrieden mit mir! Nie war dieser Teufel anmutiger und liebloser gewesen. Unterwegs, als ich neben ihr in dem engen Coupé saß, atmete ich ihren Hauch, berührte

ihren parfümierten Handschuh, sah all die Herrlichkeiten ihrer Schönheit, spürte einen süßen Duft wie von Veilchen: ganz ein Weib und ganz und gar kein Weib. In diesem Augenblick ging es wie ein Blitz durch meine Seele und ich schaute in die Tiefen dieses geheimnisvollen Daseins. Ich dachte an ein jüngst erschienenenes Buch eines Dichters, das ein wahres Kunstwerk und wie die Statue des Polyklet gemeißelt war. Ich glaubte das Ungeheuer vor mir zu sehen, das bald Offizier ist und ein feuriges Roß bändigt; bald ein junges Mädchen, das sich herausputzt und seine Liebhaber zur Verzweiflung treibt; bald ein Liebhaber, der eine sanfte und schüchterne Jungfrau ins Elend bringt. Da ich Fedora nicht anders enträtseln konnte, erzählte ich ihr diese phantastische Geschichte; nichts jedoch verriet ihre Ähnlichkeit mit dieser Dichtung des Unmöglichen; sie vergnügte sich ganz treuherzig an der bunten Geschichte, wie ein Kind sich über ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht freut.

„Wenn Fedora“, sagte ich auf dem Nachhauseweg zu mir, „der Liebe eines Mannes in meinem Alter, der strömenden Gut dieser schönen Seelenansteckung widerstehen kann, dann muß sie unter dem Schutz eines Geheimnisses stehen! Vielleicht zehrt ein Krebs an ihr, wie an Lady Delacour? Wie auch immer, sie führt ein künstliches Leben.“

Bei diesem Gedanken überlief es mich kalt. Es kam mir nun ein Plan, der ausschweifendste und doch zugleich vernünftigste, auf den jemals ein Liebender verfallen ist. Ich wollte diese Frau körperlich ergründen, wie ich ihre Seele erforscht hatte, und um sie endlich ganz kennen zu lernen, beschloß ich, ohne daß sie es wußte, eine Nacht bei ihr zuzubringen. Dieses Unternehmen, das mir am Herzen fraß, wie die Rachsucht einen korsischen Mönch verzehrt, führte ich folgendermaßen durch. An ihren

Empfangstagen hatte Fedora eine so zahlreiche Gesellschaft bei sich, daß es dem Pförtner unmöglich war, genau festzustellen, ob ebenso viele wieder gingen, als gekommen waren. Ich war sicher, daß ich in dem Hause bleiben konnte, ohne daß es zu einem Skandal kam, und wartete ungeduldig auf den nächsten Gesellschaftsabend der Gräfin. Als ich mich ankleidete, steckte ich als Ersatz für einen Dolch ein kleines englisches Federmesser in die Westentasche. Wurde es bei mir gefunden, so brachte mich das kleine Ding, das zum Handwerkszeug eines Schriftstellers gehört, in keinen Verdacht; da ich indessen nicht wußte, wie weit mich mein romantischer Entschluß führen konnte, wollte ich bewaffnet sein.

Als die Salons sich zu füllen anfangen, ging ich in das Schlafzimmer, um die Situation dort zu erkunden, und fand die Jalousien und Fensterläden geschlossen, und das war für den Anfang ein glücklicher Zufall. Da die Zofe kommen konnte, um die Vorhänge zu den Fenstern herunterzulassen, besorgte ich das gleich im voraus selbst; dabei begab ich mich freilich in keine kleine Gefahr, aber ich hatte die Gefahren meiner Lage vorher kalt ins Auge gefaßt und ging dennach entschlossen vor. Damit man meine Füße nicht sehen konnte, versuchte ich, mit dem Rücken gegen die Mauer auf der Leiste der Täfelung zu stehen, wobei ich mich am Fensterriegel festhielt. Ich probierte mein Gleichgewicht, meine Stützpunkte, prüfte den Raum zwischen mir und den Vorhängen und gewöhnte mich schließlich an meine schwierige Stellung. Ich konnte so bleiben, ohne entdeckt zu werden, wenn kein Krampf, kein Husten und kein Niesen dazwischenkam. Um mich nicht unnütz zu ermüden, stand ich inzwischen auf dem Fußboden, bis der kritische Augenblick kam, von dem ab ich hängen mußte wie die Spinne in ihrem Netz. Der weiße Mohär und der Musselin der Vorhänge bildeten

große Falten vor meinem Körper und ich war wie hinter Orgelpfeifen verborgen. Ich schnitt mit meinem Messer Löcher in den Stoff, um vermittelst dieser Art Schießscharten alles zu sehen. Aus den Salons drang verworrenes Gerede und Sprechen zu mir herüber. Dieses unbestimmte Geräusch, das dumpfe Hin und Her wurde allmählich schwächer. Einige Herren, die ihre Hüte auf die Kommode der Gräfin gelegt hatten, kamen in meine Nähe. Als sie die Vorhänge streiften, überlief mich ein Schauer. Ich dachte an die zufälligen Bewegungen und das wahllose Umhertasten von Menschen, die es eilig haben fortzukommen und dann alles durchstöbern. Aber ich durfte einen guten Ausgang meines Wagnisses erwarten, denn kein solches Mißgeschick trat ein. Den letzten Hut holte ein alter Verehrer Fedoras, der sich allein glaubte, einen Blick auf das Bett warf und einen schweren Seufzer ausstieß, dem ein unverständlicher, aber ziemlich wilder Ausruf folgte. Die Gräfin, die in dem Boudoir neben ihrem Schlafzimmer nur noch fünf oder sechs intime Freunde bei sich hatte, schlug ihnen vor, dort den Tee zu nehmen. Es vermengten sich nunmehr die Verleumdungen — das bösen Glaubens, das der Gesellschaft unserer Zeit geblieben ist, hat fast keinen andern Gegenstand mehr als solche üble Nachreden —, die Stichelreden, die witzigen Urtheile mit dem Geräusch der Tassen und Löffel. Ohne jedes Erbarmen mit meinen Nebenbuhlern erregte Rastignac mit seinen beißenden Bemerkungen schallendes Gelächter.

„Herr von Rastignac ist ein Mann, mit dem man es nicht verderben darf,“ sagte die Gräfin lachend. „Das will ich meinen,“ erwiderte er unbefangen. „Ich war immer der Stärkere in meinen Feindschaften . . . In meinen Freundschaften übrigens auch,“ fügte er hinzu. „Meine Feinde sind mir vielleicht ebenso dienlich wie meine Freunde.“

Ich habe der modernen Ausdrucksweise und der natürlichen Kunst, mit der man alles angreifen und alles verteidigen kann, ein besonderes Studium gewidmet. Die Ministerberedsamkeit ist ein entschiedener sozialer Fortschritt. Ist einer Ihrer Freunde etwas dumm, so sprechen Sie von seiner Ehrlichkeit und Biederkeit. Hat der andere eine schwerfällige Arbeit geliefert, dann erklärt man sie für eine recht gewissenhafte Studie. Ist das Buch schlecht geschrieben, so lobt man seine Gedanken. Jemand ist unzuverlässig, treulos, keinen Augenblick festzuhalten: ach was! er ist verführerisch, ein Zauberer, ein Teufelskerl. Handelt es sich aber um die Feinde, so wirft man ihnen die Toten und die Lebenden an den Kopf; für diesen Gebrauch wird die Sprache einfach umgedreht, und man ist ebenso virtuos im Aufstöbern ihrer Fehler, wie man im Hervorheben der Vorzüge der Freunde geschickt war. Diese Anwendung der moralischen Lupe ist das Geheimnis des guten Tons der Gesellschaft und die ganze Kunst des Höflings. Wer sie nicht anwenden wollte, täte geradeso, als ob er Männer, die wie Eisenritter in Erz gewappnet sind, ohne Waffen bekämpfen wollte. Ich brauche meine Waffen! Ich mißbrauche sie sogar manchmal; darum hat man Respekt vor mir, vor mir und meinen Freunden, denn übrigens, mein Degen ist nicht schlechter als meine Zunge.'

Einer der glühendsten Verehrer Fedorens, ein junger Mann, dessen Keckheit berühmt war und der diese Keckheit auch benutzte, um sein Ziel zu erreichen, hob den Handschuh auf, den Rastignac so verächtlich hingeworfen hatte. Er fing an, von mir zu sprechen und in übertriebenem Tone meine Begabung und meine Person herauszustreichen. Rastignac hatte diese Art des Gesellschaftsklatsches vergessen. Dieses hämische Lob täuschte die Gräfin, die mich ohne Gnade opferte; um ihre Freunde

zu unterhalten, spottete sie über meine Geheimnisse, meine Wünsche und meine Hoffnungen.

„Er hat eine Zukunft!“ antwortete Rastignac. „Vielleicht ist er eines Tages imstande, grausame Rache zu nehmen; seine Begabung kommt zum mindesten seinem Mut gleich. Ich halte also Leute, die ihn reizen, für sehr verwegen; er ist imstande, lange daran zu denken . . .“ „Und Denkwürdigkeiten zu schreiben,“ fügte die Gräfin hinzu. Das tiefe Schweigen im Zimmer schien ihr zu mißfallen. „Denkwürdigkeiten der falschen Gräfin,“ versetzte Rastignac; „um sie zu schreiben, bedarf es einer andern Sorte Mut.“ „Ich traue ihm viel Mut zu,“ erwiderte sie, „er ist mir treu.“

Ich war lebhaft versucht, mich plötzlich, wie Banquos Geist in Macbeth, der lachenden Gesellschaft zu zeigen. Ich verlor jetzt eben eine Geliebte; aber ich gewann einen Freund! Jedoch flüsterte mir die Liebe mit einem Male eine jener feigen und spitzfindigen Umkehrungen der Wahrheit zu, mit denen sie all unsern Schmerz einzulullen versteht.

„Wenn Fedora mich liebt,“ dachte ich, „muß sie ja ihre Neigung unter boshaften Scherzen verstecken. Wie oft schon hat das Herz die Lügen des Mundes nicht gekannt!“

Es war nun bald so weit: mein kecker Nebenbuhler, der letzte, der bei der Gräfin geblieben war, wollte sich verabschieden.

„Wie? schon?“ fragte sie in schmeichlerischem Ton. Ich zitterte. „Wollen Sie mir nicht noch einen Augenblick schenken? Haben Sie mir nichts mehr zu sagen? Können Sie mir nicht ein Vergnügen opfern?“ Er ging. „Ach!“ rief sie und gähnte, „wie langweilig sie alle sind!“

Sie zog heftig an einer Schnur und eine Klingel ertönte. Die Gräfin ging in ihr Zimmer; sie trällerte eine Stelle aus „Pria che spunti“. Nie hatte sie jemand singen hören, und

dieses Nichtsingen hatte zu absonderlichen Deutungen geführt. Man sagte, sie hätte ihrem ersten Liebhaber, der von ihrem Talent entzückt und übers Grab hinaus eifersüchtig gewesen wäre, versprochen, niemandem ein Glück zu gönnen, das er allein genossen haben wollte. Ich spannte alle Kräfte meiner Seele an, um die Klänge einzuschlüpfen. Die Stimme wurde von Note zu Note kräftiger; Fedora schien zu neuem Leben zu kommen, aller Reichtum ihrer Kehle quoll hervor, und die Melodie klang ganz himmlisch. Die Gräfin hatte eine lebendige Reinheit, eine Tonrichtigkeit und etwas Hermonisches und Vibrierendes in ihrem Organ, von dem das Herz bewegt und wonnig berührt wurde. Musikalische Frauen verstehen sich fast immer auf die Liebe. Die da sang, mußte also die Liebe gut kennen. Die Schönheit dieser Stimme war an dieser Frau, die schon so geheimnisvoll war, nochmals ein Geheimnis. Ich sah sie während ihres Gesangs, wie ich dich sehe; sie schien sich selbst zu lauschen und eine eigene Wollust zu empfinden; sie sah aus, als ob sie in Liebesekstase wäre. Sie ging an den Kamin, während sie das Hauptmotiv dieses Fondo zu Ende sang; aber als sie nun wieder schwieg, veränderten sich ihre Züge; es kam wie ein Verfall über sie und ihr Ausdruck wurde müde. Es war, als legte sie eine Maske ab; sie war eine Schauspielerin gewesen, und die Rolle war zu Ende. Indessen war dieses Welke, das jetzt nach ihrer Kunstleistung oder infolge der Müdigkeit am Abend ihrer Schönheit aufgeprägt war, nicht ohne Reiz.

„So also sieht sie in Wahrheit aus!“ dachte ich.

! Sie stellte, wie um sich zu wärmen, einen Fuß auf die Bronzestange des Kaminvorsatzers, zog ihre Handschuhe aus, legte die Armspangen ab und zog eine goldene Kette, an der ihre mit kostbaren Steinen besetzte Ricchdose hing, über den Kopf. Ich empfand unsägliche Wonne, als ich

diese lässigen Bewegungen sah, die an die der Katzen erinnerten, wenn sie sich in der Sonne putzen. Sie besah sich im Spiegel und sagte ganz laut zu ihrem mißvergnügten Gesicht hin:

„Ich war heute abend nicht schön . . . mein Teint welkt erschreckend schnell . . . Ich sollte mich vielleicht früher schlafen legen, diesem Leben der Zerstreungen den Abschied geben . . . Aber was fällt denn Justine ein?“

Sie klingelte noch einmal; die Zofe kam. Wo war ihr Zimmer? Ich weiß nicht. Sie war auf einer Geheimtreppe gekommen. Ich war neugierig, sie zu ergründen. Meine Dichterphantasie hatte sich oft mit dieser unsichtbaren Dienerin, einer großen, hübsch gebauten Brünette, beschäftigt.

„Gnädige Frau haben geklingelt?“ „Zweimal,“ antwortete Fedora; „du bist wohl taub geworden?“ „Ich machte der gnädigen Frau die Mandelmilch zurecht.“

Justine kniete sich hin, nahm die hohen Absätze von den Schuhen und zog dann ihrer Herrin die Schuhe aus. Diese hatte sich bequem in einen Lehnstuhl, der am Kamin stand, ausgestreckt, gähnte und kratzte den Kopf. Alles in diesen Bewegungen war durchaus natürlich, und kein Anzeichen enthüllte mir weder die geheimen Schmerzen noch die Leidenschaften, die ich vermutet hatte.

„Georg ist verliebt,“ sagte sie, „ich muß ihn entlassen. Er hat heute abend nicht einmal die Stores herabgelassen. Woran denkt er?“

Als ich das hörte, floß mir alles Blut zum Herzen zurück; aber es war weiter keine Rede von den Stores.

„Das Leben ist sehr schal,“ fing die Gräfin wieder an. „Au! gib acht, daß du mich nicht wieder kratzest wie gestern. Hier, sieh mal her,“ sagte sie und zeigte ihr ein Knie, das wie Atlas schimmerte, „da hab ich noch den Stempel deiner Ungeschicklichkeit.“

Sie fuhr mit ihren nackten Füßen in Samtpantoffel, die mit Schwanenpelz gefüttert waren, und zog ihr Kleid aus, während Justine einen Kamm nahm, um ihr die Haare zu machen.

„Sie müssen heiraten, gnädige Frau, Kinder bekommen.“
„Kinder! Das fehlte mir gerade noch!“ rief sie. „Einen Mann! Wo ist der Mann, dem ich mich . . . War ich gut frisiert heute abend?“ „Nicht sehr gut.“ „Du bist dumm.“
„Nichts steht Ihnen so schlecht, als wenn sie Ihre Haare zu sehr kräuseln,“ erwiderte Justine; „die glatten, langen Locken stehen Ihnen viel besser.“ „Wirklich?“ „Gewiß, gnädige Frau, die dünn gekräuselten Haare stehen nur den Blondinen.“ „Mich verheiraten? Nein, nein! Die Ehe ist ein Handel, für den ich nicht geschaffen bin.“

Was für eine schreckliche Szene für einen Liebenden! Diese einsame Frau, ohne Eltern, ohne Freunde, eine Atheistin der Liebe, die an keine Empfindung glaubte; und wie schwach war in ihr das Bedürfnis nach einem Herzenserguß, das jedem Menschenkind natürlich ist! Es genügte ihr, mit ihrer Zofe zu plaudern, ein paar trockene Worte, Nichtigkeiten zu sagen! . . . Sie tat mir leid. Justine schnürte sie auf. Ich betrachtete sie forschend, als der letzte Schleier weggenommen wurde. Sie hatte die blendend schöne Büste einer Jungfrau; beim Schein der Kerzen schimmerte ihr weißer und rosiger Körper durch das Hemd durch, wie eine Silberstatue unter ihrer Gazebülle funkelt. Nein, keinerlei Unvollkommenheit, kein Makel gab ihr Grund, die verstohlenen Blicke der Liebe zu fürchten. Ach, ein schöner Körper siegt immer über die heldenhaftesten Entschlüsse! Die Herrin saß stumm und nachdenklich vor dem Feuer, während die Zofe die Kerze der Alabasterlampe, die vor dem Bett hing, anzündete. Justine holte eine Wärmflasche, machte das Bett zurecht, half ihrer Herrin ins Bett; dann hatte

sie noch allerlei kleine Dienste zu verrichten, die von der tiefen Verehrung zeugten, die Fedora für sich selber hegte, und ging schließlich. Die Gräfin drehte sich ein paarmal hin und her; sie war aufgeregt, sie seufzte; sie machte mit ihren Lippen ein leichtes Geräusch, das von ihrer Ungeduld sprach; sie streckte die Hand nach dem Tisch aus, nahm ein Fläschchen und goß vier bis fünf Tropfen eines braunen Saftes in ihre Milch, ehe sie trank; endlich rief sie nach etlichen qualvollen Seufzern: „Mein Gott!“

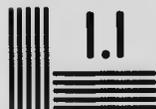
Dieser Ausruf und vor allem der Ton, in dem sie es rief, fielen mir schwer aufs Herz. Sie blieb reglos. Es war nichts mehr zu hören. Ich bekam Angst; aber bald vernahm ich den gleichmäßigen und tiefen Atem der Schlafenden; ich entfernte die rauschende Seide der Vorhänge, verließ meinen unbequemen Posten und stellte mich an den Fuß ihres Bettes. Ich betrachtete sie mit einem unbeschreiblichen Gefühl. Sie war entzückend, wie sie so dalag. Sie hatte den Kopf wie ein Kind auf den Arm gelegt; ihr ruhiges, schönes Antlitz in dem Rahmen der Spitzen hatte einen so holden Ausdruck, daß ich hingerissen war. Ich hatte mir zuviel zugetraut und hatte nicht bedacht, welche Marter ich auszustehen hatte: so nahe bei ihr und doch zugleich so fern von ihr zu sein! Ich mußte alle Qualen durchmachen, die ich mir angetan hatte. „Mein Gott!“ dieses Bruchstück aus dem innern Leben eines andern Menschen, von dem ich nichts wußte, das ich nun als einzige Erleuchtung mit fortnehmen mußte, hatte mit einem Schlage meine Meinung über Fedora geändert. Dieses Wort konnte unbedeutend oder tief, unwesentlich oder voller Wirklichkeit sein, es konnte in gleicher Weise auf Glück oder auf Kummer, auf einen körperlichen Schmerz oder auf Seelenqualen bezogen werden. War es ein Fluch oder ein Gebet, ging es auf die

Vergangenheit oder auf die Zukunft, bedeutete es Reue oder Furcht? Es lag ein ganzes Leben in diesem Wort, ein Leben der Not oder des Reichtums; es konnte sogar ein Verbrechen bedeuten! Das Rätsel, das in diesem schönen Frauenbild verborgen lag, war wiedererwacht; Fedora konnte auf so viele Arten erklärt werden, daß sie unerklärlich wurde. Je nachdem der Atem schwach oder stark, schwer oder leicht von ihren Lippen kam, knüpfte ich an diese absonderliche Sprache meine Gedanken und Gefühle. Ich träumte mit ihr, ich hoffte, in ihre Geheimnisse einzudringen, indem ich mich in ihren Schlaf schlich, ich schwankte zwischen tausend verschiedenen Meinungen und Stimmungen. Wenn ich dieses schöne Gesicht in seiner Reinheit und Ruhe sah, konnte ich unmöglich diesem Weib die Seele absprechen. Ich beschloß, noch einen Versuch zu machen. Ich wollte ihr von meinem Leben, meiner Liebe, all meinen Opfern erzählen; vielleicht, daß ich das Mitleid in ihr erwecken, daß ich sie, die nie eine Träne vergoß, zum Weinen bringen konnte. Ich war dabei, auf diese letzte Probe all meine letzten Hoffnungen zu setzen; da kündeten mir die Laute, die von der Straße heraufkamen, daß der Tag anbrach. Es war ein Augenblick, in dem ich mir vorstellte, wie Fedora in meinen Armen erwachte. Ich konnte mich sachte neben sie legen, mich an sie schmiegen und sie umarmen. Diese Vorstellung quälte mich so fürchterlich, daß ich, um ihr zu entrinnen, in den Salon flüchtete. Ich tat es ohne jede Vorsicht und machte wohl dieses und jenes Geräusch; aber ich kam glücklich zu einer Tapetentür, die zu einer kleinen Treppe führte. Wie ich es vermutet hatte, steckte der Schlüssel im Schloß; ich öffnete mit starkem Griff das Tor, ging keck in den Hof und sprang, ohne mich darum zu kümmern, ob mich jemand sah, in drei Sätzen auf die Straße. Zwei Tage später sollte



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)



APPLIED IMAGE Inc

1653 East Main Street
Rochester, New York 14609 USA
(716) 482 - 0300 - Phone
(716) 288 - 5989 - Fax

ein Schriftsteller bei der Gräfin ein Lustspiel vorlesen. Ich ging in der Absicht hin, als letzter zu bleiben, um ihr eine recht sonderbare Bitte vorzutragen; ich wollte von ihr begehren, sie sollte mir den Abend des nächsten Tages bewilligen und ihn mir ganz widmen; ihre Tür sollte für jeden geschlossen sein. Als ich mit ihr allein war, sank mein Mut. Jeder Pendelschlag der Uhr machte mir Angst. Es war dreiviertel zwölf Uhr.

„Wenn ich jetzt nicht zu ihr spreche,“ sagte ich zu mir selbst, „muß ich mir an der Kaminecke den Schädel zerschmettern.“

Ich bewilligte mir drei Minuten Frist; die drei Minuten verstrichen; ich zerschmettete mir nicht den Schädel auf dem Marmor, mein Herz war schwer geworden wie ein Schwamm im Wasser.

„Sie sind überaus liebenswürdig,“ brach sie endlich das Schweigen. „Ach!“ rief ich, „wenn Sie mich fassen könnten!“ „Was haben Sie?“ fragte sie, „Sie werden blaß.“ „Ich will eine hohe Gunst von Ihnen erbitten und wage es nicht.“

Sie machte mir mit einer Handbewegung Mut, und ich bat um die Zusammenkunft.

„Gern,“ antwortete sie. „Aber warum wollen Sie nicht gleich jetzt zu mir sprechen?“ „Ich will Sie nicht täuschen und muß Ihnen darum zeigen, wie weit sich Ihr Versprechen erstreckt: ich wünsche diesen Abend bei Ihnen zu verbringen, als ob wir Geschwister wären. Fürchten Sie nichts; ich weiß, was Sie nicht leiden mögen; Sie haben mich genug kennen gelernt, um sicher zu sein, daß ich nichts von Ihnen will, was Ihnen mißfallen könnte; überdies, wer über die gebotene Schranke hinausgeht, benimmt sich anders, als ich es tue. Sie haben mir Freundschaft bezeigt, Sie sind gut und voller Nachsicht. Nun, Sie sollen wissen: morgen muß ich Ihnen Lebewohl sagen ...“

Nehmen Sie Ihr Wort nicht zurück!' rief ich, da ich sah, daß sie sprechen wollte.

Ich enteilte.

Im Mai vorigen Jahres, an einem Abend gegen acht Uhr, saß ich allein mit Fedora in ihrem gotischen Boudoir. Ich zitterte nicht, ich war sicher, glücklich zu werden. Die Frau, die ich liebte, sollte mein werden, oder ich flüchtete mich in die Arme des Todes. Ich hatte über die Feigheit meiner Liebe das Urteil gesprochen. Ein Mann ist sehr stark, wenn er sich seine Schwäche eingesteht. Die Gräfin trug ein Kleid aus blauem Kaschmir. Sie lag ausgestreckt auf einem Diwan; ihre Füße ruhten auf einem Kissen. Ein orientalisches Barett, ein Kopfputz, wie ihn die Maler den alten Hebräern geben, hatte ihrer verführerischen Erscheinung noch einen besonders pikanten Reiz gegeben. Auf ihren Zügen lag ein neuer Zauber wie ein Hauch, der eben kam: er schien zu sagen, wir Menschen seien in einem jeden Augenblick ein neues und einziges Wesen, ohne die mindeste Ähnlichkeit mit dem Ich der Zukunft und dem Ich der Vergangenheit. Ich hatte sie nie so strahlend gesehen.

„Wissen Sie,“ sagte sie lächelnd, „daß Sie meine Neugier erregt haben?“ „Ich werde sie nicht enttäuschen,“ erwiderte ich kalt. Ich setzte mich neben sie und ergriff ihre Hand. Sie ließ mir sie. „Sie haben eine sehr schöne Stimme!“ „Sie haben mich nie gehört!“ rief sie mit einer erstaunten Bewegung. „Ich werde Ihnen das Gegenteil beweisen, wenn es nötig sein wird. Steckt denn hinter Ihrem entzückenden Gesang ein Geheimnis? Beruhigen Sie sich, ich will es Ihnen nicht entreißen.“

Wir blieben ungefähr eine Stunde in vertraulichem Geplauder. Ich nahm den Ton, das Auftreten und die Haltung eines Mannes an, dem Fedora nichts verweigern konnte, aber ich wahrte dabei den ganzen Respekt eines

Liebenden. Ich erlangte durch dieses Verhalten die Gunst, ihr die Hand küssen zu dürfen; sie zog mit allerliebsten Bewegungen den Handschuh aus, und ich wiegte mich so wollüstig in dem Wahn, an den ich mit Gewalt glauben wollte, daß sich meine ganze Seele in diesen Kuß ergoß. Fedora ließ sich mit unglaublicher Nachgiebigkeit meine Zärtlichkeiten gefallen. Aber halte mich nicht für albern: wenn ich nur einen Schritt hätte über diese brüderliche Zärtlichkeit hinausgehen wollen, hätte ich die Krallen der Katze zu spüren bekommen. Zehn Minuten etwa blieben wir in tiefes Schweigen versenkt. Ich überließ mich der Bewunderung; ich lieb ihr all das, was sie nicht hatte. In diesem Augenblick gehörte sie mir, mir allein . . . Ich besaß dieses entzückende Geschöpf so, wie es erlaubt war, sie zu besitzen: in der Anschauung und im Geiste; ich warf meine Sehnsucht um sie, ich hielt sie, drückte sie an mich, meine Phantasie umarmte sie. In diesem Augenblick überwand ich die Gräfin mit der Gewalt einer magnetischen Bezauberung. Ich habe es immer bedauert, daß ich dieses Weib nicht ganz an mich gerissen habe; aber in diesem Augenblick begehrte ich nicht ihren Leib, ich wollte eine Seele haben, ich dürstete nach einem Leben, nach jenem idealen und vollkommenen Glück, nach dem schönen Traum, an den wir nicht lange glauben.

„Frau Gräfin,“ sagte ich endlich zu ihr, da ich fühlte, daß die letzte Stunde meines Rausches gekommen war, „hören Sie mich. Ich liebe Sie, Sie wissen es, ich habe es Ihnen tausendmal gesagt, Sie hätten mich verstehen müssen. Ich wollte Ihre Liebe nicht den Reizen des Gecken und nicht den Schmeicheleien oder Zudringlichkeiten eines albernen Fants verdanken und bin darum nicht verstanden worden. Wie viele Leiden habe ich für Sie erduldet, an denen Sie doch unschuldig sind. Aber noch ein paar Augenblicke, und Sie werden mein Urteil sprechen.“

Es gibt zweierlei Elend, Frau Gräfin. Das eine geht schamlos und in Lumpen auf der Straße, es nimmt, ohne es zu wissen, das Leben des Diogenes wieder auf, nährt sich von wenigem, führt das Leben auf die Einfachheit zurück; es ist vielleicht glücklicher als der Reichtum, ist wenigstens sorglos; es nimmt die Welt da auf, wo die Reichen nichts mehr von ihr wissen wollen. Dann das Elend des Luxus, das spanische Elend, das die Bettelei unter einem Titel versteckt; es ist stolz und aufgebläht, dieses Elend mit weißer Weste und gelben Handschuhen, es hat Equipagen und verliert ein Vermögen, weil ihm ein Pfennig fehlt. Das eine ist das Elend des Volkes; das andere das der Schwindler, der Könige und der Talente. Ich bin nicht Volk und nicht König und kein Schwindler; vielleicht habe ich kein Talent; ich bin eine Ausnahme. Mein Name gebietet mir, lieber zu sterben als zu betteln... Beruhigen Sie sich, Frau Gräfin, ich bin heute reich, ich besitze alles auf Erden, was ich brauche, fügte ich hinzu, als ich sah, wie ihr Gesicht den kalten Ausdruck annahm, der sich auf unsern Mienen spiegelt, wenn wir jemand für einen Gentleman genommen haben und er sich als ein Bittsteller entpuppt. ,Erinnern Sie sich an den Tag, wo Sie allein, ohne mich, ins Gymnase kamen und glaubten, ich würde nicht dort sein?' Sie nickte mit dem Kopf. ,Ich hatte meinen letzten Taler verwandt, um Sie dort sehen zu können... Erinnern Sie sich an unsern Spaziergang im Jardin des Plantes? Ihr Wagen hat mich mein ganzes Vermögen gekostet.'

Ich erzählte ihr alle Opfer, die ich gebracht hatte, ich schilderte ihr mein Leben, nicht, wie ich es dir jetzt im Rausch des Weines erzähle, nein, ich sprach in dem edlen Rausch des Herzens. Meine Glut floß in flammende Worte, in einen Ausbruch des Gefühls, auf den ich nicht wieder komme. Nicht die Kunst und nicht das Gedächtnis

könnten ihn je wiederherstellen. Das war nicht wie heute der kalte Bericht von einer Liebe, die ich verfluche, damals war meine Liebe in ihrer Kraft und in der Schönheit ihrer Hoffnung und gab mir die Worte ein, die ein ganzes Leben auferstehen und den Schrei einer gepeinigten Seele laut werden lassen. Mein Ton glich dem letzten Gebet eines Sterbenden auf dem Schlachtfeld. Sie weinte. Ich brach ab. Großer Gott! Ihre Tränen entsprangen jener künstlichen Rührung, wie man sie für einen Taler am Schalter eines Theaters kaufen kann. Ich hatte den Erfolg eines guten Komödianten.

„Wenn ich gewußt hätte...“ sagte sie. „Reden Sie nicht weiter!“ rief ich. „Ich liebe Sie in diesem Augenblick noch genug, um Sie zu töten...“

Sie wollte nach der Schnur der Klingel greifen. Ich brach in Lachen aus.

„Klingeln Sie nicht,“ sprach ich. „Sie dürfen Ihr Leben friedlich beschließen. Da hätte ich den Haß schlecht begriffen, wenn ich Sie tötete! Fürchten Sie keinerlei Gewalt: ich habe eine ganze Nacht an Ihrem Bett zugebracht, ohne...“ „Mein Herr!“ rief sie und errötete.

Nach dieser ersten Regung der Scham aber, die keiner Frau, selbst der gefühllosesten, völlig fehlen kann, warf sie mir einen verächtlichen Blick zu und fuhr fort:

„Sie müssen sehr gefroren haben!“ „Glauben Sie, Frau Gräfin,“ erwiderte ich, denn ich erriet die Gedanken, die sie hegte, „Ihre Schönheit sei für mich etwas so Köstliches? Ihr Antlitz ist für mich das Versprechen einer Seele, die noch schöner sein muß, als Ihr Äußeres ist. Ach, Frau Gräfin! die Männer, die in einem Weib nur das Weib sehen, können jeden Abend Odaliskern kaufen, die schön genug für den Harem des Sultans wären, und können sich für billiges Geld glücklich machen... Aber ich hatte ein höheres Streben, ich wollte Herz an Herz mit Ihnen

leben, mit Ihnen, einer Frau, die kein Herz hat. Ich weiß es jetzt. Wenn Sie je einem Manne gehören sollten, würde ich ihn umbringen. Aber nein, dann würden Sie ihn lieben, und sein Tod würde Ihnen vielleicht Schmerz machen . . . Oh, was für Qualen ich durchmache!' rief ich. 'Wenn dieses Versprechen Ihnen ein Trost sein kann,' sagte sie heiter, 'kann ich Sie versichern, daß ich nie einem Manne angehören werde . . .' 'Nun, so hören Sie,' unterbrach ich sie, 'Sie spotten des lebendigen Gottes und werden dafür bestraft werden! Eines Tages werden Sie auf dem Diwan liegen, werden kein Geräusch und kein Licht vertragen, werden verurteilt sein, in einer Art Grab zu leben und werden unerhörte Schmerzen erdulden. Wenn Sie dann nach der Ursache dieser langsamen rächenden Schmerzen suchen, gedenken Sie des Unglücks, das Sie mit so verschwenderischen Händen auf Ihren Weg gestreut haben. Sie haben überall Flüche gesät und werden Haß ernten. Wir sind unsere eigenen Richter, die Henker eines Gerichtes, das hienieden sein Urteil spricht und das über dem Gericht der Menschen und unter dem Gottes waltet.' 'Ach,' erwiderte sie lachend, 'ich bin natürlich eine große Verbrecherin, daß ich Sie nicht liebe! Ist das meine Schuld? Nein, ich liebe Sie nicht; Sie sind ein Mann, das ist Grund genug. Ich bin glücklich, daß ich allein bin; warum sollte ich mein Leben, mein egoistisches Leben, wenn Sie es so nennen wollen, gegen die Launen eines Herrn vertauschen? Die Ehe ist ein Sakrament, in dem wir einander nichts schenken als Kümmernisse. Und überdies, Kinder sind mir lästig. Habe ich Ihnen nicht ganz ehrlich im voraus meinen Charakter geschildert? Waren Sie nicht gewarnt? Warum haben Sie sich nicht mit meiner Freundschaft begnügt? Ich möchte Sie gerne für die Qualen, an denen ich schuld bin, weil ich nichts von Ihren Geldkalamitäten wußte, entschädigen; ich sehe wohl, was

Sie für Opfer gebracht haben; aber die Liebe allein kann für Ihre Hingabe und all ihre zarte Neigung bezweifeln; ich aber liebe Sie so wenig, daß dieser Auftritt mir peinlich ist.' 'Ich weiß,' antwortete ich sanft und konnte dabei die Tränen nicht zurückhalten, 'wie lächerlich ich mich mache; verzeihen Sie mir! Ich liebe Sie so sehr, daß ich sogar die grausamen Worte, die Sie sprechen, mit Entzücken höre. Oh, ich wollte, ich könnte meine Liebe mit meinem Blut besiegen.' 'Alle Männer sagen ungefähr mit ähnlichen Worten diese klassischen Dinge,' versetzte sie und hörte nicht auf zu lachen; 'aber es scheint sehr schwer zu sein, zu unsern Füßen zu sterben; denn ich begegne diesen Toten überall... Es ist Mitternacht, erlauben Sie, daß ich schlafen gehe.' 'Und in zwei Stunden schreien Sie wieder auf: Mein Gott!' sagte ich. 'Vorgestern! Ja,' versetzte sie, 'ich dachte an meinen Bankier, ich hatte vergessen, ihm zu sagen, meine fünfprozentigen Renten in dreiprozentige umzutauschen, und an dem Tag waren die dreiprozentigen gesunken.'

Ich sah sie wütend an. Oh! manchmal muß ein Verbrechen eine Wonne sein, ich merkte es. Sie war offenbar an die leidenschaftlichen Ausbrüche gewöhnt und hatte meine Tränen und meine Worte schon vergessen.

'Würden Sie einen Pair von Frankreich heiraten?' fragte ich sie kalt. 'Vielleicht, wenn er Herzog wäre.'

Ich nahm meinen Hut und verbeugte mich.

'Gestatten Sie, daß ich Sie bis an die Tür begleite,' sagte sie und legte in ihre Handbewegung, die Haltung ihres Kopfes und ihren Ton eine beißende Ironie. 'Frau Gräfin...' 'Mein Herr?' 'Ich werde Sie nicht wiedersehen.' 'Ich hoffe es!' erwiderte sie und gab ihren Worten durch ein energisches Kopfnicken einen brutalen Nachdruck. 'Sie wollen Herzogin werden?' fing ich wieder an. Diese ihre Haltung versetzte mich geradezu in Raserei.

„Sie dürsten nach Titeln und Ehren? Gestatten Sie doch nur, daß ich Sie liebe, befehlen Sie meiner Feder, nur für Sie zu schreiben, meiner Stimme, nur für Sie zu ertönen, seien Sie das geheime Prinzip meines Lebens, seien Sie mein Stern! Nehmen Sie mich nur unter der Bedingung zum Gemahl, daß ich Minister, Pair von Frankreich, Herzog werde... Ich werde alles werden, was Sie wollen!“ „Sie haben“, erwiderte sie lächelnd, „Ihre Zeit beim Anwalt gut verwendet: Sie plädieren sehr warm.“ „Du hast die Gegenwart“, rief ich, „und ich die Zukunft! Ich verliere nur ein Weib, du aber verlierst einen Namen, eine Familie. Die Zeit trägt meine Rache im Schoß: dir bringt sie Häßlichkeit und den Tod in der Verlassenheit; mir den Ruhm!“ „Vielen Dank für das Finale!“ erwiderte sie und unterdrückte ein Gähnen. Ihre ganze Haltung drückte den Wunsch aus, der Szene ein Ende zu machen.

Dieses Wort gebot mir Schweigen. Ich warf ihr einen haßerfüllten Blick zu und enteilte. Es galt, Fedora zu vergessen, von diesem Wahnwitz wieder zu mir zu kommen, mich in meine Forschereinsamkeit wiederzufinden oder zu sterben. Ich zwang mich also zu furchtbarem Arbeit. Ich wollte meine Werke vollenden. Vierzehn Tage lang verließ ich meine Mansarde nicht und saß die Nächte durch mit bleichem Eifer über meinem For-schen. Trotz meinem Mut und dem Ansporn, den mir die Verzweiflung gab, arbeitete ich schwer und nur ruckweise. Die Muse hatte mich verlassen. Ich konnte das strahlende, spöttische Bild Fedorens nicht bannen. Jeder Gedanke brütete einen andern krankhaften Gedanken aus, irgendeine Sehnsucht, die so schrecklich war wie eine Reue. Ich folgte dem Beispiel der Einsiedler aus der Thebais. Zwar betete ich nicht wie sie, aber wie sie lebte ich in einer Wüste und höhlt mein Herz aus, wie sie die Felsen höhlt. Ich hätte Lust gehabt, mir einen Stachelgürtel

anzulegen, um über den Schmerz der Liebe durch den körperlichen Schmerz Meister zu werden.

Eines Abends drang Pauline in mein Zimmer ein.

„Sie bringen sich um,“ sagte sie mit flehender Stimme zu mir, „Sie sollten ausgehen, Ihre Freunde aufsuchen . . .“
„Ach, Pauline! Ihre Prophezeiung ist eingetroffen. Fedora tötet mich, ich will sterben. Das Leben ist mir unerträglich.“ „Gibt es denn nur eine Frau in der Welt?“ fragte sie lächelnd. „Warum machen Sie sich dieses kurze Leben zu so maßloser Qual?“

Ich blickte Pauline wie erstarrt an. Sie ließ mich allein. Ich hatte gar nicht bemerkt, daß sie gegangen war, ich hatte ihre Stimme gehört, ohne den Sinn ihrer Worte zu verstehen. Bald darauf mußte ich das Manuskript meiner Memoiren zu meinem Kompagnon bringen. Ich war so von meiner Leidenschaft besessen, daß ich nicht wußte, wie ich ohne Geld hatte leben können; ich wußte bloß, daß die vierhundertfünfzig Franken, die man mir schuldete, ausreichten, meine Schulden zu bezahlen; ich wollte also mein Gehalt haben und suchte Rastignac auf. Er fand mich verändert, abgemagert.

„Aus welchem Krankenhaus kommst du?“ fragte er mich. „Das Weib tötet mich,“ erwiderte ich; „ich kann sie nicht verachten und nicht vergessen.“ „Da ist es besser, sie zu töten,“ versetzte er lachend; „vielleicht würdest du dann nicht mehr an sie denken.“ „Daran habe ich auch gedacht,“ war meine Antwort; „manchmal erquickte ich meine Seele mit dem Gedanken an ein Verbrechen, Notzucht oder Mord oder beides zusammen; aber ich bin nicht imstande, es wirklich zu begehen. Die Gräfin ist ein entzückendes Ungeheuer, das um Gnade bitten würde, und kein Othello würde sie umbringen!“ „Sie ist wie alle Weiber, die wir nicht haben können,“ unterbrach mich Rastignac. „Ich bin toll!“ rief ich; „ich spüre, wie der

Wahnsinn zuzeiten in meinem Hirne brüllt. Meine Gedanken sind wie geisterhafte Gestalten, sie tanzen vor mir und ich kann sie nicht fassen. Ich will lieber tot sein als so weiterleben. Und so will ich nach dem besten Mittel forschen, diesem Kampf ein Ende zu machen. Es handelt sich nicht mehr um die lebendige Fedora, die Fedora vom Faubourg St. Honoré, sondern um meine Fedora, um die, die da drinnen wohnt!“ rief ich und schlug mit der Hand gegen die Stirn. „Was hältst du vom Opium?“ „Nichts damit los! Furchtbare Qualen!“ erwiderte Rastignac. „Ersticken mit Kohlendunst?“ „Pöbelhaft.“ „Die Seine?“ „Die Netze der Morgue sind sehr schmutzig.“ „Ein Pistolenschuß?“ „Und wenn du fehlst, läufst du entstellt in der Welt herum. Höre,“ fügte er hinzu, „ich habe wie alle jungen Leute über den Selbstmord nachgedacht. Wer unter uns Dreißigjährigen hat sich nicht zwei- oder dreimal umgebracht? Ich habe nichts Besseres gefunden, als das Dasein im Vergnügen zu verbrauchen. Tauche tief ins wüste Leben unter: deine Leidenschaft oder du selber wirst zugrunde gehen. Die Maßlosigkeit, mein Lieber, ist die Königin aller Todesarten. Gebietet sie nicht über den Schlaganfall, der den Menschen danieder-schmettert? Der Schlaganfall ist ein Schuß aus der Pistole, der nicht fehlgeht. Die Orgien verschaffen uns alle leiblichen Wonnen in Fülle; sind sie nicht das kleingewechselte Opium? Wenn wir uns zwingen, zu trinken, bis es nicht mehr geht, fordern wir mit solcher Ausschweifung den Wein auf Tod und Leben in die Schranken. Schmeckt der Malvasiersaft des Herzogs von Clarence nicht besser als der Schaum der Seine? Wenn wir nobel unter den Tisch rollen, ist das nicht so etwas wie eine periodische Gasvergiftung? Wenn die Polizei uns aus dem Rinnstein holt und wir in den Wachstuben auf den kalten Pritschen liegen, genießen wir da nicht die Wonnen der

Morgue, und müssen doch nicht diese häßlichen, aufgetriebenen, geschwellenen, blau und grünen Leiber haben, wofür uns aber der Genuß zuteil wird, die Krise mit Bewußtsein durchzuleben? Oh, dieser lange Selbstmord ist ganz etwas anderes als der Tod eines Krämers, der bankrott gemacht hat! Die Kaufleute haben unsern Fluß geschändet; sie stürzen sich ins Wasser, um ihre Gläubiger zu rühren. An deiner Stelle würde ich versuchen, mit Eleganz zu sterben. Willst du eine neue Todesart schaffen, indem du dich so aufs Leben stürzest, dann mache ich mit. Ich langweile mich, ich bin enttäuscht. Die Elsässerin, die man mir zur Frau vorgeschlagen hat, hat sechs Zehen am linken Fuß: ich kann mit keiner Frau leben, die sechs Zehen hat! Das käme herun und ich wäre lächerlich. Sie hat nur achtzehntausend Franken Jahreseinkommen; zu wenig Geld und zu viel Zehen! Zum Teufel! Führen wir ein tolles Leben, vielleicht packen wir das Glück beim Schopfe!

Rastignac zog mich mit sich. Dieser Plan war zu verführerisch, er entzündete zu reiche Hoffnungen, kurz, er hatte eine zu poetische Farbe, als daß ein Dichter ihm hätte widerstehen können.

„Und das Geld?“ fragte ich. „Hast du nicht vierhundertfünfzig Franken?“ „Ja, aber ich habe Schulden bei meinem Schneider, bei meiner Wirtin...“ „Du zahlst deinen Schneider? Aus dir wird nie etwas werden, nicht einmal ein Minister.“ „Aber was können wir mit zwanzig Louisdor anfangen?“ „Spiele gehen.“ Mich überlief ein Schauer. „Oh!“ rief er, als er meine Scheu bemerkte, „du willst dich auf das System des wüsten Lebens werfen, wie ich es nenne, und fürchtest dich vor einem grünen Tuch!“ „Höre,“ antwortete ich ihm, „ich habe meinem Vater versprochen, nie den Fuß in ein Spielhaus zu setzen. Nicht nur, daß das ein heiliges Versprechen ist, ich verspüre

auch einen unüberwindlichen Schauer, wenn ich an einer Spielhölle vorbeikomme; nimm diese hundert Taler und geh allein hin! Während du unser Vermögen riskierst, gehe ich nach Hause, bringe alles in Ordnung, komme dann zu dir und warte auf dich.'

So also, mein Lieber, habe ich mich ruiniert. Ein junger Mann braucht nur auf ein Weib zu stoßen, das ihn nicht liebt, oder auf ein Weib, das ihn zu sehr liebt, und schon ist sein ganzes Leben außer Rand und Band. Das Glück verzehrt unsere Kräfte, wie das Unglück unsere Tugenden verschlingt. Als ich in mein Hotel Saint-Quentin zurückgekehrt war, sah ich mich lange in der Mansarde um, in der ich das keusche Leben eines Gelehrten geführt hatte, ein Leben, das vielleicht lang und ehrenvoll hätte werden können und das ich nicht um das Leben der Leidenschaft hätte verlassen sollen, das mich nun in den Abgrund riß. Pauline kam und fand mich in düsterer Haltung.

'Was ist Ihnen denn?' fragte sie.

Ich stand kühl auf und zählte ihr das Geld hin. Das ich ihrer Mutter schuldig war, und fügte meine Zinsen für ein halbes Jahr hinzu. Sie sah mich erschreckt an.

'Ich verlasse Sie, liebe Pauline.' 'Ich ahnte es!' rief sie. 'Hören Sie, mein Kind, ich möchte nicht völlig darauf verzichten, wieder hierherzukommen. Reservieren Sie mir meine Zelle ein halbes Jahr lang. Bin ich am 15. November nicht zurück, so treten Sie meine Erbschaft an. Dieses versiegelte Manuskript — damit wies ich ihr einen Pack mit Papieren — ist die Abschrift meines großen Verkes über den Willen; Sie wollen es dann der Königlichen Bibliothek übergeben. Mit allem andern, was ich hierlasse, können Sie machen, was Sie wollen.'

Sie warf mir Blicke zu, die mir schwer aufs Herz fielen. Pauline stand da wie mein lebendiges Gewissen.

„Ich werde keine Stunden mehr haben?“ fragte sie mit einem Blick aufs Klavier. Ich antwortete nicht. „Werden Sie mir schreiben?“ „Leben Sie wohl, Pauline.“

Ich zog sie sanft an mich und drückte auf ihre liebe Stirn, auf diese Stirn, die keusch war wie der jungfräuliche Schnee, einen brüderlichen Kuß — den Kuß eines alten Mannes. Sie enteilte. Frau Gaudin wollte ich nicht sehen. Ich hängt den Schlüssel an die gewohnte Stelle und ging. Als ich die Rue de Cluny verließ, hörte ich einen leichten weiblichen Schritt hinter mir.

„Ich hatte Ihnen diese Börse gestickt, wollen Sie die auch nicht mitnehmen?“

Ich glaubte, beim Schein der Straßenlaterne eine Träne in Paulinens Augen schimmern zu sehen und stutzte. In uns beiden lebte vielleicht der nämliche Gedanke, und wir hatten es so eilig, auseinanderzukommen, als flüchteten wir vor der Pest. Das wüste Leben, dem ich mich überlassen wollte, schien mir in dem Zimmer, in dem ich mit edler Unbekümmertheit auf Rastignacs Rückkehr wartete, seinen bizarren Ausdruck zu finden. Mitten auf dem Kamin stand eine Pendule, auf der eine Venus auf einer Schildkröte hockte und einen Zigarrenstummel in den Armen hielt. Elegante Möbel, Geschenke der Liebe, standen unordentlich herum. Alte Stiefel lümmelten sich auf einem üppigen Diwan. Der bequeme Lehnstuhl, in den ich versunken war, trug Narben wie ein alter Soldat, stellte seine zerrissenen Arme zur Schau und hatte auf seinem Rücken die Krusten von Pomade und Haaröl der vielen Freunde des Besitzers, die schon auf ihm gesessen hatten. Üppigkeit und Elend paarten sich ungeniert in dem Bett, an den Wänden, überall. Man wurde an die Paläste von Neapel erinnert, auf deren Stufen Bettler sitzen. Es war das Zimmer eines Spielers oder Liederjahns, dessen Luxus an der Person haftet,

der nur mit den Sinnen lebt und sich durch Zusammenhanglosigkeit nicht weiter stören läßt. Der Anblick war übrigens nicht ohne Romantik. Das Leben zeigte sich da mit seinen Flittern und Lumpen, in all seiner Heftigkeit und Unvollständigkeit, wie es in Wahrheit ist, aber lebhaft und farbig wie im Zelt eines Kriegers, der alles zusammengeplündert hat, was ihm Freude macht. Ein Byron, aus dem Seiten herausgerissen waren, hatte dem jungen Mann zum Feueranmachen gedient. Rastignac war einer, der im Spiel tausend Franken riskiert, aber kein Scheit Holz hat, der in Tilbury fährt, aber kein ganzes Hemd am Leibe trägt. Am Tag darauf gibt ihm eine Gräfin, eine Schauspielerin oder das Ecarté eine königliche Ausstattung. Hier war die Kerze in die grüne Hülse eines Streichfeuerzeuges gesteckt; dort lag das Bildniß einer Frau, das seines goldenen Rahmens beraubt worden war. Wie sollte ein junger Mann, dessen Natur auf Erregungen aus war, auf die Reize eines Lebens verzichten, das so reich an Gegensätzen war und ihm in den Zeiten des Friedens die Genüsse des Krieges verschaffte? Ich war beinahe ein bißchen eingenickt, als Rastignac mit einem Fußtritt die Tür aufstieß und rief:

„Triumph! Wir können in Wollust sterben!“ Er zeigte mir seinen Hut, der voller Geld war, stellte ihn auf den Tisch, und wir tanzten wie zwei Menschenfresser, die eine Beute gefunden haben, heulend, stampfend und springend um ihn herum; wir schlugen mit Fäusten auf uns los, als gälte es, ein Nashorn zu töten, und sangen in wilden Tönen bei der Aussicht auf alle Genüsse der Welt, die für uns in dem Hute enthalten waren.

„Siebenundzwanzigtausend Franken!“ rief Rastignac und warf noch ein paar Scheine auf den Geldhaufen. „Andern könnte dieses Geld zum Leben genügen, aber ob es uns zum Sterben genug ist? O ja doch! wir werden in einem Goldbad zugrunde gehen . . . Hurra!“

Wir fingen von neuem mit unsern Bocksprüngen an. Wir machten uns nun wie lachende Erben ans Teilen, Stück für Stück; bei den Doppelkronen fingen wir an, gingen von den großen Münzen zu den kleinen und kosteten unsere Freude tropfenweise, indem wir immer wieder sagten: ‚Das gehört dir! . . . Das mir! . . .‘

‚Heute schlafen wir nicht!‘ rief Rastignac. ‚Joseph, Punsch!‘

Er warf seinem treuen Diener Geld zu:

‚Da hast du deinen Anteil,‘ sagte er, ‚begrabe dich, wenn du kannst!‘

Am Tag darauf kaufte ich bei Lesage Möbel, mietete die Wohnung in der Rue Taitbout, in der du mich kennen gelernt hast, und beauftragte den besten Tapezierer mit der Einrichtung. Ich schaffte mir Pferde an. Ich warf mich in einen Wirbel von eitlen und von wirklichen Genüssen. Ich spielte, gewann und verlor der Reihe nach ungeheure Summen, aber mit Karten bei unsern Freunden, nie in den Spielhäusern; vor denen hatte ich wie im Anfang eine heilige Scheu. Allmählich bekam ich Freunde. Ich verdankte ihre Anhänglichkeit kleinen Streitigkeiten oder der vertrauensseligen Leichtfertigkeit, mit der wir uns unsere Geheimnisse anvertrauen und uns in Gesellschaft erniedrigen; aber vielleicht gibt es auch keine bessere Gelegenheit, sich aneinander anzuschließen, als die Laster. Ich wagte mich an einige literarische Arbeiten, die mir Komplimente eintrugen. Da die großen Männer der Handelsliteratur in mir keinen gefährlichen Konkurrenten sahen, lobten sie mich, ohne Zweifel weniger wegen meines persönlichen Verdienstes, als um das ihrer Kollegen zu schmälern. Ich wurde ein Lebemann, um mich des treffenden Ausdrucks zu bedienen, den eure Orgiensprache erfunden hat. Es war mir eine Ehrensache, mich schnell umzubringen, mit meinem Schwung und meiner

Ausdauer die heitersten Kumpane auszustechen. Ich war immer frisch, immer elegant. Ich galt für witzig. Man sah mir die furchtbare Leistung nicht an, die aus dem Menschen einen Trichter, einen Verlaunungsapparat, ein Luxuspferd macht. Bald erschien mir die Ausschweifung in der ganzen Majestät ihrer Schrecknisse, und ich wußte, was sie war! Keine Frage: die umsichtigen, wohlgeordneten Leute, die Weinflaschen für ihre Erben etikettieren, haben weder von der Theorie noch von dem normalen Zustand dieses üppigen Lebens einen Begriff; wie soll man Provinzmenschen, für die Opium und Tee, in denen eine solche Fülle von Wonnen schlummert, noch immer nur Arzneimittel sind, die Poesie dieses Lebens beibringen? Findet man nicht selbst in Paris, dieser Hauptstadt des Geistes, Sybariten, die nicht fertig geworden sind? Sind sie nicht unfähig, das Übermaß des Genusses zu vertragen, und gehen matt von einer Orgie weg, wie die guten Bürgersleute, die eine neue Oper von Rossini gehört haben und nachher die Musik verdammen? Entsagen sie nicht diesem Leben, wie ein maßvoller Mensch keine Pasteten von Ruffec mehr essen will, weil ihm die erste den Magen verdorben hat? Die Ausschweifung ist sicherlich eine Kunst wie die Poesie und braucht starke Seelen. Um ihre Geheimnisse zu fassen, um ihre Köstlichkeit zu schlürfen, muß man sich einigermaßen gründlichen Studien hingeben. Wie alle Wissenschaften ist sie im Anfang abstoßend und dornenvoll. Ungeheure Hindernisse umgeben die großen Genüsse des Menschen, nicht seine Vergnügungen im einzelnen, sondern die Systeme, welche die seltensten Sensationen zur Gewohnheit machen, sie zusammenfassen, sie ihm dadurch fruchtbar machen, daß sie in sein Leben ein dramatisches Element hineinbringen und ihn zu einem unmäßigen, schnellen, verschwenderischen Gebrauch seiner Kräfte nötigen. Der

Krieg, die Macht, die Künste sind Verderbnisse, die ebenso weit von unserer Menschenanlage entfernt sind wie die Ausschweifung und zu denen der Zugang ebenso schwierig ist. Aber wenn einer einmal in diese großen Geheimnisse eingedrungen ist, schreitet er dann nicht wie in einer neuen Welt? Generale, Minister, Künstler sind allesamt mehr oder weniger zu einem wilden Leben getrieben; das Bedürfnis bestimmt sie dazu, ihrem Dasein, das so weit aus dem Rahmen des gewöhnlichen Lebens herausgetreten ist, heftige Zerstreuungen als Ergänzung beizugeben. Schließlich ist der Krieg die Schwelgerei des Blutes, wie die Politik die Prasserei der Interessen ist. Alle Ausschweifungen sind Geschwister. Diese sozialen Ungeheuerlichkeiten haben die Gewalt des Abgrundes in sich; sie ziehen uns an, wie St. Helena Napoleon an sich lockte; sie machen uns schwindlig, behexen uns, und wir lehzen danach, ihre letzten Tiefen zu ergründen, ohne daß wir wissen, warum. Vielleicht lebt in diesen Abgründen die Idee des Unendlichen; vielleicht halten sie eine große Huldigung für den Menschen in sich verborgen; zieht er nicht mit diesem üppigen Leben alles in sich hinein? Der Künstler braucht einen Kontrast gegen das Paradies seiner Stunden der Arbeit, seiner Schöpferwonne, er ist müde, und er braucht nun entweder wie Gott die Sonntagsruhe oder wie der Teufel die Genüsse der Hölle, um mit der Arbeit der Sinne die Arbeit seiner Begabung ins Gleichgewicht zu bringen. Die Erholung Lord Byrons konnte nicht das harmlose Boston sein, das einen Rentier entzückt; er war ein Dichter, er brauchte Griechenland, um gegen Mohammed zu spielen. Wird der Mensch nicht im Kriege ein Raueengel, eine Art kolossaler Henker? Bedarf es nicht ganz außerordentlichen Zaubers, damit wir die wilden Schmerzen, die Feinde unserer gebrechlichen Hülle, ertragen, von denen die Leiden-

schaften wie mit einem Stachelgürtel umgeben sind? Hat der Raucher, wenn er zuviel Tabak geraucht hat und sich nun krampfhaft umherwälzt und fast Todesqual aussteht, nicht vorher in unbekanntem Regionen wundervolle Feste mitgemacht? Hat nicht Europa, ohne sich Zeit zu lassen, bis seine Füße trockneten, die bis zum Knöchel im Blut gewatet sind, unaufhörlich immer wieder den Krieg begonnen? Hat also der Mensch in Masse ebenso seine Trunkenheit, wie die Natur ihre Liebesanfalle hat? Für den Privatmann, für den Mirabeau, der in einer Zeit des Friedens vegetiert und von Stürmen träumt, schließt die Ausschweifung alles in sich, sie ist für ihn eine unaufhörliche Umklammerung des ganzen Lebens, oder vielmehr ein Duell mit einer unbekanntem Macht, mit einem Ungeheuer: zuerst erschreckt ihn das Ungeheuer, man muß es bei den Hörnern fassen; es sind unerhörte Anstrengungen. Die Natur hat einem einen sonderbar engen oder trägen Magen gegeben; er wird bezwungen, er wird ausgeweitet; man lernt den Wein vertragen, man gewöhnt sich an den Rausch, bringt die Nächte ohne Schlaf zu und verschafft sich endlich das Naturell eines Kürassierobersten. Man schafft sich selber ein zweitesmal, wie zum Trotz gegen Gott! Wenn einer sich so umgestaltet hat, wenn der Neuling seine Seele an den Donner der Geschütze, seine Beine an den Marsch gewöhnt hat, ohne noch dem Ungeheuer verfallen zu sein, aber ohne zu wissen, wer von beiden die Oberhand gewinnen wird, dann wälzen sie sich wild im Kampfe, bald Sieger, bald Besiegter. In dieser Sphäre ist alles wundervoll: die Seelenqualen schlummern ein; was erwacht, sind nur Trugbilder des Geistes. Und schon ist dieser wilde Kampf zum Bedürfnis geworden. Der Ausschweifende ist eine leibhafte Verkörperung der Fabelgestalten, die nach den Sagen dem Teufel ihre Seele

verkauft haben, um von ihm die Macht zu erlangen, übel zu tun; er hat den Tod gegen alle Genüsse des Lebens eingetauscht, gegen überschäumende, tolle Genüsse! Anstatt gemächlich zwischen zwei eintönigen Ufern zu fließen, in einem Kontor oder einer Studierstube zu verharren, schäumt und strudelt das Leben wie ein Wirbel. Kurz, die Ausschweifung ist ohne Frage für den Körper, was für die Seele die mystischen Freuden sind. Der Rausch taucht den Menschen in Träume, deren Gestalten ebenso seltsam sind, wie es die der Ekstase sein können. Man hat entzückende Stunden, die den Launen eines jungen Mädchens gleichen; köstliche Plauderstunden mit Freunden; Worte, die ein ganzes Leben in sich führen; frische und rückhaltlose Freuden, Reisen ohne Müdigkeit, ganze Gedichte in ein paar Sätzen. Der brutalen Befriedigung des Tieres, hinter dem die Wissenschaft eine Seele gesucht hat, folgt eine wunderbare Stumpfheit, nach der die Menschen, die ihres Geistes müde sind, sich sehnen. Verspüren sie nicht alle die Notwendigkeit völliger Ruhe, und ist die Ausschweifung nicht eine Art Steuer, die das Genie dem Übel zahlt? Sieh alle großen Männer an: wenn sie nicht wollüstig sind, hat die Natur ihnen einen kümmerlichen Körper gegeben. Eine Macht, sei sie nun boshaft oder eifersüchtig, hat ihnen die Seele oder den Körper verdorben, um gegen die Mühen ihres Talents ein Gegengewicht zu schaffen. In den Stunden des Rausches erscheinen Menschen und Dinge vor ihnen in den Gewändern, die sie selbst ihnen geben. Das Genie, der Herr über Leben und Tod, der Schöpfer, verwandelt sie nach seinem Gefallen. In diesem fortwährenden Taumel gießt das Spiel dem Genie sein flüssiges Blei in die Adern. Einige Tage gehört es dem Ungeheuer; dann hat es, wie es mir ging, ein fürchterliches Erwachen: die Ohnmacht sitzt am

Bett. Der alte Krieger wird von der Schwindsucht verzehrt; eine Herzerweiterung hält das Leben des Diplomaten an einem Faden; mir sagt vielleicht bald eine Lungenentzündung: ‚Fertig!‘, wie sie es früher zu Raphael von Urbino gesagt hat, den eine Ausschweifung in der Liebe getötet hat. So habe ich gelebt! Ich bin entweder zu früh oder zu spät in das Leben der großen Gesellschaft gekommen; ohne Frage wäre meine Kraft ihr gefährlich geworden, wenn ich sie nicht so geschwächt hätte; ist nicht die Welt durch einen großen Schluck am Ende eines Gelages von Alexander befreit worden? Kurz, gewisse verunglückte Existenzen brauchen den Himmel oder die Hölle, die Ausschweifung oder das Hospiz des St. Bernhard. Jetzt eben hatte ich nicht den Mut, diese beiden Geschöpfe — damit wies er auf Euphrasie und Aquilina — zu richten. Waren sie nicht die Verkörperung meiner Geschichte, ein Abbild meines Lebens? Ich konnte sie nicht beschuldigen, sie erschienen mir wie meine Richter. In diesem Gedicht meines Lebens, in dieser betäubenden Krankheit hatte ich aber noch zwei Krisen, die sich in herben Schmerzen sehr furchtbar erwiesen. Zunächst begegnete ich einige Tage, nachdem ich mich wie Sardanapal auf meinen Scheiterhaufen geworfen hatte, unter dem Peristyl des Théâtre des Bouffons Fedora. Wir warteten auf unsere Wagen.

‚Ah! sehe ich dich noch einmal im Leben!‘

Diese Worte waren die Übersetzung ihres Lächelns, der boshaften leisen Worte, die sie zu ihren Cicisbeo sagte, dem sie jedenfalls meine Geschichte erzählte. Jetzt beurteilte sie sicher meine Liebe wie eine ganz gewöhnliche. Sie wähnte, sie habe mich recht beurteilt und war zufrieden mit sich. Oh! und ich starb für sie, betete sie noch an, ich sah sie vor mir in meinen Ausschweifungen, meinen Räuschen, im Bett meiner Kurtisanen, und mußte

nun Zielscheibe ihres Spottes sein! O daß ich nicht meine Brust aufreißen und meine Liebe hervorholen konnte, um sie ihr zu Füßen zu werfen.

Ich erschöpfte natürlich meinen Schatz mit Leichtigkeit; aber drei Jahre mäßigen Lebens hatten mir eine überaus robuste Gesundheit gegeben, und ich befand mich an dem Tage, wo ich kein Geld mehr hatte, ganz vortrefflich. Um meinen Tod fortsetzen zu können, unterzeichnete ich kurzfristige Wechsel. Der Verfalltag kam heran. Grausame Erregungen sind das! Wie bringen sie Leben in die jungen Herzen! Ich war nicht zum Altern geschaffen; meine Seele war immer jung, lebhaft und sprossend. Meine erste Schuld erweckte all meine Tugenden wieder zum Leben; sie nahten mit langsamen Schritten, wie mit verzweifelten Gebärden. Ich wußte sie aber zur Ruhe zu bringen und verhandelte mit ihnen, wie man es mit den alten Tanten macht, die damit anfangen, uns auszuzuscheln und uns schließlich Tränen und Geld spenden. Meine Phantasie aber, die strenger war, zeigte mir meinen Namen, wie er in den Bankplätzen Europas von Stadt zu Stadt reiste. Unser Name sind wir selbst, hat Eusebius Salverte gesagt. Ich sah also mich selbst, wie ich in der Welt vagabundierte und schließlich wie der Doppelgänger in der Geschichte eines deutschen Schriftstellers in meine Wohnung zurückkam, die ich doch nicht verlassen hatte, um mich selbst heftig aus dem Schlaf zu schrecken. Früher hatte ich diese Bankmenschen, die als lebendige Vorwürfe, in Grau gekleidet, herumlaufen — sie tragen die Livree ihres Herrn, der Silbermünze —, früher hatte ich sie in den Straßen von Paris gesehen, ohne mich um sie zu kümmern; jetzt aber haßte ich sie im voraus. Würde nicht eines Tages einer von ihnen für die elf Wechsel, die ich gekritzelt hatte, Bezahlung verlangen? Meine Unterschrift war dreitausend Mark wert, obwohl ich selbst

nicht so viel wert war! Die Gerichtsvollzieher stellten sich vor meine Phantasie hin mit ihren Mienen, in denen Gleichgültigkeit gegen jede Verzweiflung, selbst gegen den Tod zu lesen ist; sie standen wie die Henker da, die zu einem Verurteilten sagen: ‚Es hat halb vier Uhr geschlagen.‘ Ihre Angestellten hatten das Recht, sich meiner zu bemächtigen, meinen Namen zu kritzeln, ihn zu beschmutzen, ihn zu verspotten. Ich war Geld schuldig! ‚Schuldig sein‘, heißt das noch sich selbst gehören? Konnten nicht fremde Menschen Rechenschaft über mein Leben verlangen? Mich fragen, warum ich Puddings à la Chipolata gegessen hätte? Warum ich Gefrorenes aße? Warum ich schlief, ging, dachte, vergnügt war, ohne sie zu bezahlen? Mitten in einem Gedicht, in einem Gedanken, oder beim Frühstück im Kreis der Freunde, der Lust, vergnügter Scherzreden konnte ich einen Herrn in braunem Anzug eintreten sehen, der einen schäbigen Hut in der Hand hielt. Dieser Herr ist meine Schuld, er ist mein Wechsel, ist ein Gespenst, das meine Freude verdirbt, mich zwingt, vom Tische aufzustehen und mit ihm zu sprechen; er raubt mir meinen Frohsinn, meine Mätresse, alles, bis auf das Bett. Die Reue ist weniger fürchterlich, sie setzt uns nicht auf die Straße und bringt uns nicht in Schuldhaft, sie taucht uns nicht in diesen gräßlichen Sündenpfehl; sie bringt uns höchstens auf das Schafott, wo der Henker uns adelt: im Augenblick unserer Marter glaubt jeder an unsere Unschuld, wohingegen die Gesellschaft dem Wüstling ohne Geld keine Tugend läßt. Und diese Schulden mit zwei Tatzen, die in grünes Tuch gekleidet waren und blaue Brillengläser oder bunte Regenschirme trugen; diese fleischgewordenen Schulden, die wir in einem Augenblick, wo wir eben noch vergnügt lächelten, an einer Straßenecke treffen konnten, diese Leute sollten das gräßliche Recht haben, zu sagen: ‚Herr von Valentin

schuldet mir Geld und bezahlt mich nicht. Er gehört mir! Daß er mir ja kein unfreundliches Gesicht macht! Man muß also seine Gläubiger grüßen, recht freundlich grüßen. „Wann gedenken Sie mich zu bezahlen?“ sagen sie. Und wir sind genötigt, zu lügen, einen andern wegen Geldes anzuflehen, uns vor einem dummen Tropf zu beugen, der auf seinem Säckel sitzt, seinen kalten Blick, einen Blutegelblick auszuhalten, der schlimmer ist als eine Ohrfeige, sich seiner Rechenmoral und seiner krassen Unwissenheit zu beugen. Eine Schuld ist eine imaginäre Tatsache, für die sie kein Verständnis haben. Ein Aufschwung der Seele reißt so manches Mal einen, der eine Schuld eingeht, mit fort und unterjocht ihn, während die, die im Gelde leben und nichts als das Geld kennen, von nichts Großem unterjocht, von nichts Edelmütigem geleitet werden. Ich hatte einen Abscheu vor dem Gelde. Schließlich kann sich der Wechsel in einen alten Mann verwandeln, an dem Kinder und Kindeskindern hängen und der voller Tugenden ist. Ich war vielleicht einem lebenden Bild von Greuze Geld schuldig, einem Gelähmten mit einer Kinderschar, oder einer Soldatenwitwe, die mir alle ihre erhobenen Hände entgegenstreckten. Furchtbare Gläubiger, mit denen wir weinen müssen und denen wir, wenn wir sie bezahlt haben, auch noch Beistand leisten müssen.

Am Abend vor dem Verfalltag hatte ich mich mit der künstlichen Ruhe schlafen gelegt, die manche Menschen auch vor ihrer Hinrichtung oder vor ihrem Duell haben: sie wiegen sich immer in einer trügerischen Hoffnung. Aber als ich aufwachte, als ich kalten Blutes überlegte, als ich fühlte, wie meine Seele im Portefeuille eines Bankiers steckte, wie sie mit roter Tinte auf einer Liste voller Zahlen geschrieben stand, da sprangen meine Schulden überall wie Heuschrecken umher; sie waren in meiner Uhr, auf meinen Stühlen oder in die Möbel

eingesperrt, die ich so gern hatte. Diese angenehmen Sklaven aus Holz und Stoff sollten also die Beute der Harpyen des Châtelet werden, sollten von Bütteln weggeschleppt und roh zur Versteigerung gebracht werden. Meine Türklingel läutete in meinem Herzen. Es war ein Martyrium, aber eins, dem kein Himmel als Lohn winkte. Jawohl, für einen Menschen, der ein Herz hat, ist eine Schuld eine Hölle, eine Hölle mit Gerichtsvollziehern und Häschern des Schuldgerichts. Eine unbezahlte Schuld ist eine Erniedrigung, ist der Anfang der Spitzbüberei und, schlimmer als all das, ist eine Lüge! Sie ist der erste Entwurf zu allen Verbrechen, sie hobelt die Bretter zum Schafott zurecht.

Meine Wechsel gingen zum Protest. Drei Tage später zahlte ich sie. Das ging so zu. Ein Spekulant schlug mir vor, ich sollte ihm die Insel verkaufen, die ich in der Loire besaß und auf der das Grab meiner Mutter war. Ich willigte ein. Als ich bei dem Notar des Käufers den Vertrag unterzeichnete, spürte ich in dem dunklen Gemach einen kühlen Hauch wie aus einer Gruft. Ich schauderte, als ich dieselbe feuchte Kälte spürte, die mich am Rand des Grabes erfaßt hatte, in dem mein Vater lag. Ich nahm diesen Zufall als schlimmes Vorzeichen. Mir war, als hörte ich die Stimme meiner Mutter und sähe ihren Schatten; irgendeine Macht flüsterte meinen eigenen Namen in mein Ohr, und dabei hörte ich Glockengeläute! Der Preis meiner Insel ließ mir nach Bezahlung aller Schulden noch zweitausend Franken. Gewiß hätte ich nun zu meiner friedlichen Gelehrtenexistenz in meine Mansarde zurückkehren können. Ich hatte das Leben erprobt und konnte nun mit dem Kopf voller wichtiger und reicher Beobachtungen und schon im Genuß einer gewissen Berühmtheit wieder an die Arbeit gehen. Aber Fedora hatte ihre Beute nicht losgelassen. Wir hatten noch miteinander zu tun. Ich hatte

dafür gesorgt, daß ihre Liebhaber, die über meinen Geist, meine Pferde, meine Erfolge, meine Equipagen erstaunt waren, ihr mit meinem Namen immer in den Ohren lagen. Sie blieb bei allem kalt und gefühllos, selbst als Rastignac das schreckliche Wort zu ihr sagte: ‚Er tötet sich für Sie!‘ Ich beauftragte die ganze Welt mit meiner Rache, aber ich war nicht glücklich. Indem ich mich so dem Leben bis in seinen Schlamm hinein hingab, fühlte ich immer noch die Wonnen einer erwiderten Liebe voraus, und ich jagte nach diesem schimmernden Bilde in all meinen Ausschweifungen und Orgien. Zu meinem Unglück wurde ich in meinen Hoffnungen getäuscht, ich wurde für meine Wohltaten mit Undankbarkeit bestraft und für meine Fehler mit tausend Genüssen belohnt! Eine düstere Philosophie, die aber für den Wüstling wahr ist! Schließlich noch eins. Fedora hatte mir das Gift ihrer Eitelkeit mitgeteilt. Als ich meine Seele ergründete, fand ich sie angefressen, faulig. Der Teufel hatte mir seinen Stempel auf die Stirne gedrückt. Es war mir fortan unmöglich, auf die ständigen Gefahren eines Lebens, das immer umschlagen konnte, und auf die fluchwürdigen raffinierten Künstlichkeiten des Reichtums zu verzichten. Wäre ich im Besitz von Millionen gewesen, hätte ich immer gespielt, geschwelgt, gejagt. Ich wollte nicht mehr mit mir allein bleiben. Ich brauchte Mätressen, falsche Freunde, Wein, gutes Essen, um mich zu zerstreuen. Die Bande, die einen Menschen an die Familie knüpfen, waren in mir für immer zerrissen. Ich war ein Galeerensträfling des Genusses und mußte meine Bestimmung, meinen Selbstmord bis zu Ende führen. Während der letzten Tage meines Geldbesitzes überließ ich mich jeden Abend unglaublichen Ausschweifungen; aber an jedem Morgen warf mich der Tod wieder ins Leben zurück. Ich war wie der Inhaber einer Leibrente,

der eine Feuersbrunst ruhig mit ansehen kann. Endlich fand ich mich mit einem Zwanzigfrankenstück allein, und nunmehr erinnerte ich mich des Glücks, das Rastignac gehabt hatte . . .“

„Ah! Ah!“ rief Raphael, dem mit einem Male wieder sein Talisman einfiel. Er zog ihn aus der Tasche.

Hatte er nun, von den Kämpfen dieses langen Tages ermüdet, nicht mehr die Kraft, in den Strömien des Weins und des Punsches seinen Verstand zu meistern, oder war er durch das Bild seines Lebens und den Strom seiner Worte berauscht worden, jedenfalls war Raphael vor Erregung außer sich und benahm sich wie ein völlig Sinnloser.

„Zum Teufel mit dem Tod!“ rief er und schwang das Fell in der Luft herum. „Ich will jetzt leben! Ich bin reich, ich habe alle Tugenden. Nichts kann mir widerstehen. Wer wäre nicht gut, wenn er alles kann? — Ha ha ha! Ich habe mir zweihunderttausend Livres Jahreseinkommen gewünscht, ich werde sie bekommen. Respekt vor mir, ihr Schweine, die ihr euch auf diesem Teppich wälzt, als wäre es euer Misthaufen! Ihr gehört mir, erlaucht es Eigentum! Ich bin reich, ich kann euch alle kaufen, selbst den Deputierten, der da schnarcht. Auf, auf, ihr Lumpengesindel der vornehmen Welt, auf die Knie! Ich bin der Papst!“

In diesem Augenblick wurden Raphaels Rufe, die bis dahin von dem tiefen, ununterbrochenen Baß des Schnarchens verdeckt worden waren, plötzlich gehört. Die meisten der Schlafenden wurden wach und riefen laut; sie blickten auf den, der ihren Schlaf gestört hatte, wie er unsicher auf seinen Beinen war, und verfluchten seinen lärmenden Rausch mit einem Unisono von Flüchen.

„Schweigt!“ rief Raphael. „Hunde, kuschelt euch! — Emil, ich habe Schätze, du wirst von mir Havanna-

zigarren bekommen.“ „Ich verstehe dich,“ antwortete der Dichter, „Fedora oder der Tod! Nur immerzu! Diese Zierpuppe Fedora hat dich betrogen. Alle Weiber sind Evastöchter. Deine Geschichte ist nicht im mindesten dramatisch.“ „Ah! du hast geschlafen, du Tropf?“ „Nein... Fedora oder der Tod! Da bin ich.“ „Wach auf!“ rief Raphael und berührte Emil mit dem Chagrinleder, wie wenn er elektrisches Fluidum hätte einströmen lassen wollen. „Zum Donner!“ rief Emil, stand auf und umschlang Raphael mit den Armen, „denke doch daran, Freundchen, daß du mit anrühigen Frauenzimmern zusammen bist.“ „Ich bin Millionär!“ „Wenn du kein Millionär bist, bist du wenigstens sicher betrunken.“ „Trunken von Macht. Ich kann dich töten! Achtung, ich bin Nero! Ich bin Nebukadnezar!“ „Aber Raphael, wir sind doch in schlechter Gesellschaft, du müßtest dich um der Würde willen still halten.“ „Mein Leben ist zu lange Schweigen gewesen. Jetzt will ich mich an der ganzen Welt rächen. Ich werde mich nicht damit vergnügen, elende Taler zu vergeuden, ich werde meine Zeit nachahmen und in mir konzentrieren: ich werde Menschenleben und Menschenglück und Menschenseelen verbrauchen. Das ist doch ein Luxus, der nicht armselig ist, was? Die Üppigkeit der Pest! Ich werde mit dem gelben, blauen und grünen Fieber kämpfen, mit Armeen und Schafotten. Ich kann Fedora haben... Aber nein, ich will nichts von Fedora wissen, sie ist meine Krankheit, ich stürbe an Fedora! Ich will Fedora vergessen.“ „Wenn du mit deinem Geschrei nicht aufhörst, trage ich dich in den Speisesaal.“ „Siehst du das Fell hier? Das ist das Vermächtnis Salomons. Salomon gehört mir, der lumpige König gehört mir! Ich habe Arabien und Peträa dazu. Die Welt gehört mir. Du gehörst mir, wenn ich will. Du, wenn ich will, nimm dich in acht! Ich kann deine

ganze Journalistenbande kaufen und du wirst mein Lakai. Dann mußt du mir Couplets dichten und mein Papier liniieren. Lakai! Lakai! — das heißt: „Er führt sich gut, weil er an nichts denkt.“

Bei diesen Worten trug Emil Raphael in den Speisesaal. „Schön, du hast recht, Freundchen, ich bin dein Lakai. Aber du sollst Chefredakteur einer Zeitung werden, schweig! Benimm dich gesittet, aus Rücksicht auf mich. Hast du mich lieb?“ „Ob ich dich lieb habe! Du sollst Havannazigarren haben, durch das Fell hier. Immer das Fell, Freundchen, das königliche Fell! Ein vortreffliches Pflaster, ich kann die Hühneraugen mit ihm wegbringen. Hast du Hühneraugen? Ich entferne sie dir.“ „Ich habe dich nie so albern gesehen . . .“ „Albern, Freundchen? Nein. Dieses Fell wird kleiner, wenn ich einen Wunsch habe . . . das ist eine Antinomie. Der Brahmane — es steckt ein Brahmane dahinter! — der war doch ein rechter Spaßvogel, denn siehst du, die Wünsche, die müssen doch größer machen . . .“ „Natürlich, versteht sich.“ „Ich sage dir . . .“ „Ja gewiß, sehr richtig, du hast ganz recht. Der Wunsch macht größer . . .“ „Ich sage, das Fell!“ „Ja gewiß.“ „Du glaubst mir nicht. Ich kenne dich, alter Freund, du lügst wie ein neugebackener König.“ „Ja verlangst du denn, ich soll den Unsinn, den du im Rausche redest, für bare Münze nehmen?“ „Was gilt die Wette? Ich kann es dir beweisen. Nehmen wir das Maß . . .“ „Er will nicht schlafen!“ rief Emil, als er sah, wie Raphael im Speisesaal hin und her suchte.

Valentin war dank dem seltsamen Hellsehen, das man bei Trunkenen manchmal findet und das ganz etwas anderes ist als die blöden Trugbilder, die man sonst bei Berauschten trifft, geschickt wie ein Affe, und es gelang ihm, ein Schreibzeug und eine Serviette zu beschaffen. Nun

wiederholte er fortwährend: „Wir wollen Maß nehmen! Wir wollen Maß nehmen!“ „Schön,“ sagte Emil, „wir wollen Maß nehmen!“

Die beiden Freunde entfalteten die Serviette und legten das Chagrinleder darauf. Emil, dessen Hand sicherer zu sein schien als die Raphaels, zog mit der Feder die Konturen des Talismans nach. Währenddessen sagte sein Freund zu ihm:

„Ich habe mir zweihunderttausend Livres Rente gewünscht, nicht wahr? Wenn ich sie bekomme, siehst du, dann wirst du sehen, wie mein Leder kleiner geworden ist.“ „Ja . . . Und jetzt schlafe. Soll ich dich auf das Sofa hier legen? Siehst du, nun liegst du doch gut?“ „Jawohl, lieber kleiner Preßbengel. Du sollst mein Spaßmacher werden, du sollst mir die Fliegen jagen. Der Freund im Unglück hat ein Recht, der Freund des Mächtigen zu werden. Und ich werde dir Zi—gar—ren, Ha—van . . .“ „Nun, nun, schlaf nur dein Rauschgold aus, Millionär!“ „Schlaf du deine besoffenen Artikel aus. Gute Nacht! Sag doch Nebukadnezar gute Nacht! . . . Freundschaft! Zu trinken! Frankreich . . . Ruhm und reich . . . reich . . .“

Bald verbanden die beiden Freunde ihr Schnarchen mit der Musik, die in den Salons gemacht wurde. Ein Konzert, das niemand hörte! Die Kerzen erloschen eine nach der andern und zersprengten ihre kristallinen Leuchtereinsätze. Die Nacht hüllte diese lange Orgie in ihren Schleier, diese Orgie, in der Raphaels Erzählung wie eine Orgie von Worten gewesen war, von Worten ohne Ideen und von Ideen, denen oft der rechte Ausdruck fehlte.

Am nächsten Tag gegen Mittag stand die schöne Aquilina gähnend und müde auf; auf ihren Wangen sah man die Striemen von dem Samtschemel, auf dem ihr Kopf gelegen hatte. Euphrasie, die von den Bewegungen ihrer

Gefährtin erweckt wurde, richtete sich rasch mit einem heisern Ruf auf; ihr hübsches Gesicht, das am Abend vorher so frisch gewesen, war gelb und fahl wie das einer Dirne, die ins Krankenhaus geht. Allmählich erwachten nun die Teilnehmer des Gelages. Sie stießen dumpfe Seufzer aus, ihre Arme und Beine waren steif, und sie waren beim Erwachen von tausend Plagen gepeinigt. Ein Diener zog die Gardinen hoch und öffnete die Fenster der Salons. Die Gesellschaft stand nun wieder auf den Beinen, die warmen Sonnenstrahlen belebten sie wieder. Die Bewegungen im Schlafe hatten die elegant aufgebauten Frisuren der Frauen durcheinander und ihre Toiletten in Unordnung gebracht, und so waren sie im hellen Tageslicht ein unerfreulicher Anblick: ihre Haare hingen wirr herunter, ihre Mienen hatten einen andern Ausdruck bekommen, ihre glänzenden Augen waren vor Erschlaffung trübe geworden. Die gallengelbe Haut, die bei künstlichem Licht so strahlend war, war jetzt erschreckend; die Wangen, sonst so leuchtend und weich, waren nun grün geworden; der Mund, gestern abend rot und anmutig, war jetzt trocken und blaß und wies die schmählichen Spuren der Trunkenheit auf. Die Männer wichen vor den nächtlichen Geliebten zurück, die sie nun so entfärbt und leichenhaft sahen, gleich zertretenen Blumen, die nach einer Prozession auf der Straße liegen geblieben sind. Aber diese stolzen Männer waren noch schrecklicher anzusehen. Entsetzlich waren diese Gesichter von Menschen! Die Augen lagen tief und umrändert in ihren Höhlen und schienen, vom Wein umnebelt und durch einen übeln Schlaf, der mehr ermüdend als erfrischend war, noch trüber gemacht, nichts sehen zu können. Diese ausgemergelten Gesichter, auf denen die physischen Triebe nackt, ohne die Poesie, mit der unsere Seele sie schmückt, zutage traten, hatten etwas

grauenhaft Wildes und kalt Tierisches an sich. Dieses Erwachen des hüllenlosen, ungeschminkten Lasters, dieses entblößte, kalte, dürre Gerippe des Schlimmen, wie es der Sophismen des Geistes oder der Reize des Luxus beraubt war, erschreckte diese unverzagten Athleten, so sehr sie auch an den Kampf mit der Ausschweifung gewöhnt waren. Künstler und Kurtisanen hielten sich still und sahen mit verstörten Blicken auf die Unordnung in den Räumen, in denen die wilden Leidenschaften alles verheert und verschmutzt hatten. Ein teuflisches Lachen erhob sich mit einem Male, als Taillefer das dumpfe Röcheln seiner Gäste hörte und sie mit einer Grimasse begrüßen wollte; sein Gesicht, auf dem Schweiß und Blut lag, ließ über dieser höllischen Szene das Bild des Verbrechens ohne Reue auftauchen (siehe ‚Die rote Herberge‘). Es fehlte dem Bilde nichts mehr. Das war das Leben des Schlammes mitten im Luxus, eine grauenhafte Mischung aus menschlichem Prunk und menschlichem Elend, das Erwachen der Ausschweifung, wenn sie mit ihren starken Händen alle Früchte des Lebens ausgepreßt hat und nichts um sich läßt als schmachvolle Trümmer oder Lügen, an die sie nicht mehr glaubt. Das Bild erinnerte an den grinsenden Tod mitten in einer von der Pest getroffenen Familie: keine betäubenden Düfte und Lichter mehr; keine Heiterkeit und kein Verlangen; dafür der Ekel mit seinen entsetzlichen Gerüchen und seiner marternden Philosophie; die Sonne, die unbarmherzig wie die Wahrheit herniederstrahlte; eine Luft, rein wie die Tugend, im Gegensatz zu der heißen Atmosphäre, die mit widrigen Dünsten, den Dünsten einer Orgie geschwängert war! Mehrere der jungen Mädchen dachten, obwohl sie das Laster gewohnt waren, an ihr Erwachen von ehemals, wo sie unschuldig und rein durch ihre ländlich geschmückten Fenster, an denen Geißblatt

und Rosen rankten, in eine anmutige Landschaft geblickt hatten und über das freudige Schmettern der Lerche, über den Schimmer der Morgenröte, über das flimmernde Taugeschmeide entzückt waren. Vor die Erinnerung anderer stellte sich das Frühstück in der Familie, der runde Tisch, um den in unschuldigen Freuden die Kinder und der Vater saßen, wo um alles ein unbeschreiblicher Zauber lag und die Gerichte einfach waren wie die Herzen. Ein Künstler dachte an den Frieden seines Ateliers, an seine keusche Statue, an das graziöse Modell, das ihn erwartete. Ein junger Mann erinnerte sich an den Prozeß, von dem das Schicksal einer Familie abhing, und eine wichtige Verhandlung fiel ihm ein, bei der seine Gegenwart unerläßlich war. Der Gelehrte dachte mit Bedauern an sein stilles Arbeitszimmer, wo ein edles Werk auf ihn wartete. Fast alle waren mit sich unzufrieden. In diesem Augenblick trat Emil lachend ein: er war frisch und rosig, wie der hübscheste Ladendiener in einem vornehmen Modegeschäft.

„Ihr seid häßlicher als Büttel!“ rief er. „Ihr könnt heute nichts tun, der Tag ist verloren; ich meine, wir setzen uns zum Frühstück.“

Nach diesen Worten ging Taillefer hinaus, um das Nötige anzuordnen. Die Weiber gingen träge davon, ihre Toiletten vor den Spiegeln in einige Ordnung zu bringen. Alle schüttelten sich. Die Verderbtesten hielten Reden von Maß und Vernunft. Die Kurtisanen machten sich über die lustig, die nicht die Kraft in sich zu finden schienen, dieses wilde Gelage fortzusetzen. Im Augenblick kam über diese Gespenster neues Leben, sie bildeten Gruppen, plauderten und lachten. Einige Bediente stellten geschickt und flink die Möbel und alles wieder an seinen Platz. Ein üppiges Frühstück wurde aufgetragen. Die Gesellschaft setzte in den Speisesaal. Wennschon auch

dort alles den untilgbaren Stempel der Szene vom Abend vorher trug, gab es doch wenigstens noch einen Rest von Leben und Denken, wie in den letzten Zuckungen eines Sterbenden. Wie bei dem Fastnachtszug wurde die Saturnalie von Masken beerdigt, die ihrer Tänze müde und vom Rausche berauscht waren und die nun alles Vergnügen kraftlos fanden, um ihre eigene Kraftlosigkeit nicht eingestehen zu müssen. In dem Augenblick, wo diese unverzagte Gesellschaft an den Tisch des Kapitalisten herantrat, tauchte das sanft lächelnde Gesicht Cardots auf. Er hatte sich am Abend vorher nach dem Diner vorsichtig gedrückt, um seine Orgie im Ehebett zu beschließen. Er machte eine wichtige Miene. Er sah aus, als koste er im voraus eine Erbteilung, bei der es zu ordnen, zu inventarisieren, Urkunden auszustellen gab, eine Erbschaft mit vielen Aktenstücken und fetten Honoraren, die so saftig schien, wie das Filet, das der Wirt eben anzuschneiden anfang.

„Oh, oh! wir sollen in Anwesenheit des Notars frühstücken!“ rief Herr von Cursy. „Sie kommen gerade zu recht, um all diese Stücke zu rubrizieren und zu paragrafieren,“ sagte der Bankier zu ihm und wies auf das Gelage. „Es ist kein Testament zu machen, es handelt sich vielleicht um Eheverträge,“ meinte der Gelehrte, der sich zum erstenmal seit einem Jahr superb verheiratet hatte. „Oh, oh!“ „Ah, ah!“ „Einen Augenblick,“ erwiderte Cardot, den ein ganzer Chor von schlechten Witzen nicht zu Worte kommen ließ, „ich komme in einer ernsten Sache. Ich bringe einem von Ihnen sechs Millionen. (Tiefes Schweigen.) — Herr von Valentin,“ damit wandte er sich an Raphael, der eben damit beschäftigt war, sich ohne viel Umstände mit einem Zipfel seiner Serviette die Augen abzuwischen, „war nicht Ihre Frau Mutter eine geborene O’Flaharty?“ „Jawohl,“

antwortete Raphael mechanisch, „Barbe-Marie.“ „Haben Sie“, fuhr Cardot fort, „Ihren Geburtsschein und den der Frau von Valentin bei sich?“ „Ich glaube.“ „Also, Herr von Valentin, Sie sind der einzige und ausschließliche Erbe des Majors O'Flaharty, der im August 1828 in Kalkutta gestorben ist.“ „Das ist ja ein Vermögen, das nicht zu kalkuttieren ist!“ rief der Nörgler. „Der Major hatte testamentarisch mehrere Legate für öffentliche Anstalten ausgesetzt, und so hat die französische Regierung von der Indischen Kompanie den Nachlaß eingefordert,“ fuhr der Notar fort; „die Erbschaft ist in diesem Augenblick flüssig und kann angetreten werden. Seit vierzehn Tagen suchte ich vergebens die Rechtsnachfolger des Fräulein Barbe-Marie O'Flaharty, bis gestern bei Tisch...“

In diesem Augenblick stand Raphael plötzlich auf: er machte eine heftige Bewegung, wie einer, der eine Wunde empfängt. Es ging wie ein schweigender Zuruf durch den Raum; die erste Regung der Gäste war ein dumpfer Neid; alle Blicke richteten sich wie stechende Flammen auf ihn. Dann begann ein Murmeln, das Ähnlichkeit mit dem Murren in einem Theater hatte, wenn das Publikum unzufrieden ist; eine rebellische Stimmung kam auf und wuchs, und jeder sagte ein Wörtchen, mit dem er das ungeheure Vermögen, das der Notar gebracht hatte, begrüßte. Raphael, der durch den prompten Gehorsam des Schicksals völlig wieder zu Sinnen gekommen war, legte sofort die Serviette auf den Tisch, an der er vor wenigen Stunden das Chagrinleder gemessen hatte. Er hörte auf keine der Bemerkungen, legte den Talisman darüber, und ein Schauer überlief ihn: es war zwischen der Kontur, die mit Tinte auf das Leinen gezogen war, und dem Fell ein kleiner Abstand.

„Nun, was hat er denn?“ rief Taillefer, „er ist wohlfeil zu seinem Vermögen gekommen.“ „Steh ihm bei,

Châtillon!“ zitierte Bixiou, zu Emil gewandt, „die Freude wird ihn töten!“

Eine furchtbare Blässe bedeckte das welke Gesicht dieses Erben, alle Muskeln zeichneten sich ab, seine Züge zogen sich zusammen, die Augen schauten stärker aus ihren Höhlen und blieben an einem Punkte haften. Er sah den Tod. Dieser üppige Bankier im Kreise der verwelkten Kurtisanen, diese übersättigten Gesichter, diese letzten Zuckungen des Genusses waren ein lebendes Bild seines Lebens. Raphael sah dreimal seinen Talisman an, der in den unbarmherzigen Linien auf der Serviette Spielraum hatte: er versuchte zu zweifeln; aber ein klares Vorgefühl machte seinen Unglauben zunichte. Die Welt gehörte ihm, er konnte alles und wollte nichts mehr. Wie ein Reisender in der Wüste hatte er ein kleines Quantum Wasser gegen den Durst und mußte sein Leben nach der Zahl der Schlücke be messen. Er sah voraus, wieviel Tage ihm jeder Wunsch kosten müßte. Er glaubte an das Chagrinleder, er fürchte auf seinen Atem, er fühlte sich schon krank, er fragte sich: „Bin ich nicht schwindsüchtig? Ist nicht meine Mutter an einem Lungenleiden gestorben?“

„Ah, ah, Raphael,“ rief Aquilina, „wie werden Sie sich nun amüsieren! Was schenken Sie mir?“ „Trinken wir auf den Tod seines Oheims, des Majors O’Flaharty! Das war ein Mann!“ „Er wird Pair von Frankreich werden.“ „Bah! Was ist nach der Julirevolution ein Pair von Frankreich!“ meinte der Nörgler. „Wirst du dir eine Loge im Théâtre des Bouffons nehmen?“ „Ich hoffe, Sie werden uns alle freihalten!“ sagte Bixiou. „Ein Mann wie er wird alles in großem Stil erledigen,“ meinte Emil.

Das Hurra dieser lachenden Gesellschaft klang Valentin in den Ohren, ohne daß er den Sinn eines einzigen Wortes verstehen konnte; er dachte undeutlich an das mechanische und wunschlose Leben eines bretonischen Bauern, der

eine Herde Kinder hat, sein Feld bestellt, seinen Buchweizen ißt, seinen Most aus dem Schoppenfläschchen trinkt, an die Jungfrau Maria und den König glaubt, am Osterfest zur heiligen Kommunion geht, am Sonntag auf dem grünen Rasen tanzt und die Predigt des geistlichen Herrn nicht versteht. Das Bild, das sich in diesem Augenblick seinen Blicken bot, dieses vergoldete Tafelwerk, diese Kurtisanen, dieses Gelage, dieser Luxus, all das würgte ihn an der Kehle.

„Wünschen Sie Spargel?“ rief ihm der Bankier zu. „Ich wünsche nichts!“ schrie ihn Raphael mit Donnerstimme an. „Bravo!“ gab Tillefer zurück. „Sie verstehen, was es heißen will, reich zu sein. Es ist ein Frei-brief auf die Unverschämtheit. Sie sind einer der Unsern! — Meine Herren, trinken wir auf die Macht des Goldes. Herr von Valentin ist mehrfacher Millionär geworden und damit zur Regierung gelangt. Er ist König, er kann alles, er steht über allem, wie alle Reichen. Für ihn ist in Zukunft der Satz an der Spitze der Charte: ‚Die Franzosen sind vor dem Gesetz gleich!‘ eine Lüge. Er wird nicht den Gesetzen gehorchen, die Gesetze werden ihm gehorchen. Für Millionäre gibt es kein Schafott und keine Henker!“ „Richtig,“ erwiderte Raphael, „sie sind ihre eigenen Henker!“ „Das ist noch ein Vorurteil!“ meinte der Bankier. „Trinken wir!“ rief Raphael und steckte den Talisman in die Tasche. „Was machst du da?“ fragte Emil und hielt seine Hand fest. „Meine Herren!“ damit wandte er sich an die Gesellschaft, die über das Benehmen Raphaels recht verblüfft war, „Sie müssen wissen, daß unser Freund, Herr von Valentin, ein Geheimnis besitzt, mit dem man reich werden kann. Seine Wünsche erfüllen sich in dem Augenblick, wo er sie hegt. Wenn er nicht für einen Lakaien, für einen herzlosen Menschen gelten will, wird er uns alle reich

nachen.“ „Ach, lieber kleiner Raphael,“ rief Euphrasie, „ich möchte eine Perlengarnitur.“ „Wenn er dankbar ist, schenkt er mir zwei Equipagen mit zwei edlen, flinken Pferden davor,“ bettelte Aquilina. „Wünschen Sie für mich hunderttausend Livres Rente!“ „Indischen Kaschmir!“ „Zahlen Sie meine Schulden!“ „Schicke meinem Oheim, dem zähen Kerl, einen Schlagfluß!“ „Raphael, zehntausend Livres Rente, und du bist frei!“ „Das sind richtige Schenkungen!“ rief der Notar. „Von Rechts wegen müßte er mich vom Podagra heilen.“ „Der Kurs der Staatsanleihe muß sinken, sorgen Sie dafür!“ rief der Bankier.

Alle diese Rufe schossen zugleich in die Höhe, wie die Feuergarben eines Büschels am Schluß eines Feuerwerks. Diese wütenden Wünsche waren vielleicht mehr ernst als scherzhaft gemeint.

„Lieber Freund,“ sagte Emil mit ernstem Gesicht, „ich begnüge mich mit zweihunderttausend Livres Einkommen; besorge die Sache, nicht wahr?“ „Emil,“ erwiderte Raphael, „du weißt nicht, was das kostet!“ „Eine schöne Entschuldigung!“ rief der Dichter. „Sollen wir uns nicht für unsere Freunde opfern?“ „Ich hätte fast Lust, euch allen den Tod zu wünschen,“ sagte Valentin und warf einen düstern und wilden Blick auf die Anwesenden. „Sterbende sind gräßlich grausam,“ versetzte Emil lachend. „Du bist nun reich,“ fügte er ernsthaft hinzu, „keine zwei Monate geb ich dir, siehst du, dann wirst du ein schmutziger Egoist sein. Du fängst schon an, dumm zu werden, du verstehst keinen Spaß mehr. Jetzt fehlt nur noch, daß du an dein Chagrinleder glaubst.“

Rap^l ael, der die Spottreden dieser Gesellschaft fürchtete, blieb still, trank über die Maßen und berauschte sich, um für einen Augenblick die unheimliche Macht, die er besaß, zu vergessen.

III DER TODESKAMPF

In den ersten Dezembertagen ging ein alter Mann von siebzig Jahren, ohne auf den Regen zu achten, durch die Rue de Varenne, hob die Nase zum Tor jedes Gebäudes und suchte mit der Naivität eines Kindes und den zerstreuten Mienen eines Philosophen nach dem Namen des Marquis Raphael von Valentin. Der Stempel eines heftigen Kummers, der mit einem despotischen Charakter im Streit lag, war diesem Gesicht aufgeprägt, das von langen wirren Haaren umrahmt und eingedorrt wie ein altes Pergament war, das sich im Feuer krümmt. Wenn ein Maler diesen seltsamen, magern und starkknochigen Menschen in seinem schwarzen Anzug gesehen hätte, hätte er ihn ohne Zweifel sofort, nachdem er in sein Atelier zurückgekehrt wäre, in seinem Skizzenbuch verewigt und unter das Porträt geschrieben: „Klassischer Poet auf der Suche nach einem Reim“. Nachdem diese lebendige Wiederverkörperung Rollins die Nummer gefunden, die man ihm gesagt hatte, klopfte er behutsam an das Tor eines prächtigen Palastes.

„Ist Herr Raphael zu Hause?“ fragte der Wackere einen Schweizer in Livree. „Der Herr Marquis empfängt niemanden,“ erwiderte der Diener und verschlang dabei eine riesige Brotschnitte, die er in eine große Schale Kaffee getaucht hatte. „Sein Wagen ist da,“ antwortete der unbekannte Alte und wies auf eine glänzende Equipage, die unter einem Baldachin aus Holz stand, der die Form eines Zeltes hatte und zugleich die Stufen der Freitreppe vor dem Regen schützte. „Er wird ausfahren, ich werde warten.“ „Ja, Alterchen, da könnten Sie bis morgen früh warten,“ versetzte der Schweizer. „Es steht immer ein Wagen für den Herrn bereit. Aber bitte, gehen Sie; ich würde sechshundert Franken Leibrente

verlieren, wenn ich ein einziges Mal ohne Befehl einen fremden Menschen eintreten ließe.“

In diesem Augenblick trat ein großer alter Mann, dessen Tracht ähnlich aussah wie die eines Türhüters vor einem Ministerium, aus dem Vestibül und stieg schnell ein paar Stufen herab. Er sah den verblüfften alten Besucher prüfend an.

„Übrigens,“ sagte der Schweizer, „hier ist Herr Jonathan; sprechen Sie mit ihm.“

Die beiden alten Männer, die durch Sympathie oder durch gegenseitige Neugier zueinander gezogen wurden, trafen sich in der Mitte des weiten Ehrenhofes an einem Rondell, wo zwischen den Pflastersteinen allerlei Unkraut wuchs. Ein erschreckendes Schweigen herrschte in diesem Palast. Wer Jonathan sah, bekam Lust, hinter das Geheimnis zu dringen, das über seinen Mienen lag und von dem jede Kleinigkeit in diesem düstern Hause sprach. Raphaels erste Sorge, als er die riesige Erbschaft seines Oheims antrat, war gewesen, herauszufinden, wo der alte ergebene Diener lebte, auf dessen Anhänglichkeit er rechnen konnte. Jonathan weinte vor Freude, als er seinen jungen Herrn wiedersah, dem er für ewig Lebewohl gesagt zu haben glaubte; aber nichts kam seinem Glücke gleich, als der Marquis ihm den wichtigen Posten seines Intendanten übertrug. Der alte Jonathan wurde eine Zwischeninstanz zwischen Raphael und der ganzen Welt. Er war der oberste Verwalter des Vermögens seines Herrn, das ausführende Organ eines unbekanntem Denkens, und war so wie ein sechster Sinn, durch den allein die Wellen des Lebens zu Raphael gelangten.

„Mein Herr,“ sagte der Alte zu Jonathan und stieg ein paar Stufen der Freitreppe hinauf, um sich vor dem Regen zu schützen, „ich möchte Herrn Raphael sprechen.“ „Den Herrn Marquis sprechen? . . .“ rief der Intendant;

„kaum daß er ein Wort zu mir sagt, und ich bin doch sein Pflegevater!“ „Aber ich bin auch sein Pflegevater!“ rief der alte Mann; „wenn Ihre Frau ihn einst gestillt hat, so habe ich ihn in Person an die Brüste der Musen gelegt. Er ist mein Pflegling, mein Kindchen, carus alumnus! Ich habe sein Hirn geformt, seinen Verstand gezogen, seinen Geist entwickelt, und, das darf ich sagen, mir zur Ehre und zum Ruhm. Ist er nicht einer der bedeutendsten Männer unserer Zeit? Bei mir war er in der Sexta, in der Tertia und in der Klasse für Rhetorik. Ich bin sein Professor.“ „Ah! Sie sind Herr Porriquet.“ „Ganz richtig. Aber der Herr . . .“

„Pst! pst!“ machte Jonathan zu zwei Küchenjungen, deren Stimmen das klösterliche Schweigen, das über dem Hause ruhte, störten.

„Aber“, fing der Professor wieder an, „der Herr Marquis ist doch hoffentlich nicht krank?“ „Lieber Herr,“ erwiderte Jonathan, „Gott allein weiß, wie es um meinen Herrn steht. Sehen Sie, es gibt in Paris nicht zwei Häuser wie das unsere. Verstehen Sie? Nicht zwei Häuser. Der Herr Marquis hat diesen Palast, der früher einem Herzog und Pair gehört hat, kaufen lassen. Er hat dreihunderttausend Franken auf die Einrichtung verwendet. Nicht wahr, das ist doch ein Sümmchen: dreimalhunderttausend Franken! Aber jedes Gelaß unseres Hauses ist auch ein wahres Wunder. ‚Schön!‘ sag ich mir also, wie ich diese Herrlichkeit sehe, ‚das ist wie bei seinem seligen Herrn Großvater: der junge Marquis will die Stadt und den Hof empfangen.‘ Nichts damit. Der Herr hat keinen Menschen sehen wollen. Er führt ein komisches Leben, Herr Porriquet, wissen Sie? Ein unweigerliches Leben. Der Herr steht jeden Tag zur selben Stunde auf. Ich allein, und weiter niemand, sehen Sie, darf in sein Zimmer kommen. Ich gehe um sieben Uhr hinein, im Sommer

und Winter. Das steht ein für allemal fest. Nach dem Eintreten sage ich: ‚Herr Marquis, es ist Zeit zum Erwachen und Ankleiden.‘ Schön, er wacht auf und zieht sich an. Ich muß ihm seinen Hausrock geben, der immer denselben Schnitt hat und aus demselben Stoff gemacht ist. Ist er abgetragen, so habe ich für einen neuen zu sorgen, nur damit er nicht einen verlangen muß. Ist das ’ne Möglichkeit? Aber allerdings, er hat tausend Franken täglich zu verzehren, der liebe Junge kann tun, was er will. Und übrigens habe ich ihn so lieb, ich würde ihm die linke Backe hinhalten, wenn er mir eine Backpfeife auf die rechte gäbe! Er könnte mir noch viel schwierigere Dinge auftragen, ich täte sie schon, verstehen Sie? Und dann hat er mir auch so viele Lappalien anvertraut, daß ich weiß, wie ich den Tag zubringe. Also nicht wahr, er liest Zeitungen? Befehl, sie auf ein und dieselbe Stelle auf dem nämlichen Tisch zu legen. Ich muß ihn auch zur nämlichen Stunde barbieren und darf nicht zittern. Der Koch würde tausend Taler Leibrente verlieren, die ihn nach dem Tod des Herrn erwarten, wenn das Frühstück nicht unweigerlich jeden Morgen um zehn Uhr und das Diner pünktlich um fünf Uhr auf dem Tisch stände. Dem Herrn Marquis bleibt nichts zu wünschen übrig. Er hat Erdbeeren, wenn es Erdbeeren gibt, und die erste Makrele, die in Paris ankommt, ißt er. Das Programm ist gedruckt, er weiß am Morgen auswendig, was er zu Mittag bekommt. Ferner kleidet er sich zur nämlichen Stunde mit den nämlichen Kleidern, der nämlichen Wäsche, die immer ich, verstehen Sie? ich auf den nämlichen Stuhl lege. Ich habe auch dafür zu sorgen, daß er immer dasselbe Tuch hat; zum Beispiel, wenn sein Rock, nehmen wir an, schäbig wird, einen andern dafür hinlegen und kein Wort sagen. Ist es schönes Wetter, so gehe ich hinein und sage zu meinem

Herrn: ‚Sie sollten ausfahren, Herr Marquis!‘ Er antwortet Ja oder Nein. Will er aber fahren, so wartet er nicht auf seine Pferde, sie sind immer angespannt: der Kutscher sitzt unweigentlich mit der Peitsche in der Hand, wie Sie ihn da sehen. Abends nach dem Diner fährt der Herr einmal in die Große Oper und ein andermal in die Italiens . . . aber nein, die Italienische Oper hat er noch nicht besucht, ich habe mir erst gestern eine Loge verschaffen können. Um elf Uhr pünktlich kommt er nach Hause und legt sich schlafen. Während der Pausen am Tag, wo er nichts tut, liest er; er liest immerzu, sehen Sie! so eine Idee! Ich habe Befehl, vor ihm das Buchhändlerblatt zu lesen und die neuen Bücher zu besorgen, damit er sie an dem Tage des Erscheinens auf seinem Kamin liegen hat. Ich habe das Amt, einmal in der Stunde zu ihm hineinzugehen, um nach dem Feuer, nach allem zu schauen, um zu sehen, daß nichts fehlt. Lieber Herr, er hat mir ein kleines Buch zum Auswendiglernen gegeben, wo alle meine Pflichten drinstehen, ein kleiner Katechismus! Im Sommer muß ich mit Hilfe von großen Eisblöcken die Temperatur immer gleichmäßig kühl halten und jederzeit überall frische Blumen aufstellen. Er ist reich! Er hat tausend Franken täglich zu verzehren, er kann seine Launen befriedigen. Der arme Junge hat lange das Notwendigste ganz entbehrt. Er quält niemanden, er ist sanft wie ein Schaf, er sagt nie ein Wort, aber, sagen wir einmal: völliges Schweigen im Haus und im Garten! Kurz, mein Herr braucht keinen einzigen Wunsch zu äußern, alles läuft am Schnürchen und exakt! Er hat auch ganz recht: wenn man die Bedienten nicht kurz hält, geht alles außer Rand und Band. Ich sage ihm alles, was er tun muß, und er hört auf mich. Seine Gemächer sind in einer . . . einer . . . na, wie denn nun? . . . in einer Flucht, will ich sagen. Aber macht er nun, sagen wir

einmal, die Tür seines Schlafzimmers oder seines Studierzimmers auf, . . . krach! öffnen sich alle Türen von selbst durch einen Mechanismus. Sehen Sie, so kann er in seinem Haus von einem Zimmer zum andern gehen und braucht keine einzige Tür zu öffnen. Das ist bequem und praktisch und sehr angenehm für uns! Aber das hat uns ein klotziges Geld gekostet, hören Sie einmal! . . . Also ums kurz zu machen, Herr Porriquet, hat er zu mir gesagt: ‚Jonathan, du wirst für mich sorgen wie für ein Wickelkind.‘ Ein Wickelkind, so hat er gesagt, wie für ein Wickelkind hat er gesagt. ‚Du wirst für mich an meine Bedürfnisse denken. . .‘ Ich bin der Herr, verstehen Sie? und er ist sozusagen der Diener. Warum? Ja, sagen wir einmal, das weiß niemand in der Welt als er und der liebe Gott. Das ist unweigerlich.“ „Er schreibt eine Dichtung,“ rief der alte Professor. „Sie glauben, er schreibt eine Dichtung, werter Herr? Das ist doch sehr herrenmäßig, was? Aber sehen Sie, das glaub ich nicht. Er sagt mir oft, er wolle durchaus vergetieren, ja, sagen wir einmal, ganz vegetatierisch wolle er leben. Ja, erst gestern, Herr Porriquet, besah er sich eine Tulpe, so beim Ankleiden, wissen Sie, und da sagte er: ‚So ist mein Leben. . . Ich vergetiere, guter Jonathan!‘ Nun wahrhaftig, es gibt andere, die behaupten, er sei ein Monomaniste. Das ist unweigerlich!“ „Das alles beweist mir,“ versetzte der Professor mit schulmeisterlicher Würde, die dem alten Kammerdiener tiefen Respekt einflößte, „daß Ihr Herr sich mit einem großen Werk beschäftigt. Er ist in tiefen Betrachtungen untergetaucht und will durch die Zerstreuungen des gemeinen Lebens nicht davon abgelenkt werden. Ein geistvoller Mann vergißt in seiner Gedankenarbeit alles. Eines Tages verbrachte der berühmte Newton. . .“ „Ah! Newton, schön. . .“ sagte Jonathan; „ich kenne ihn nicht.“ „Newton, ein großer

Geometer," fuhr Porriquet fort, „blieb vierundzwanzig Stunden unbeweglich sitzen und stützte den Kopf auf; als er aus seinem Sinnen erwachte, glaubte er, morgen sei gestern, wie wenn geschlafen hätte... Ich will den lieben Jungen sehen, ich kann ihm nützlich sein.“ „Halt!" rief Jonathan. „Und wenn Sie der König von Frankreich wären, der alte natürlich, würden Sie nur eintreten, wenn Sie die Türen erbrächen und über meinen Leib gingen. Aber, Herr Porriquet, ich lauf hin und sag ihm, daß Sie da sind, und frage ihn etwa: ‚Muß man ihn heraufkommen lassen?‘ Dann kann er Ja oder Nein antworten. Niemals sage ich zu ihm: ‚Wünschen Sie? Wollen Sie? Möchten Sie?‘ Solcherlei Worte gibt es bei uns nicht. Einmal ist mir eins davon entwischt, und da fragte er mich gleich in vollem Zorn: ‚Willst du mich töten?‘“

Jonathan ließ den alten Professor im Vestibül und machte ihm ein Zeichen, sich nicht von der Stelle zu rühren; aber es dauerte nicht lange, bis er mit einem günstigen Bescheid zurückkam und den alten pensionierten Professor durch kostbar eingerichtete Gemächer führte, deren Türen alle offenstanden. Porriquet sah seinen Schüler schon von weitem an einem Kamin sitzen. Raphael trug einen großgeblühten Schlafrock, saß in einem bequemen Lehnstuhl und las die Zeitung. Die äußerste Schwermut, der er zum Opfer gefallen schien, drückte sich in der hinfälligen Haltung seines Körpers aus; sie war auf seiner Stirn und auf seinem Gesicht zu lesen, das blaß war wie eine bleichsüchtige Pflanze. Eine Art weibischer Grazie und die bizarren Besonderheiten, wie sie reichen Kranken eigen sind, merkte man seiner persönlichen Erscheinung an. Seine Hände waren weiß, weich und schwächig wie die einer hübschen Frau. Seine blonden Haare, deren er nicht mehr viele hatte,

lockten sich mit gesuchter Koketterie um seine Schläfen. Eine griechische Mütze, die durch eine Quaste, welche für den leichten Kaschmir, aus dem sie gemacht war, zu schwer war, heruntergezogen wurde, baumelte auf der einen Seite seines Kopfes. Er hatte ein mit Gold ausgelegtes Malachitmesser, das er zum Aufschneiden eines Buches benutzt hatte, achtlos zu Boden fallen lassen. Auf seinen Knien war das Bernsteinmundstück einer prachtvollen indischen Nargileh, deren blauschimmernde Kreise wie eine Schlange über seinem Zimmer lagen, und vergaß, ihren frischen Duft einzuziehen. Jedoch wurde die sonstige Schwäche seines jungen Körpers von blauen Augen Lügen gestraft, in die sich das ganze Leben zurückgezogen zu haben schien: in ihnen strahlte ein außerordentliches Gefühlsleben, das sogleich ergriff. Dieser Blick tat weh, wenn man ihn sah. Man konnte Verzweiflung darin sehen; man konnte aber auch einen innern Kampf ahnen, der so schrecklich sein mußte wie die Reue. Es war der tiefe Blick des Kraftlosen, der seine Wünsche in die Tiefen seines Herzens zurückdrängt; oder der Blick des Geizigen, der sich mit dem Gedanken an all die Genüsse vergnügt, die sein Geld ihm verschaffen könnte und auf die er verzichtet, um seinen Schatz nicht anzutasten; oder der Blick des gefesselten Prometheus, des abgesetzten Napoleon, der im Jahre 1815 im Elysée den strategischen Fehler erfährt, den seine Feinde begangen haben, der für vierundzwanzig Stunden das Kommando verlangt und es nicht bekommt. Wahrhaft der Blick des Eroberers und Verdammten! und, noch besser gesagt, derselbe Blick, den Raphael vor mehreren Monaten auf die Seine oder auf das letzte Goldstück geworfen hatte, das er im Spiel setzte. Er unterwarf seinen Willen, seinen Intellekt dem plumpen gesunden Menschenverstand eines alten Bauern, der durch fünfzig Jahre Dienststellung

ur notdürftig zivilisiert war. Er war fast froh, eine Art Automat geworden zu sein, gab dem Leben den Abschied, um zu leben, und entzog seiner Seele alle poetischen Möglichkeiten des Wunsches. Um besser mit der grausamen Macht kämpfen zu können, deren Herausforderung er angenommen hatte, hatte er sich nach Art des Origenes keusch gemacht, indem er seine Phantasie entmannte. An dem Tage, wo er durch ein Testament reich geworden war und gesehen hatte, wie das Chagrinleder kleiner wurde, war er zu seinem Notar gegangen. Dort hatte ein damals beliebter Arzt beim Dessert erzählt, wie ein Schneider, der von der Schwindsucht befallen war, sich davon geheilt hatte. Dieser Mann hatte zehn Jahre lang kein Wort gesprochen und hatte sich gezwungen, nur sechsmal in der Minute in der dicken Luft eines Kuhstalls zu atmen, und sich dabei nur von ganz leichten Speisen ernährt. „So werde ich es machen!“ hatte Raphael zu sich selbst gesagt. Er wollte um jeden Preis leben. Mitten im Luxus führte er das Leben einer Dampfmaschine. Als der alte Professor diesen jungen Leichnam ansah, kam ihn das Zittern an; alles schien ihm in diesem schwächtigen und gebrechlichen Körper künstlich zu sein. In diesem Marquis mit dem brennenden Blick, der gedankenschweren Stirn konnte er nicht mehr den Schüler mit dem frischen und rosigen Teint, den jugendlichen Gliedern erkennen, der in seinem Gedächtnis lebte. Wenn der wackere Klassizist, der kritische Fäulologe und Bewahrer des guten Geschmacks Lord Byron gelesen hätte, hätte er denken können, daß er hier an Stelle eines Childe Harold, den er erwartet hatte, einen Manfred vor sich sähe.

„Guten Tag, Vater Porriquet,“ sagte Raphael zu seinem Professor. Er drückte die eisigen Finger des alten Mannes mit seiner heißen, feuchten Hand. „Wie geht es Ihnen?“ „Ja, mir geht es schon gut,“ erwiderte

der Greis. Die Berührung dieser fiebernden Hand hatte ihn erschreckt. „Und wie steht es bei Ihnen?“ „Oh! ich hoffe, mich bei guter Gesundheit zu erhalten.“ „Sie arbeiten ohne Zweifel an einem schönen Werk?“ „Nein,“ erwiderte Raphael; „exegi monumentum, Vater Porriquet, ich habe das Blatt umgedreht und der Wissenschaft für immer Valet gesagt. Ich weiß kaum, wo mein Manuskript liegt.“ „Es ist doch hoffentlich in einem reinen Stil geschrieben?“ fragte der Professor; „ich hoffe, Sie haben nicht die barbarische Sprache dieser neuen Schule angewandt, die wunder was zu tun glaubt, wenn sie auf Ronsard zurückgeht!“ „Mein Werk ist ein rein physiologisches Buch.“ „Oh, damit ist alles gesagt!“ gab der Professor zurück; „in den Wissenschaften muß die Grammatik den Erfordernissen der Entdeckungen willfährig sein. Nichtsdestoweniger, mein Sohn, kann ein klarer, harmonischer Stil, die Sprache Massillons, des Herrn von Buffon, des großen Racine, kurz ein klassischer Stil nie von Schaden sein. . . . Aber, mein Freund,“ unterbrach sich der Professor, „ich vergaß den Zweck meines Besuchs. Es ist ein eigennütziger Besuch.“

Raphael erinnerte sich zu spät der wortreichen Eleganz und der beredten Umschreibungen, an die ein langjähriges Professorendasein seinen alten Lehrer gewöhnt hatte. Er bereute jetzt fast, ihn empfangen zu haben; aber in dem Augenblick, wo er wünschen wollte, der Alte wäre schon wieder draußen, unterdrückte er schnell diesen geheimen Wunsch und warf einen verstohlenen Blick auf das Chagrinleder, das vor ihm auf einem weißen Stoff ausgespannt hing, auf dem seine prophetischen Kenturen sorgfältig mit einer roten Linie nachgezogen waren, die scharf an das Leder anschlossen. Seit der verhängnisvollen Orgie unterdrückte Raphael seine leisesten Anwandlungen und lebte so, daß er den

schrecklichen Talisman nicht in die geringste Zuckung brachte. Das Chagrinleder war wie ein Tiger, mit dem er leben mußte, ohne seine wilde Natur zu erwecken. Er hörte also die weitläufigen Erklärungen des alten Professors geduldig an. Vater Porriquet brauchte eine Stunde, um ihm von den ^{Ver}erfolungen zu erzählen, deren Gegenstand er seit der Julirevolution geworden war. Der Ehrenmann, der eine starke Regierung wollte, hatte den patriotischen Wunsch ausgesprochen, man möge die Krämer in ihren Läden lassen und den Staatsmännern die Erledigung der öffentlichen Angelegenheiten, den Advokaten den Justizpalast und den Pairs von Frankreich das Luxembourg überlassen; aber einer der Volksminister des Bürgerkönigs hatte ihn des Karlismus beschuldigt und ihn von seinem Katheder gestoßen. Der alte Mann war ohne Stellung, ohne Pension und ohne Brot. Da er für einen armen Neffen zu sorgen hatte, für den er im Seminar von Saint-Sulpice die Pension bezahlte, wollte er, weniger für sich selbst als für seinen Adoptivsohn, seinen alten Schüler bitten, er möchte sich bei dem neuen Ministerium für ihn verwenden. Es war ihm nicht einmal um die Wiedereinsetzung in sein früheres Amt zu tun, sondern nur um eine Rektorstelle an einem Lyzeum in der Provinz. Raphael war von einer unüberwindlichen Schlafsucht befallen, als die eintönige Stimme des Ehrenmannes mit einem Male nicht mehr an sein Ohr tönte. Aus Höflichkeit hatte er in die weißen und fast starren Augen des Alten geblickt, der so langsam und feierlich redete, und eine unerklärliche Trägheit war über ihn gekommen und hatte ihn magnetisiert und fast betäubt.

„Nun, guter Vater Porriquet,“ erwiderte er, ohne recht zu wissen, auf welche Frage er antwortete, „ich kann dazu nichts tun, gar nichts. Ich wünsche lebhaft, Sie möchten Erfolg haben . . .“

In diesem Augenblick bäumte sich Raphael, der gar nicht beachtete, welche Wirkung diese banalen Worte voller Egoismus und Teilnahmslosigkeit auf die gelbe, runzlige Stirn des Alten ausübten, heftig auf wie ein aufgeseuchtes Wild. Er sah eine dünne weiße Linie zwischen dem Rand des schwarzen Leders und der roten Linie; er stieß einen so schrecklichen Schrei aus, daß der arme Professor entsetzt zusammenfuhr.

„Fort, altes Vieh!“ rief er, „Sie werden zum Rektor ernannt werden! Konnten Sie nicht eine Leibrente von tausend Talern begehren statt eines mörderischen Wunsches? Ihr Besuch hätte mich nichts gekostet. Es gibt hunderttausend Stellen in Frankreich, und ich habe nur ein Leben! Ein Menschenleben ist mehr wert als alle Stellen der Welt . . . Jonathan!“

Jonathan kam.

„Das hast du nun angestellt, du dreifacher Dummkopf! Warum hast du mir vorgeschlagen, den Herrn zu empfangen?“ Damit wies er auf den Alten, der wie versteinert dastand. „Habe ich dir meine Seele anvertraut, damit du sie in Stücke reiße? Du hast mir in diesem Augenblick zehn Jahre meines Lebens geraubt! Noch einen Fehler wie den, dann kannst du mich an den Ort bringen, wo ich meinen Vater hingebracht habe. Da hätte ich doch wahrhaftig besser getan, die schöne Fedora zu besitzen, als dem alten Gerippe da, diesem Jammerlappen einen Dienst zu erweisen! Ich habe Gold für ihn genug . . . Und wenn übrigens alle Porriquets der Welt Hungers stürben, was kümmerte das mich?“

Raphaels Gesicht war vor Zorn fast weiß geworden; ein leichter Schaum kochte auf seinen zitternden Lippen und in seinen Augen lag eine grausame Wildheit. Bei diesem Anblick wurden die beiden Alten von krampfhaftem Zittern befallen; sie standen da wie zwei Kinder

vor einer Schlange. Der junge Mann sank in seinen Sessel zurück; es kam nun eine Art Rückschlag über seine Seele, und strömend flossen die Tränen aus seinen funkelnden Augen.

„Oh, mein Leben! mein schönes Leben!“ stöhnte er. „Keine wohlwollenden Gedanken mehr! Keine Liebe! Nichts!“

Er wandte sich zum Professor.

„Das Unglück ist geschehen, alter Freund,“ sagte er mit sanfter Stimme. „Ich habe nun reichlich für Ihre treuen Dienste gezahlt; und mein Unglück wird wenigstens einem guten und würdigen Manne Gutes bringen.“

Es lag in diesen fast unverständlichen Worten so viel Seele, daß die beiden Alten weinten, wie man wohl beim Anhören einer rührenden Melodie, die in einer fremden Sprache gesungen wird, Tränen vergießt.

„Er ist epileptisch,“ flüsterte Porriquet. „Ich verstehe Ihre Güte, alter Freund,“ versetzte Raphael sanft, „Sie wollen mich entschuldigen. Krankheit ist ein Zufall, Unmenschlichkeit wäre ein Laster. Verlassen Sie mich jetzt!“ fügte er hinzu. „Sie werden morgen oder übermorgen, vielleicht noch heute abend Ihre Ernennung erhalten, denn der ‚Widerstand‘ hat über die ‚Bewegung‘ gesiegt . . . Adieu.“

Der Greis ging; er war von Entsetzen gepackt und in lebhafter Unruhe über Valentins Geisteszustand. Dieser Auftritt hatte für ihn etwas Übernatürliches gehabt. Er zweifelte an sich selbst und mußte sich erst wie beim Erwachen aus einem schweren Traum auf sich selber besinnen.

„Höre, Jonathan,“ sagte der junge Mann zu seinem alten Diener, „du mußt dich anstrengen, das Amt, das ich dir anvertraut habe, zu verstehen.“ „Ja, Herr Marquis.“ „Ich bin wie ein Mensch, der außerhalb der

Gemeinschaft steht.“ „Ja, Herr Marquis.“ „Alle Genüsse des Lebens wiegen sich um mein Totenbett und tanzen wie schöne Weiber vor mir; wenn ich sie rufe, sterbe ich. Immer der Tod! Du mußt eine Schranke zwischen der Welt und mir sein.“ „Ja, Herr Marquis,“ sagte der alte Diener und trocknete die Schweißtropfen, die auf seiner runzligen Stirn standen. „Aber wie werden Sie es, wenn Sie keine schönen Frauen sehen wollen, heute abend in der Italienischen Oper machen? Eine englische Familie, die nach London zurückreist, hat mir den Rest ihres Abonnements abgetreten, und Sie haben eine schöne Loge . . . oh! eine prächtige Loge, im ersten Rang.“

Raphael war in tiefes Träumen versunken und hörte nicht mehr.

Seht ihr diesen prunkvollen Wagen, dieses Coupé, das äußerlich schlicht und einfach braun lackiert ist, auf dessen Wänden aber das Wappenschild einer alten vornehmen Familie glänzt? Wenn dieses Coupé schnell vorbeifährt, bewundern es die Grisetten, besetzen mit begehrliehen Blicken den gelben Atlas, die echte Decke aus La Savonnerie, die Borten, die wie Reisstroh blinken, die molligen Kissen und die geschlossenen Schieiben. Zwei Lakaien in Livree stehen hinten auf diesem aristokratischen Gefährt; innen aber liegt auf der Seide ein brennender Kopf mit unmränderten Augen, der traurig brütende Kopf Raphaels. Düsteres Bild des Reichtums. Er fährt wie eine Rakete durch Paris, kommt am Säulenvorbau des Théâtre Favart an, der Tritt wird heruntergelassen, seine beiden Diener stützen ihn, eine neugierige Menge starrt ihn an.

„Was hat der getan, daß er so reich ist?“ sagte ein armer Student, dem der Taler fehlte, um die bezaubernden Klänge Rossinis hören zu können.

Raphael ging langsam über die Gänge des Theaters; er versprach sich von diesem Vergnügen, das er früher so

ersehnt hatte, keinerlei Genuß. Bis der zweite Akt der ‚Semiramis‘ anfang, ging er im Foyer auf und ab und kümmerte sich nicht um seine Loge, die er noch nicht betreten hatte. Gefühl fürs Eigentum gab es schon nicht mehr im Grunde seines Herzens. Wie alle Kranken dachte er nur an sein Leiden. Er stützte sich auf das Gesims des Kamins und sah zu, wie die jungen und alten Stutzer, frühere und jetzige Minister, Pairs ohne Pairswürde und Pairswürden ohne Pairs, wie sie die Julirevolution erzeugt hat, schließlich eine Menge Spekulanten und Journalisten im Foyer auf und ab wandelten. Unter all diesen Köpfen sah Raphael, einige Schritte von sich entfernt, ein seltsames und übernatürliches Gesicht. Er näherte sich der absonderlichen Gestalt sehr ungeniert, um sie näher, mit eingekniffenen Augen, zu betrachten. ‚Was für ein wunderbares Gemälde!‘ sagte er sich. Die Brauen, die Haare, das Bärtchen à la Mazarin, das der Unbekannte kokett an der Oberlippe hatte, waren schwarz gefärbt; aber da die Farbe offenbar auf Haaren lag, die zu weiß waren, hatte sie eine violette und unsaubere Färbung erzeugt, deren Töne je nach den mehr oder weniger starken Reflexen der Lichter wechselten. Sein schmales und plattgedrücktes Gesicht, dessen Falten mit einer dicken Schicht roter und weißer Schminke bedeckt waren, drückte zugleich Schlaueit und Unruhe aus. Einigen Stellen des Gesichts fehlte diese Illuminierung, und sie sahen nun doppelt verfallen und bleifarbig aus; man mußte lachen, wenn man diesen Kopf mit dem spitzen Kinn und der vorstehenden Stirn sah, der an die grotesken Holzschnitzereien erinnerte, die von den Schäfern in Deutschland in ihren Mußestunden geschnitzt werden. Hätte ein Beobachter hintereinander diesen alten Adonis und Raphael betrachtet, so hätte er in dem Marquis die Augen eines jungen Mannes unter der Maske eines Greises und in dem

Unbekannten die erloschenen Augen eines Greises unter der Maske eines jungen Mannes erkennen müssen. Valentin suchte in seiner Erinnerung, wo und wann er dieses alte, vertrocknete Kerlchen schon gesehen hatte, der so eine zierliche Binde trug, Stiefel wie ein Jüngling an den Füßen hatte, seine Sporen klirren ließ und die Arme über der Brust kreuzte, als hätte er alle Kräfte einer sprühenden Jugend zu verschwenden. In seinem Gang lag nichts Künstliches oder Erzwungenes. Sein eleganter Rock war sorgfältig zugeknöpft und stand im Widerspruch zu dem alten, knöchigen Körper, der daruntersteckte: er sah daher aus wie ein alter Geck, der noch der Mode huldigt. Diese seltsame Puppe voller Leben hatte für Raphael den ganzen Reiz einer Märchengestalt, und er betrachtete sie wie einen alten, verräucherten, kürzlich restaurierten und lackierten Rembrandt, den man in einen neuen Rahmen gesteckt hatte. Dieser Vergleich brachte ihn in seinen wirren Erinnerungen wieder auf die rechte Spur: er erkannte ihn als den Raritätenhändler, den Mann, dem er sein Unglück zu verdanken hatte. In diesem Augenblick gab die phantastische Gestalt ein lautloses Lachen von sich, man sah es auf seinen blutleeren Lippen, hinter denen ein falsches Gebiß sichtbar war. Bei diesem Lachen fand Raphaels lebhaftere Phantasie eine frappierende Ähnlichkeit dieses Menschen mit dem Typus des Kopfes, den die Maler Goethes Mephistopheles gegeben haben. Tausend abergläubische Vorstellungen ergriffen jetzt von der starken Seele Raphaels Besitz, er glaubte an die Macht des Dämons, an alle Zaubereien, die in den Märcen des Mittelalters auftauchen und von den Dichtern benutzt worden sind. Ihn schauderte vor dem Schicksal Fausts, er rief plötzlich den Himmel an; wie die Sterbenden überkam ihn ein glühender Glaube an Gott und die Jungfrau Maria. Ein strahlendes Licht ging vor ihm auf und er

schaute den Himmel Michelangelos und Sanzios von Urbino: Wolkengebilde, einen alten Mann mit weißem Bart, geflügelte Köpfe, eine schöne Frau in einer Glorie. Jetzt begriff und akzeptierte er diese wunderbaren Vorstellungen, deren fast menschlicher Phantasiegehalt ihm sein Abenteuer erklärte und ihm noch eine Hoffnung gestattete. Als aber seine Augen wieder aufs Foyer der Italienischen Oper fielen, sah er an Stelle der heiligen Jungfrau ein reizendes Weib, die verworfene Euphrasie, diese Tänzerin mit dem biegsamen und graziösen Körper, die, in einem strahlenden Gewande und mit orientalischen Perlen überladen, eben herzutrat und voller Ungeduld über ihren ungeduligen Alten schien. Sie zeigte sich mit kecker Stirn und blitzenden Augen dieser leidischen Welt der Spekulation, um von dem grenzenlosen Reichtum des Händlers Zeugnis abzulegen, dessen Schätze sie verschwendete. Raphael erinnerte sich des spöttischen Wunsches, mit dem er das verhängnisvolle Geschenk des Alten angenommen hatte, und schlürfte alle Wonnen der Rache, wie er nun die tiefe Erniedrigung dieser vollendeten Klugheit sah, deren Sturz vor kurzem noch als unmöglich erschienen wäre. Das Grabeslächeln des Hundertjährigen wandte sich Euphrasie zu, die es mit einem Wort der Liebe erwiderte: er bot ihr seinen Knochenarm, machte zwei oder dreimal die Runde um das Foyer, genoß mit Wonne die leidenschaftlichen Blicke und die Komplimente, welche die Menge seiner Geliebten widmete, ohne das verächtliche Lachen und den beißenden Spott zu bemerken, dessen Gegenstand er selbst war.

„Aus welchem Kirchhof hat dieses junge Vampirweib den Leichnam ausgegraben?“ rief der eleganteste aller Romantiker.

Euphrasie lächelte. Der Spötter war ein schlanker junger Mann mit blonden Haaren, blauen, strahlenden

Augen und einem Schnurrbart; er trug einen kurzen Frack, den Hut auf dem Ohr und hatte die witzige Rede, die ganze Sprechweise dieses Menschenschlages.

„Wie viele Greise“, sagte sich Raphael im stillen, „krönen ein ehrbares, arbeitsames, tugendhaftes Leben mit einer Torheit! Der steht schon mit den Füßen im Grab und hält sich eine Geliebte...“

„Nun, wie ist es?“ rief er den Händler an und warf dabei einen bezeichnenden Blick auf Euphrasie; „erinnern Sie sich nicht mehr der strengen Grundsätze Ihrer Philosophie?“ „Ach,“ antwortete der Händler mit einer Stimme, die schon ganz gebrochen war, „ich bin jetzt glücklich wie ein Jüngling! Ich hatte das Leben verkehrt angefangen. In einer Liebestunde liegt ein ganzes Leben.“

In diesem Augenblick ertönte das Klingelzeichen, und die Zuschauer verließen das Foyer, um sich auf ihre Plätze zu begeben. Der Alte und Raphael trennten sich. Als der Marquis in seine Loge eintrat, bemerkte er Fedora, die ihm gerade gegenüber auf der andern Seite des Theaters saß. Sie war offenbar eben erst gekommen, lüftete ihren Schal, entblößte den Hals und machte all die unbeschreiblichen kleinen Bewegungen einer Kokette, die sich zur Schau stellt: alle Blicke waren auf sie gerichtet. Ein junger Pair von Frankreich begleitete die Gräfin; sie ließ sich von ihm das Opernglas reichen, das sie ihm zu tragen gegeben hatte. An ihren Bewegungen, an der ganzen Art, wie sie den neuen Trabanten ansah, merkte Raphael, welcher Tyrannei sein Nachfolger unterworfen war. Dieser junge Mann, der sicher bezaubert war, wie er es gewesen, der wie er betrogen war, der wie er mit der ganzen Gewalt seiner wahren Liebe gegen die kalten Berechnungen dieser Frau kämpfte, mußte dieselben Qualen leiden, auf die Valentin zu seinem Glück verzichtet hatte. Fedora

richtete ihr Opernglas auf alle Logen und warf einen prüfenden Blick auf die Toiletten, und Raphael bemerkte, wie eine unbeschreibliche Freude auf ihrem Gesicht zu lesen war, als sie sich vergewissert hatte, daß sie mit ihrem Putz und ihrer Schönheit die schönsten und elegantesten Frauen von Paris ausstach; sie lachte, um ihre weißen Zähne zu zeigen, und bewegte ihren blumengeschmückten Kopf lebhaft, um sich bewundern zu lassen. So ging ihr Blick von Loge zu Loge; sie machte sich über ein Barrett lustig, das schlecht auf dem Kopf einer russischen Fürstin saß, oder über einen geschmacklosen Hut, der die Tochter eines Bankiers nicht kleidete. Plötzlich wurde sie blaß; sie hatte die Augen Raphaels fest auf sich gerichtet gesehen; ihr verschmähter Liebhaber warf ihr einen blitzenden, einen unerträglichen Blick der Verachtung zu. Kein einziger ihrer in Ungnade gefallenen Liebhaber entzog sich ihrer Macht, nur Raphael war, von allen der einzige, gegen ihre Verführungskünste gefeit. Eine Macht, der jemand ungestraft trotzen kann, ist nicht weit vom Untergang. Dieser Grundsatz ist tiefer in ein Frauenherz eingegraben als in das Hirn der Könige. So sah denn Fedora in Raphael das Ende ihres Ruhms und ihrer Koketterie. Ein Wörtchen, das er gestern in der Großen Oper hatte fallen lassen, war schon in den Salons von Paris berühmt geworden. Der schneidende Witz dieses furchtbaren Spottwortes hatte der Gräfin eine unheilbare Wunde versetzt. Wir in Frankreich können eine Wunde ausbrennen, aber wir kennen noch kein Heilmittel gegen den Schaden, den ein Wort tut. Fedora merkte wohl, wie alle Frauen abwechselnd auf den Marquis und auf sie blickten, und sie hätte ihn in ein Verlies der Bastille einsperren lassen mögen; denn trotz all ihrer Verstellungskunst merkten die Rivalinnen, wie sie litt. Die köstlichen Worte: ‚Ich bin die Schönste!‘, dieser ewige

Satz, der alle Kummernisse ihrer Eitelkeit besänftigte, fing an, eine Lüge zu werden. Während der Ouvertüre zum zweiten Akt setzte sich eine Frau in Raphaels Nähe, in die Nachbarloge, die bis dahin leer geblieben war. Das ganze Parterre war voll leiser Rufe der Bewunderung. Jedes Auge in diesem Meer von menschlichen Gesichtern sah nach der Unbekannten. Jung und alt waren so geräuschvoll, daß die Musiker im Orchester sich, während der Vorhang hochging, umdrehten, um Schweigen zu gebieten; aber auch sie brachen in Rufe des Entzückens aus und vermehrten so den wirren Lärm. Lebhaftere Unterhaltung setzte in jeder Loge ein. Die Frauen hatten alle ihre Operngucker zur Hand genommen, Greise wurden wieder jung und putzten mit ihren Handschuhen die Gläser ihrer Lorgnetten. Allmählich beruhigte sich die Begeisterung: auf der Bühne begann der Gesang; alles kehrte zur Ordnung zurück. Die gute Gesellschaft schämte sich, einer natürlichen Regung nachgegeben zu haben, und nahm wieder die aristokratische Kälte ihrer höfischen Manieren an. Die Reichen wollen über nichts staunen, sie wollen beim ersten Anblick eines schönen Werks der Natur oder der Kunst den Fehler entdecken, der sie der Bewunderung überhebt. Bewunderung ist eine Art der Empfindung, die für das gemeine Volk da ist. Indessen blieben doch einige Männer reglos, ohne die Musik zu hören, in naiver Bewunderung verloren, und hörten nicht auf, Raphaels Nachbarin zu betrachten. Valentin bemerkte in einer Parterreloge neben Aquilina das gemeine, blutunterlaufene Gesicht Taillefers, dessen Grinsen ihm seine Bewunderung für die Nachbarin auszusprechen schien. Dann sah er Emil, der aufrecht in seiner Orchesterloge stand und ihm zu sagen schien: „Aber sieh doch das himmlische Geschöpf neben dir an!“ Schließlich sah er noch Rastignac, der neben Frau von Nucingen

und ihrer Tochter saß und die Handschuhe unruhig in der Hand ballte. Er schien in Verzweiflung darüber, daß er da festgebannt war und nicht zu der entzückenden Unbekannten eilen konnte. Raphaels Leben hing von einem Pakt ab, der bis jetzt noch unverletzt war und den er mit sich selbst geschlossen hatte: er hatte sich vorgenommen, niemals ein weibliches Wesen aufmerksam anzusehen, und um sich vor jeder Versuchung zu schützen, benutzte er ein Opernglas, dessen Gläser so angeordnet waren, daß die Harmonie der schönsten Züge gestört und ihr Aussehen verhäßlicht wurde. Raphael stand noch unter dem Eindruck des Entsetzens, das ihn heute morgen ergriffen hatte, als der Talisman so schnell einen bloß aus Höflichkeit geäußerten Wunsch erfüllt hatte und kleiner geworden war, und war fest entschlossen, sich nicht nach seiner Nachbarin umzuwenden. Er saß wie eine Herzogin da, mit dem Rücken gegen die Ecke seiner Loge, und nahm der Unbekannten rücksichtslos den halben Ausblick auf die Bühne fort. Er tat so, als wäre sie für ihn nicht da, als wüßte er gar nicht, daß eine schöne Frau dicht neben ihm saß. Die Nachbarin nahm genau dieselbe Stellung ein: sie hatte ihren Ellbogen auf die Brüstung der Loge gestützt, wandte den Kopf zu Vierteln und sah dabei nach den Sängern; es sah aus, als wäre sie einem Maler. Die beiden Leute machten den Eindruck von Liebenden, die sich gezankt haben, mit einander schmollen, sich den Rücken drehen und sich beim ersten freundlichen Wort um den Hals fallen werden. Manchmal streiften die leichten Marabufedern oder die Haare der Unbekannten Raphaels Kopf und erregten ein sinnliches Gefühl in ihm, gegen das er sich tapfer wehrte; bald spürte er die schmeichelnde Berührung der seidenen Spitzenrüschen, mit denen ihr Kleid besetzt war; das Kleid selbst erregte das Rauschen, das dem Mann so süß

bezaubernd von der Frau vorplaudert; dazu kam schließlich noch die kaum merkliche Bewegung der Brust, des Rückens, der Kleider infolge der Atmung der schönen Frau: ihr ganzes holdes Leben teilte sich Raphael wie mit einem elektrischen Schläge mit; der Tüll und die Spitzen, die an seiner Schulter hinstrichen, übertrugen ihm die köstliche Wärme dieses weißen nackten Rückens. War es eine Laune der Natur? Diese beiden Menschen, die vom guten Ton getrennt und durch die Abgründe des Todes geschieden waren, atmeten im selben Takte ein und aus und dachten vielleicht aneinander. Ein durchdringendes Aloeparfüm berauschte Raphael vollends. Seine Phantasie, die durch ein Hindernis gereizt und dadurch noch wunderlicher geworden war, zeichnete ihm mit feurigen Zügen das Bild eines weiblichen Wesens. Er wandte sich rasch um. Die Unbekannte, der es gewiß unangenehm war, mit einem Fremden in Berührung zu kommen, machte die nämliche Bewegung; ihre Gesichter, die derselbe Gedanke beseelte, waren einander unmittelbar gegenüber.

„Pauline!“ „Herr Raphael!“

Sie waren einer über den andern starr und sahen einander einen Augenblick lang schweigend an. Raphael sah Pauline in einer schlichten und geschmackvollen Toilette. Durch die Gaze hindurch, die keusch ihre Büste bedeckte, hätten gute Augen die hliesenweiße Haut sehen und Formen schauen können, die eine Frau bewundert hätte. Sie hatte noch ganz ihre jungfräuliche Bescheidenheit, ihre himmlische Unschuld, ihre anmutige Haltung. Der Stoff ihrer Ärmel verriet das Zittern ihres Körpers, das dem Beben ihres Herzens entsprach.

„Oh,“ sagte sie, „kommen Sie morgen ins Haus Saint-Quentin und holen Sie Ihre Papiere! Ich werde zu Mittag dort sein. Seien Sie pünktlich!“

Sie stand rasch auf und war fort. Raphael wollte Pauline folgen, fürchtete, sie zu kompromittieren, blieb, sah Fedora an und fand sie häßlich; da er aber der Musik nicht einen Augenblick lang folgen konnte, in dem Saal fast erstickte und das Herz ihm schwer war, stand er auf und fuhr nach Hause.

„Jonathan,“ sagte er zu seinem alten Diener, als er im Bett war, „gib mir ein Tröpfchen Laudanum auf ein Stückchen Zucker und wecke mich morgen erst zwanzig Minuten vor zwölf Uhr.“

„Ich will von Pauline geliebt werden!“ rief er am nächsten Tag und blickte mit unbeschreiblicher Angst auf den Talisman.

Das Leder bewegte sich nicht im geringsten, es sah aus, als hätte es seine Kraft, sich zusammenzuziehen, eingebüßt. Ohne Frage konnte es einen Wunsch, der schon erfüllt war, nicht noch einmal erfüllen.

„Ah!“ rief Raphael. Er fühlte sich befreit; ihm war, als hätte er seit dem Tage, an dem der Talisman ihm gegeben worden war, einen bleiernen Mantel getragen, der jetzt abgefallen wäre. „Du lügst,“ rief er aus, „du gehorchst mir nicht, der Pakt ist gebrochen! Ich bin frei, ich werde leben. War es denn nur ein schlechter Spaß? . . .“

Während er diese Worte sprach, wagte er nicht, an seine eigenen Gedanken zu glauben. Er zog sich so einfach an wie in seiner früheren Zeit und ging zu Fuß in seine frühere Wohnung. Er versuchte, sich die glücklichen Tage ins Gedächtnis zu rufen, wo er sich ohne Gefahr der ganzen Wut seiner Begierden überlassen konnte, wo er nicht allen menschlichen Genüssen abgeschworen hatte. So ging er seines Wegs, sah Pauline vor sich, nicht mehr die Pauline des Logierhauses Saint-Quentin, sondern die von gestern abend, diese vollendete Geliebte, von der

er so oft geträumt hatte: ein junges Mädchen voller Geist und Liebe und künstlerischem Gefühl, das die Dichter und die Dichtung verstände und doch im Luxus lebte; mit einem Wort: Fedora, nur mit einer schönen Seele begabt, oder Pauline als Gräfin und zweifache Millionärin, wie Fedora es war. Als er auf der abgetretenen Schwelle stand, auf der zerbrochenen Fliese an dieser Tür, wo er so oft mit seiner Verzweiflung im Herzen gestanden hatte, kam eine alte Frau aus dem Saal heraus und fragte ihn:

„Sind Sie nicht Herr Raphael von Valentin?“ „Jawohl, gute Frau,“ antwortete er. „Sie kennen Ihr altes Zimmer,“ fuhr sie fort, „Sie werden dort erwartet.“ „Wird dieses Haus nicht mehr von Frau Gaudin geführt?“ fragte Raphael. „O nein, werter Herr. Frau Gaudin ist jetzt eine Baronin. Sie wohnt in einem schönen Haus, das ihr gehört, auf der andern Seite des Flusses. Ihr Mann ist zurückgekehrt. Ja, sehen Sie, der hat einen schönen Batzen Geld mitgebracht. Die Leute sagen, sie könnte das ganze Quartier Saint-Jacques kaufen, wenn sie wollte. Sie hat mir die Einrichtung und den Pachtrest gratis überlassen. Ja, sie ist eine gute Frau geblieben. Sie ist heute nicht stolzer, als sie gestern war.“

Raphael ging langsam in seine Mansarde hinauf. Als er die Treppe fast oben war, hörte er die Klänge des Klaviers. Pauline saß an dem Instrument. Sie trug ein sehr einfaches Perkal Kleid; aber der Schnitt des Kleides, die Handschuhe, der Hut, der Schal, die alle rasch aufs Bett geworfen waren, sprachen von großem Reichtum.

„Ah, da sind Sie!“ rief Pauline, als sie sich umsah. Sie stand rasch auf und verhehlte ihre Freude nicht.

Raphael setzte sich neben sie. Er war errötet, beschämt, glücklich. Er sah sie an und sprach nicht.

„Warum sind Sie denn von uns gegangen?“ fing sie wieder an. Als sie sah, wie sein Gesicht sich purpurn

färbte, senkte sie die Augen. „Wie ist es Ihnen ergangen?“
„Ach, Pauline, ich war sehr unglücklich, und bin es noch!“
„Ach!“ rief sie ganz gerührt. „Ich habe Ihr Schicksal
gestern abend geahnt. Ich sah, wie fein Sie gekleidet
waren, wie reich Sie aussahen, aber in Wirklichkeit, wie,
Herr Raphael, ist es immer noch wie früher?“

Valentin konnte die Tränen nicht zurückhalten, die
in seine Augen stürzten. Er rief: „Pauline! . . . Ich . . .“

Er sprach nicht fertig. Seine Augen funkelten vor
Liebe und sein ganzes Herz lag in seinen Blicken.

„Oh! Er liebt mich! Er liebt mich!“ rief Pauline.

Raphael nickte mit dem Kopf. Er fühlte sich außer-
stande, ein einziges Wort herauszubringen. Bei dieser
Bewegung ergriff das junge Mädchen seine Hand, drückte
sie und sagte zwischen Lachen und Schluchzen:

„Reich, reich, glücklich, reich! Deine Pauline ist reich! . . .
Aber heute müßte ich eigentlich sehr arm sein. Ich habe
tausendmal gesagt, ich wollte für dieses Wort: ‚Er liebt
mich!‘ alle Schätze der Erde geben. O mein Raphael!
Ich habe Millionen. Du liebst den Luxus, du wirst zu-
frieden sein; aber du mußt auch mein Herz lieben; es
lebt so viel Liebe für dich darin! Weißt du, mein Vater
ist zurückgekommen. Ich bin eine reiche Erbin. Meine
Mutter und er lassen mir völlige Freiheit; ich bin frei,
verstehst du?“

Raphael war wie im Taumel. Er hielt Paulinens Hände
und küßte sie so glühend, so gierig, daß sein Kuß fast
wie ein Krampf schien. Pauline machte ihre Hände frei,
legte sie auf Raphaels Schultern und zog ihn an sich;
sie umfaßten sich und umschlangen einander mit der
heiligen, köstlichen Glut, die keinen andern Gedanken
kennt und die es nur einmal im Kusse gibt: in dem
ersten Kusse, in dem zwei Seelen Besitz von sich selber
nehmen.

„Ah!“ rief Pauline und ließ sich wieder in ihren Stuhl fallen. „Ich will dich nicht mehr verlassen... Ich weiß nicht, woher mir so viel Kühnheit kommt!“ Sie wurde rot. „Kühnheit, meine Pauline? Oh, fürchte nichts, das ist die Liebe, die wahre Liebe, die so tief, so ewig ist wie die meine. Ist es nicht so?“ „Oh! Sprich, sprich, sprich!“ rief sie; „dein Mund ist mir so lange stumm gewesen.“ „Du liebtest mich also?“ „O Gott! ob ich dich liebte! Wie oft habe ich hier an dieser Stelle geweint, wenn ich dein Zimmer machte, und habe dein und mein Elend beklagt. Ich hätte mich der Hölle verkauft, um dir einen Kummer zu ersparen! Heute, mein Raphael... Ja, du bist mein; mir gehört dieser Kopf, mir dein Herz! O ja, dein Herz vor allem, dieser unergründliche Schatz!... Nun, wo hielt ich? Ja siehst du: wir haben drei, vier, fünf Millionen, glaube ich. Wenn ich arm wäre, müßte ich vielleicht zögern, deinen Namen zu tragen, deine Frau genannt zu werden; aber in diesem Augenblick möchte ich dir die ganze Welt opfern, möchte ich noch und immer deine Magd sein. Siehst du, Raphael, wenn ich dir mein Herz, meine Person, mein Vermögen gebe, gebe ich dir heute nicht mehr als damals, wo ich hierher — sie zeigte auf die Tischlade — ein paar Taler gelegt habe. Oh! Wie hat mir damals deine Freude weh getan!“ „Warum bist du reich?“ rief Raphael, „warum bist du nicht eitel? Ich kann nichts für dich tun!“ Er rang die Hände vor Glück, vor Verzweiflung, vor Liebe. „Wenn du die Marquise von Valentin sein wirst, ich kenne dich, himmlisches Herz, werden dieser Titel und mein Vermögen dir nicht so viel wert sein...“ „Wie ein einziges Haar von dir!“ rief sie. „Auch ich habe Millionen; aber was ist jetzt für uns der Reichtum? Ach, ich habe mein Leben, das kann ich dir bieten, nimm es!“ „Oh, deine Liebe, Raphael, deine Liebe wiegt die Welt auf. Wie!

Dein Denken gehört mir? Ich bin das glücklichste Geschöpf!“ „Man wird uns hören,“ sagte Raphael. „Ach, es ist kein Mensch da,“ gab sie übermütig zurück. „Dann komm!“ rief Valentin und breitete die Arme aus.

Sie sprang auf seine Knie und hielt sich an Raphaels Halse fest:

„Umarme mich,“ flüsterte sie, „um alles Kummers willen, den ich um dich gehabt habe, um die Mühsal zu tilgen, die deine Freuden mir gemacht haben, um all der Nächte willen, die ich wach saß, um meine Kaminschirme zu malen . . .“ „Was für Schirme?“ „Da wir reich sind, mein Schatz, kann ich dir alles sagen. Armer Junge! Wie leicht ist es doch, geistvolle Männer zu täuschen! Konntest du für drei Franken im Monat zweimal in der Woche weiße Westen und saubere Hemden haben? Trankst du nicht doppelt so viel Milch, als dir für dein Geld zukam? Ich führte dich in allen an: mit dem Feuer, dem Öl und auch mit dem Geld! Liebster Raphael, nimm mich nicht zur Frau, ich bin eine zu raffinierte Person.“ Sie lachte. „Aber wie hast du das nur gemacht?“ „Ich arbeitete bis zwei Uhr morgens und gab meiner Mutter die Hälfte des Erlöses für meine Schirme und dir die andere Hälfte.“

Sie sahen sich an. Alle beide waren vor Glück und Liebe wie betäubt.

„Oh!“ rief Raphael, „wir müssen sicher dieses Glück einmal mit einem furchtbaren Schmerz bezahlen.“ „Bist du verheiratet?“ rief Pauline in Angst: „Oh, ich will dich keiner Frau überlassen.“ „Ich bin frei, Geliebte.“ „Frei!“ wiederholte sie; „frei und mein!“

Sie sank auf die Knie, faltete die Hände und sah Raphael mit frommer Glut an.

„Ich fürchte toll zu werden. Wie schön du bist!“ fuhr sie fort und strich mit der Hand in das blonde Haar ihres

Geliebten. „Ist sie dumm, deine Gräfin Fedora! Wie vergnügt war ich gestern abend, als all diese Menschen mir huldigten! Sie ist nie so begrüßt worden, sie nicht! Sage, Lieber, als mein Rücken gestern deinen Arm berührte, habe ich in mir eine Stimme gehört, die rief: „Er ist da!“ Ich habe mich umgedreht und sah dich. Oh, ich flüchtete, denn ich hatte Lust, dir vor aller Welt um den Hals zu fallen.“ „Du bist glücklich, daß du sprechen kannst!“ rief Raphael. „Mir ist das Herz zugeschnürt. Ich möchte weinen und kann nicht. Zieh deine Hand nicht zurück. Mir ist, als ob ich mein Leben lang dich nur immer zufrieden und glücklich ansehen müßte.“ „Oh, sag das noch einmal, Geliebter!“ „Ach, was sind Worte?“ versetzte Valentin und ließ eine heiße Träne auf Paulinens Hände fallen. „Später will ich versuchen, dir meine Liebe zu sagen; jetzt kann ich sie nur fühlen...“ „Oh!“ rief sie, „diese schöne Seele, dieser große Geist, dieses Herz, das ich so gut kenne, das gehört alles mir, wie ich dir gehöre?“ „Für immer, du holdes Geschöpf,“ sagte Raphael bewegt; „du wirst meine Frau werden, mein guter Engel. Deine Gegenwart hat immer meine Sorgen verscheucht und meine Seele erquickt; in diesem Augenblick hat mich dein himmlisches Lächeln, ich möchte sagen, gereinigt. Mir ist, als beginne ich ein neues Leben. Die grausame Vergangenheit und meine traurigen Torheiten scheinen mir nur noch böse Träume zu sein. Ich bin rein, wenn ich bei dir bin. Ich spüre den Hauch des Glücks. O bleib immer bei mir!“ Er drückte sie innig an sein pochendes Herz. „Nun mag der Tod kommen, wann er will,“ rief Pauline verzückt, „ich habe gelebt!“

Glücklich der, der die Wonnen dieser beiden Menschen ahnt, er hat sie empfunden!

„Mein Raphael,“ sagte Pauline nach zwei Stunden des Schweigens, „ich wollte, kein Mensch käme je mehr in

diese Mansarde.“ „Da muß die Tür vermauert und das Dachfenster vergittert werden; wir müssen das Haus kaufen,“ versetzte der Marquis. „Das ist das Rechte,“ sagte sie. Einen Augenblick später fiel ihr ein: „Wir haben eigentlich vergessen, deine Manuskripte zu suchen!“ Sie fingen in süßer Unschuld zu lachen an. „Bah! ich mache mir nichts aus allen Wissenschaften!“ rief Raphael. „Ah! Und wo ist der Herr, der nach dem Ruhm beehrte?“ „Du bist mein einziger Ruhm.“ „Du warst sehr unglücklich, als du diese kleinen Krähenfüße machtest,“ sagte sie und blätterte in den Papieren. „Meine Pauline...“ „O ja, ich bin deine Pauline... Nun?“ „Wo wohnst du denn?“ „In der Rue St. Lazare. Und du?“ „Rue de Varenne.“ „Wie weit wir voneinander sind, bis...“

Sie hielt inne und sah ihren Geliebten kokett und schelmisch an.

„Aber“, versetzte Raphael, „wir dürfen höchstens vierzehn Tage getrennt sein.“ „Wahrhaftig! In vierzehn Tagen sind wir Mann und Frau!“ Sie sprang herum wie ein kleines Kind. „Oh!“ fuhr sie dann fort, „ich bin ein entartetes Kind, ich denke nicht mehr an Vater und Mutter und an nichts in der Welt. Du weißt nicht, Liebster, daß mein Vater sehr krank ist. Er ist sehr leidend aus Indien zurückgekehrt. Er lag in Havre, wo wir ihn abgeholt haben, im Sterben. Mein Gott — sie sah auf die Uhr —, es ist schon drei Uhr. Ich muß zu Hause sein, wenn er um vier Uhr aufwacht. Ich bin Herrin bei uns zu Hause: meine Mutter tut, was ich will, und mein Vater betet mich an; aber ich will ihre Güte nicht mißbrauchen, das wäre nicht recht! Der arme Vater, er hat mich gestern in die Italienische Oper geschickt... Du besuchst ihn morgen, nicht wahr?“ „Will die Frau Marquise von Valentin mir die Ehre erweisen, meinen Arm zu nehmen?“ „Ach, ich will den Schlüssel zu dieser Kammer mitnehmen,“

sagte sie. „Ist sie nicht ein Palast, diese holde Kammer?“ „Pauline, noch einen Kuß!“ „Tausend! Mein Gott,“ sagte sie und sah Raphael ins Auge, „wird es immer so bleiben? Ich glaube zu träumen.“

Sie stieg langsam die Treppe hinab; dann gingen sie in trautem Verein, in gleichem Schritt, unter dem Gewicht des mündlichen Glückes erbebend und sich eng aneinanderschmiegend bis zur Place de la Sorbonne, wo Pauline's Wagen wartete.

„Ich will zu dir nach Hause fahren. Ich will dein Wohnzimmer, dein Arbeitszimmer sehen und mich an den Tisch setzen, an dem du arbeitest. Dann wird es sein wie früher,“ setzte sie errötend hinzu. — „Joseph,“ sagte sie zu einem Bedienten, „ich fahre in die Rue de Varenne, ehe ich nach Hause zurückkehre. Es ist viertel vier, und um vier Uhr muß ich zu Hause sein. Georges wird die Pferde laufen lassen.“

In wenigen Augenblicken waren die beiden Liebenden in Valentins Palast.

„Oh, wie ist es mir recht, daß ich das alles gesehen habe!“ rief Pauline. Sie strich dabei mit der Hand über die seidenen Vorhänge, die um Raphaels Bett hingen. „Wenn ich einschlafe, werde ich in Gedanken hier sein. Ich werde deinen lieben Kopf auf diesem Kissen vor mir sehen. Sage mir, Raphael, es hat dir niemand bei der Einrichtung deines Hauses geraten?“ „Niemand.“ „Ganz sicher? Hat gewiß keine Frau...“ „Pauline!“ „Oh, ich bin furchtbar eifersüchtig! Du hast einen guten Geschmack. Ich will morgen so ein Bett haben wie deines.“

Raphael war trunken vor Glück. Er umarmte Pauline.

„Oh, mein Vater... mein Vater!...“ rief sie. „Ich will dich nach Hause begleiten; ich will so selten als möglich ohne dich sein.“ „Wie du lieben kannst! Ich wagte es dir nicht vorzuschlagen...“ „Bist du denn nicht mein...“

Es wäre ermüdend, all dieses entzückende Liebesgeplauder aufzuzeichnen, dem der Ton, der Bhek, eine unbeschreibliche Bewegung allein Wert verleihen. Valentin fuhr mit Pauline bis zu ihrem Hause und hatte, als er wieder zu Hause angekommen war, das Herz so voller Freude, wie sie der Mensch hienieden nur empfinden und tragen kann. Als er in seinem Lehnstuhl beim Kamin saß und an die glänzende und vollige Verwirklichung all seiner Hoffnungen dachte, während ihm ein einziger Gedanke die Seele, wie ein Dolch, die Brust durchbohrte: er sah nach dem Camille, es war etwas kleiner geworden. Er sprach den Namen der Frau zosen, ohne die jeitliche Anpassung der Äbtissin de Andeuilletes, seinen Kopf in den Stuhl zurück-sinken und sich zurückliegen; seine Augen waren auf eine Rosette gerichtet; aber er sah sie nicht.

„Großer Gott!“ rief er aus, „alle meine Wünsche, alle Arme Pauline! . . .“

Er nahm einen Zirkel und maß, wieviel Leben der Vormittag verzehret hatte.

„Ich habe noch mehr als zwei Monate Leben!“ stöhnte er.

Kalter Schweiß brach aus seinen Poren; mit einem Male folgte er einem unaussprechlichen Wutanfall; er ergriff das Chagrnleder und rief: „Ich bin ein Narr!“

Er rannte hinunter, lief durch die Gärten und warf das Leder in einen Brunnen.

„Und nun . . . voran . . . komme was mag!“ rief er. „Zum Teufel mit all diesem Unsinn!“

Raphael ließ sich also dem Liebesglück und lebte Herz an Herz mit Pauline. Ihre Hochzeit, die durch Schwierigkeiten, die zu erzählen sich nicht verlohnt, verzögert wurde, sollte in den ersten Tagen des März begangen werden. Sie hatten sich geprüft, zweifelten nicht an sich; und da das Glück ihnen die ganze Gewalt

ihrer Neigung enthüllt hatte, waren nie zwei Herzen, zwei Naturen so völlig eins, wie sie es durch ihre Liebe waren. Als sie einander noch näher kennen lernten, liebten sie sich noch mehr: auf beiden Seiten war die nämliche Zartheit, die nämliche Schamhaftigkeit, dieselbe Wollust, die süßeste aller Wollüste, die Lust der Engel; keine Wolken waren an ihrem Himmel; abwechselnd waren die Wünsche des einen das Gesetz des andern. Da sie alle beide reich waren, gab es für sie keine Launen, die sie nicht befriedigen konnten, und daher gab es überhaupt keine Launen für sie. Ein zarter Geschmack, Gefühl für das Schöne, wahrhafte Poesie lebten in der Seele der Braut; sie verachtete den Flitterputz der Frauen, und so schien ihr ein Lächeln ihres Geliebten schöner als alle Perlen von Ormus; Musselin und Blumen waren ihr schönster Schmuck. Pauline und Raphael flohen überdies die Welt, die Einsamkeit deuchte sie so schön, so reich! Die Müßiggänger sahen jeden Abend das reizende unverheiratete Ehepaar in der Italienischen oder der Großen Oper. Anfangs belustigten sich zwar die Salons mit allerlei Klatschreden, aber bald ließ der Strom der Ereignisse, der Paris durchflutete, zwei harmlose Liebesleute vergessen; schließlich war es für die Prüden eine Art Entschuldigung, daß ihre Hochzeit schon angekündigt war, und ihre Bedienten waren zufällig verschwiegen; so strafte sie keine zu scharfe Bosheit für ihr Glück.

Gegen Ende Februar — es waren schöne Tage und man konnte schon glauben, es wäre Frühling — frühstückten Pauline und Raphael zusammen in einem kleinen Gewächshaus, einer Art Salon, der voller Blumen war und in den man unmittelbar vom Garten aus hineinkam. Die milde, blasse Wintersonne, deren Strahlen durch die Sträucher gedämpft wurden, wärmte die Luft. Die Augen wurden durch die starken Kontraste des verschiedenen

Laubwerks, durch die Farben der blühenden Pflanzen und durch alle Spiele von Licht und Schatten erquickt. Während ganz Paris sich noch vor dem düstern Kaminfeuer wärmte, waren die beiden jungen Gatten unter einer Laube von Kamelien, Flieder und Erika miteinander vergnügt. Ihre lachenden Gesichter erhoben sich über Narzissen, Maiblumen und bengalischen Rosen. In diesem üppigen und reichen Gewächshaus traten ihre Füße auf eine afrikanische Matte, die bunt wie ein Teppich war. Statt der Wände waren grüne Stoffe ausgespannt, die keinerlei Feuchtigkeit durchließen. Die Möbel schienen aus plumpem Holz gefertigt, dessen Rinde aber vor Sauberkeit glänzte. Eine junge Katze hockte auf dem Tische, wohin sie der Duft der Milch gelockt hatte, und ließ sich von Pauline mit Kaffee beschmieren; Pauline spielte mit ihr, nahm ihr die Sahne fort und erlaubte ihr kaum, daran zu schnuppern, um sie in der Geduld zu üben und den Kampf fortzuführen; sie lachte bei jeder ihrer possierlichen Bewegungen laut auf und kam auf hundert Scherze, um Raphael zu verhindern, die Zeitung zu lesen, die ihm schon zehnmal aus den Händen gefallen war. Es lag in dieser Morgenszene eine Fülle unaussprechlichen Glücks, wie in allem, was natürlich und wahr ist. Raphael tat immer so, als läse er sein Blatt, und sah seiner Pauline in ihren Kämpfen mit der Katze verstohlen zu. Er sah sie in ihrem herabwallenden Morgenrock, der ihm ihren Körper nicht völlig verbarg; er blickte heimlich auf ihre Haare, die in Unordnung waren, und auf den kleinen weißen, blaugeäderten Fuß, der in einem schwarzen Samtpantoffel steckte. Sie war ein entzückender Anblick in ihrem Negligé, köstlich wie die phantastischen Gestalten von Westhall, und schien zugleich junges Mädchen und Frau zu sein; vielleicht mehr junges Mädchen als Frau, genoß sie eines ungemischten Glückes und kannte von

der Liebe nur die ersten Wonnen. Kaum hatte Raphael über seiner süßen Träumerei seine Zeitung vergessen, als Pauline nach ihr griff, sie zerriß, eine Kugel aus ihr machte und sie in den Garten warf. Die Katze lief hinter der Politik her, die sich, wie sie es stets macht, um sich selber drehte. Als Raphael, den diese kindliche Szene zerstreut gemacht hatte, sich wieder ans Lesen machen wollte und eine Bewegung machte, als wolle er das Blatt hochnehmen, das er nicht mehr hatte, gab es ein herzliches, frisches Lachen, das wie das Schmettern eines Vogels sich selbst immer von neuem erzeugte.

„Ich bin eifersüchtig auf die Zeitung,“ sagte sie und trocknete die Tränen, die ihr vor lauter Lachen gekommen waren. „Ist es nicht Verrat,“ fuhr sie fort und wurde gleich aus einem Kinde zur Frau, „daß du in meiner Gegenwart russische Proklamationen liest und daß dir die Prosa des Kaisers Nikolaus lieber ist als die Worte und Blicke der Liebe?“ „Ich habe nicht gelesen, geliebter Engel, ich habe dich angesehen.“

In diesem Augenblick hörte man den schweren Schritt des Gärtners, unter dessen nägelbeschlagenen Stiefeln der Sand der Gartenwege knirschte, herankommen:

„Entschuldigen Sie, Herr Marquis, wenn ich störe, entschuldigen Sie, Madame, aber ich bringe ein Ding, das so seltsam ist, wie ich noch keins gesehen habe. Ich habe eben, mit Respekt zu sagen, einen Eimer Wasser hochgezogen und bringe da diese kuriose Wasserpflanze mit herauf! Das Ding muß ganz gut ans Wasser gewöhnt sein, denn es war nicht mit Wasser durchzogen und nicht einmal feucht. Es war trocken wie ein Stück Holz und nicht ein bißchen Schmutz dran. Der Herr Marquis ist sicher gelehrter als ich, und da dachte ich, ich will es ihm einmal bringen, das wird ihn interessieren.“

Damit zeigte der Gärtner Raphael das unerbittliche Chagrinleder, das nicht mehr sechs Zoll im Quadrat groß war.

„Danke, Vanière,“ sagte Raphael; „das Ding ist sehr seltsam.“ „Was hast du, mein Engel? Du wirst blaß!“ rief Pauline. „Es ist gut. Gehen Sie, Vanière!“ „Deine Stimme ängstigt mich,“ fing das junge Mädchen wieder an, „sie ist seltsam verändert... Was hast du? wie fühlst du dich? wo tut es dir weh? Dir ist nicht wohl! — Ein Arzt!“ rief sie; „Jonathan, zu Hilfe!“ „Pauline, sei still!“ erwiderte Raphael, der sich wieder gefaßt hatte; „wir wollen gehen. Hier in der Nähe muß eine Blume sein, deren Duft mir nicht gut tut. Vielleicht ist es diese Verbene?“

Pauline stürzte sich auf den unschuldigen Strauch, griff ihn an den Zweigen und warf ihn in den Garten.

„O mein alles!“ rief sie und riß Raphael so stark an ihre Brust, wie ihre Liebe stark war, und reichte ihm mit schmachtendem Verlangen ihre glühenden Lippen zum Küssen; „als ich dich erblassen sah, wußte ich, daß ich dich nicht überleben würde: dein Leben ist mein Leben! Raphael, mein Raphael, leg deine Hand auf meinen Rücken! Ich spüre noch den Schüttelfrost, ich spüre die Kälte noch. Mir wars, wie wenn eine Totenhand nach mir griffe! Deine Lippen sind brennend heiß. Und deine Hand?... Sie ist wie Eis so kalt.“ „Närrisches Kind!“ rief Raphael. „Was will diese Träne? Laß mich sie schlürfen.“ „O Pauline, Pauline, du liebst mich zu sehr!“ „Es geht etwas Außerordentliches in dir vor, Raphael... Sag die Wahrheit, ich werde dein Geheimnis bald erfahren. Gib mir das!“ Damit griff sie nach dem Chagrinleder. „Du bist mein Henker!“ rief der junge Mann und warf einen grauvollen Blick auf den Talisman. „Wie verändert sich deine Stimme!“ flüsterte Pauline und ließ den

verhängnisvollen Schicksalskünder fallen. „Hast du mich lieb?“ fragte er. „Ob ich dich liebe, ist das eine Frage?“ „Nun, dann laß mich, geh!“ Das arme Kind ging. „Wie!“ rief Raphael, als er allein war, „in einem Jahrhundert der Aufklärung, wo wir herausgebracht haben, daß die Diamanten Kristalle des Kohlenstoffs sind, in einer Zeit, wo alles erklärt wird, wo die Polizei einen neuen Messias vor Gericht stellen und seine Wunder von der Akademi der Wissenschaften prüfen lassen würde, in einer Zeit, wo wir an nichts mehr glauben als an die Unterschrift der Notare, da soll ich, ich! an eine Art Menetekel upharsin glauben? . . . Nein, bei Gott! ich will nicht denken, daß das höchste Wesen Vergnügen daran finden kann, ein ehrliches Geschöpf zu martern . . . Ich will die Gelehrten danach fragen.“

So war er denn bald zwischen der Weinhalle, diesem ungeheuren Lager von Fässern, und der Salpêtrière, dieser ungeheuren Pflanzstätte der Völlerei, vor einem kleinen Teich angekommen, auf dem sich Enten, die sich durch die Seltenheit der Arten auszeichneten, tummelten. Ihre wogenden Farben, wie an die Glasfenster eines Doms erinnerten, funkelten in der Sonne. Es waren da alle Enten der Welt, und sie schnatterten, wühlten im Schlamm, wackelten mit dem Kopf und bildeten so eine Art unfreiwillig versammeltes Entenparlament, zum Glück aber ohne Charte und politische Prinzipien. Sie lebten da, ohne sich vor Jägern fürchten zu müssen, unter den Augen der Naturforscher, die sie gelegentlich betrachteten.

„Da ist Herr Lavrille,“ sagte einer der Wärter zu Raphael, der nach diesem Hohenpriester der Zoologie gefragt hatte.

Der Marquis sah ein kleines Männchen, das zwei Enten zusah und in tiefe Betrachtungen versenkt schien. Der

Gelehrte, der in mittleren Jahren stand, hatte ein sanftes Gesicht, das den Eindruck eines gewinnenden und entgegenkommenden Gemüts machte; aber in der ganzen Erscheinung überwog der Eindruck der lediglich wissenschaftlichen Interessen: seine Perücke war schäbig und abenteuerlich auf den Kopf gestülpt; unter ihr sah man einen Kranz von weißen Haaren, und so deutete alles auf die Entdeckerwut, die uns, wie alle Leidenschaften, so mächtig von den Dingen dieser Welt abzieht, daß wir geradezu das Bewußtsein des eigenen Ichs verlieren. Raphael bewunderte als Mann der Wissenschaft und der Forschung diesen Naturforscher, dessen Nächte der Erweiterung der menschlichen Kenntnisse gewidmet waren und dessen Irrtümer sogar noch Frankreich zum Ruhm gereichten; aber jedes lustige Mädchen hätte ohne Zweifel über die Lücke zwischen der Hose und der gestreiften Weste des Gelehrten lachen müssen, obwohl dieser Zwischenraum recht sittsam durch ein Hemd ausgefüllt war, das beim Bücken und Wiederaufrichten im Verlauf seiner zoogenetischen Beobachtungen reichlich Falten bekommen hatte.

Nach den ersten Höflichkeitsfloskeln hielt Raphael es für nötig, Herrn Lavrille ein nichtssagendes Kompliment über seine Enten zu machen.

„O ja, wir haben einen schönen Reichtum an Enten,“ erwiderte der Naturforscher; „diese Gattung ist übrigens, wie Sie gewiß wissen, die fruchtbarste in der Ordnung der Schwimmvögel. Sie beginnt beim Schwan und endet bei der Zinzinente, und umfaßt hundertsevenunddreißig gut unterschiedene Varietäten, die ihren Namen, ihre Gewohnheiten, ihr Vaterland und ihre Physiognomie haben und einander nicht mehr ähnlich sind als ein Weißer und ein Neger. Sie können versichert sein, wenn wir eine Ente essen, ahnen wir meistens nicht, wie ausgedehnt . . .“

Er unterbrach sich, als er eine reizende kleine Ente sah, welche die Böschung heraufwatschelte.

„Da ist die Krawattenente aus Kanada; das arme Ding hat so weit herkommen müssen, um uns sein braun und grau gestreiftes Federkleid und seine kleine schwarze Krawatte zu zeigen. Sehen Sie, wie sie sich kratzt... Da ist die berühmte Eidergans, unter deren Daunen unsere lieben Kleinen schlafen; wie hübsch sie ist! Muß nicht jeder diesen niedlichen rötlichweißen Leib, diesen grünen Schnabel bewundern? Eben war ich Zeuge einer Paarung, auf die ich bis jetzt keine Hoffnung hatte. Die Verbindung ist recht glücklich vonstatten gegangen, und ich warte ungeduldig auf das Ergebnis. Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, eine hundertachtunddreißigste Art zu erzielen, die vielleicht meinen Namen erhalten wird. Sehen Sie, da haben wir die Neuvermählten!“ Damit deutete er auf zwei Enten. „Die eine ist eine Lachgans (*anas albifrons*), die andere die große Pfeifente (*anas ruffina* Buffons). Ich habe lange zwischen der Pfeifente, der weißbrauigen Ente und der Löffelente (*anas clypeata*) geschwankt. Sehen Sie, da ist die Löffelente, der große braunschwarze Schlingel mit dem grünlichen Hals, der so reizend irisiert. Aber die Pfeifente war eine Kolbenente mit einer prächtigen Haube; da werden Sie begreifen, daß ich nicht mehr geschwankt habe. Es fehlt uns hier nur die schwarzmützige Entenvarietät. Die Herren behaupten einstimmig, diese Ente sei nur eine Spielart der krummschnabligen Knäkente; aber ich für mein Teil...“

Er machte eine entzückende Handbewegung, in der zugleich Gelehrtenbescheidenheit und Gelehrten-dünkel lag; Dünkel voller Eigensinn und Bescheidenheit voller Selbstgefälligkeit.

„Ich glaube das nicht,“ fuhr er fort. „Sie sehen, werter Herr, wir sind nicht zu unserm Vergnügen hier. Ich

beschäftige mich zurzeit mit der Monographie der Entengattung . . . Aber womit kann ich Ihnen dienen?“

Sie traten in ein hübsches Haus in der Rue Buffon ein, während Raphael das Chagrinleder den Forscherrhänden Herrn Lavrilles überließ.

„Ich kenne dieses Produkt,“ sagte der Gelehrte endlich, nachdem er den Talisman mit der Lupe genau betrachtet hatte; „es hat einmal irgendwie als Schachteldeckel gedient. Das Chagrinleder ist sehr alt: Heutzutage nehmen die Buchbinder und derlei Handwerker lieber den musivartigen Chagrin, den wir nach seinem Erfinder Galuchat nennen. Der wird, wie Sie ohne Zweifel wissen, aus der Haut des raja sephen, einem Fisch des Roten Meeres, gewonnen.“ „Aber das Stück hier, wenn Sie die Güte haben wollten . . .“ „Das“, unterbrach ihn der Gelehrte, „ist ganz etwas anderes; der Unterschied zwischen dem Galuchat und dem Chagrin ist so groß wie zwischen Ozean und Land, zwischen Fisch und Vierfüßer. Die Haut des Fisches ist härter als die des Landtieres. Das — damit deutete er auf den Talisman — ist, wie Sie ohne Zweifel wissen, eins der seltsamsten Produkte der Zoologie.“ „Wirklich?“ rief Raphael. „Ja,“ erwiderte der Gelehrte und ließ sich in seinen Lehnstuhl sinken, „es ist eine Eselshaut.“ „Das weiß ich,“ erwiderte der junge Mann. „Es gibt in Persien“, fuhr der Naturforscher fort, „einen überaus seltenen Esel, den Wildesel der Alten, equus asinus, den Kulan der Tataren; Pallas ist hingereist, hat ihn beobachtet und hat ihn der Wissenschaft geschenkt. Dieses Tier hat tatsächlich lange als Fabeltier gegolten. Es ist, wie Sie wissen, durch die Heilige Schrift berühmt; Moses hatte verboten, ihn mit den andern seiner Gattung zu paaren. Aber der Wildesel ist noch berühmter durch die Abgötterei, die mit ihm getrieben wurde, von der die Propheten oft sprechen.“

Pallas erklärt, wie Sie ohne Zweifel wissen, in seinen Act. Petrop. Band II, daß diese abnormen Ausschweifungen noch bei den Persern und den nogaischen Tataren zu den religiösen Gebräuchen gehören; sie gelten als unübertreffliches Heilmittel gegen Nierenkrankheiten und Hüftweh. Wir armen Pariser haben davon keine Ahnung! Das Museum besitzt keinen Wildesel. Ein wunderbares Tier! Es steckt voller Geheimnisse; sein Auge ist mit einer Art reflektierender Augapfelgefäßhaut versehen, der die Orientalen Zauberkraft zuschreiben; seine Haut ist geschmeidiger und glatter als die unserer schönsten Pferde: sie hat mehr oder weniger rotgelbe Streifen und gleicht sehr der Zebrahaut. Sein Haarpelz hat etwas Molliges, Welliges und fühlt sich fettig an. Sein Blick ist so gerade und scharf wie der des Menschen. Er ist etwas größer als unsere schönsten Hausesel und hat einen außergewöhnlichen Mut. Wenn er überfallen wird, wehrt er sich gegen die wildesten Tiere mit erstaunlicher Überlegenheit. Die Schnelligkeit seines Ganges muß dem Flug der Vögel zur Seite gestellt werden. Ein Wildesel, das ist Ihnen wohl bekannt, würde die besten arabischen oder persischen Pferde hinter sich lassen. Nach dem Vater des gewissenhaften Dr. Niebuhr, dessen Verlust wir, wie Sie wissen, jetzt eben beklagen müssen, beträgt die mittlere Schnelligkeit dieser prächtigen Geschöpfe siebentausend Feldmesserschritte in der Stunde. Unsere degenerierten Esel können uns von diesem unabhängigen, stolzen Esel gar keine Vorstellung geben. Er hat eine anmutige, lebendige Haltung, einen klugen und überlegten Kopf, ist eine graziöse Erscheinung und hat überaus zierliche Bewegungen. Er ist der König des Tierreichs im Orient. Die abergläubischen Vorstellungen der Türken und Perser schreiben ihm sogar eine geheimnisvolle Abstammung zu, und der Name Salomos kommt in den Berichten vor, welche

die Erzähler in Tibet und der Tatarei über die Heldentaten dieser edlen Tiere geben. Ein gezähmter Wildesel kostet enorme Summen; es ist fast unmöglich, ihn in den Bergen zu fangen, wo er sich wie ein Reh tummelt und wie ein Vogel zu fliegen scheint. Die Fabel der geflügelten Pferde, unseres Pegasus, hat seinen Ursprung ohne Zweifel in den Ländern gehabt, wo die Hirten oft Gelegenheit gehabt haben, einen Wildesel im Sprung von einem Felsen zum andern zu beobachten. Die Sattlesesel, die man in Persien aus der Paarung einer Eselin mit einem gezähmten Wildesel erlangt, werden nach einer uralten Tradition rot bemalt. Dieser Brauch hat vielleicht zu unserm Sprichwort: „Er ist böse wie ein roter Esel“ Veranlassung gegeben. In einer Zeit, wo die Naturgeschichte in Frankreich sehr im Argen lag, hat, denke ich, ein Reisender eins dieser seltsamen Tiere, die die Sklaverei nur widerwillig ertragen, in unser Land gebracht. Daher der Ausspruch. Die Haut, die Sie mir übergaben, ist die Haut eines Wildesels. Über den Ursprung des Namens gehen unsere Meinungen auseinander. Die einen behaupten, Chagri sei ein türkisches Wort, andere geben an, Chagri sei die Stadt, in der dieses zoologische Produkt einer chemischen Prozedur unterworfen werde, die Pallas recht gut beschrieben hat und die ihm die besondere Narbe gibt, die wir so schätzen; Martellens hat mir geschrieben, Châagri sei ein Bach . . .“ „Ich danke Ihnen sehr, daß Sie mir Aufschlüsse gegeben haben, die einem Dom Calmet Stoff zu einer trefflichen exegetischen Anmerkung geben könnten, wenn die Benediktiner noch existierten; aber ich hatte mir mitzuteilen erlaubt, daß dieses Stück ursprünglich so groß war . . . wie diese Landkarte,“ sagte Raphael und wies auf einen Atlas, der offen dalag; „seit drei Monaten aber hat es sich unverkennbar zusammengezogen . . .“ „Schön,“ erwiderte der Gelehrte, „ich

verstehe. Werter Herr, alle Produkte, die von Organismen stammen, sind, wie leicht zu begreifen, einem natürlichen Verfall ausgesetzt, dessen Fortschritte von den atmosphärischen Einflüssen abhängen. Selbst die Metalle dehnen sich und ziehen sich zusammen, und zwar sehr merklich; die Ingenieure zum Beispiel bemerken ziemlich beträchtliche Lücken zwischen Steinblöcken, die ursprünglich von Eisenklammern zusammengehalten wurden. Die Wissenschaft ist lang, und unser Leben ist kurz. So können wir nicht den Anspruch erheben, alle Erscheinungen der Natur zu kennen.“ „Noch eine Frage,“ fing Raphael in einiger Verwirrung noch einmal an; „gestatten Sie, daß ich noch eine sonderbare Frage stelle. Sind Sie sich ganz sicher, daß dieses Stück Leder den gewohnten Gesetzen der Zoologie unterworfen ist: daß es sich ausdehnen läßt?“ „Oh, kein Zweifel! . . . Donnerwetter!“ rief Herr Lavrille bei seinem Versuch, den Talisman zu strecken: „Ja, vielleicht suchen Sie einmal Planchette auf, den berühmten Professor der Mechanik, er wird sicher ein Mittel finden, auf dieses Leder zu wirken, es geschmeidig zu machen und zu dehnen.“ „Ich danke Ihnen, Herr Professor, Sie retten mir das Leben!“

Raphael verabschiedete sich von dem gelehrten Naturforscher, um zu Planchette zu eilen. Er ließ den guten Lavrille in seinem Arbeitskabinett, das mit Glasflaschen und getrockneten Pflanzen gefüllt war. Ohne es zu wissen, hatte er bei seinem Besuche die ganze menschliche Wissenschaft mit auf den Weg bekommen: ein Namenverzeichnis! Der wackere Lavrille ähnelte Sancho Pansa, wie er Don Quijote die Geschichte der Ziegen erzählte: er machte sich ein Vergnügen daraus, Tiere zu zählen und zu numerieren. Er stand nun am Rande des Grabes und kannte kaum einen kleinen Teil aus der unzählbaren Menge der großen Herde, die Gott, wir wissen nicht wozu, in

den Ozean der Welten geschickt hat. Raphael war zufrieden.

„Ich werde meinen Esel im Zaume halten!“ rief er.

Sterne hatte vor ihm gesagt: ‚Wer alt werden will, muß seinen Esel schonen.‘ Aber das Vieh ist so störrisch!

Planchette war groß und hager, ein richtiger Dichter, der immer in Betrachtung eines unermeßlichen Abgrundes, der Bewegung nämlich, versunken war. Die gewöhnlichen Menschen halten diese erhabenen Geister, diese Unverständenen, die sich nicht um Luxus und Mode kümmern, die ganze Tage lang an einem ausgegangenen Zigarrenstummel kauen oder einen Salon betreten, ohne die Knöpfe ihres Anzugs in die geziemende Verbindung mit den Knopflöchern gebracht zu haben, für eine Art Verrückte. Eines Tages haben sie, nachdem sie lange geforscht, lange X auf Aa — Gg gehäuft haben, ein Naturgesetz analysiert und ein einfachstes Prinzip zerlegt; auf einmal staunt die Menge über eine neue Maschine oder irgendeinen Rollwagen, dessen leichter Bau uns in Erstaunen setzt. Der bescheidene Gelehrte lächelt und sagt zu seinen Bewunderern: ‚Was habe ich denn Neues gemacht? Nichts. Der Mensch kann keine Kraft erfinden, er lenkt sie, und die Wissenschaft besteht darin, die Natur nachzuahmen.‘

Als Raphael bei dem Mechaniker eintrat, stand dieser so festgewurzelt da, daß man bei dieser völligen Unbeweglichkeit an einen denken konnte, der vom Galgen gefallen und auf seinen Beinen stehengeblieben wäre. Der Treffliche hatte weder einen Orden noch ein Ehrengehalt; er verstand es nicht, seine Berechnungen in eine effektvolle Beleuchtung zu rücken. Er war glücklich, einer Entdeckung auf der Spur zu sein, und dachte dabei weder an den Ruhm, noch an die Welt, noch an sich selbst. Er lebte in der Wissenschaft und für die Wissenschaft.

„Das ist unerklärlich!“ rief er. „Ah,“ unterbrach er sich, als er Raphael bemerkte, „schön guten Morgen. Wie gehts der Mama? . . . Treten Sie nur bei meiner Frau ein.“

„So hätte ich auch leben können!“ dachte Raphael. Er entriß den Gelehrten seinen Träumen, indem er ihm den Talisman zeigte und ihm die Frage vorlegte, wie man auf ihn wirken könnte.

„Sie mögen über meine Leichtgläubigkeit lachen, Herr Professor,“ sprach der Marquis zum Schluß seiner Darlegung, „ich will Ihnen nichts verbergen. Dieses Stück Leder scheint mir eine Widerstandskraft zu besitzen, die unbesieglich ist.“ „Mein Verehrter,“ antwortete nun Planchette, „die Gesellschaftsmenschen pflegen die Wissenschaft mit einer gewissen Eleganz recht obenhin zu behandeln, und ungefähr sprechen sie alle in dem Ton zu uns, wie der Stutzer, der nach der Sonnenfinsternis mit ein paar Damen zu Lalande kam und zu ihm sagte: ‚Wollen Sie so freundlich sein, die Sache zu wiederholen.‘ Was für eine Wirkung wollen Sie hervorbringen? Die Mechanik hat die Aufgabe, die Gesetze der Bewegung entweder anzuwenden oder sie unwirksam zu machen. Was die Bewegung an sich angeht, so erkläre ich Ihnen in aller Bescheidenheit, daß wir keine Erklärung für sie haben. Das lassen wir also dahingestellt. Nun haben wir einige gleichbleibende Erscheinungen beobachtet, welche die Bewegung der festen und flüssigen Körper lenken. Wenn wir die Grundursachen dieser Erscheinungen reproduzieren, können wir die Körper fortbewegen, ihnen eine Bewegungskraft verleihen, deren Schnelligkeit in bestimmten Verhältnissen feststeht, sie werfen, sie einfach oder ins Unendliche teilen, wir können sie zerbrechen oder pulverisieren; wir können sie ferner drehen, ihnen eine wirbelnde Bewegung geben, sie modifizieren, zusammen-

drücken, dehnen, strecken. Diese ganze Wissenschaft beruht auf einer einzigen Tatsache. Sie sehen diese Kugel. Sie befindet sich auf diesem Stein. Jetzt ist sie hier. Wie nennen wir diesen Akt, der physisch so natürlich und so außergewöhnlich ist? Bewegung, Ortsveränderung? Was für eine ungeheure Eitelkeit ist hinter den Worten verborgen! Ist ein Name denn eine Lösung? Und trotzdem beruht darauf die ganze Wissenschaft. Unsere Maschinen wenden diesen Akt, diese Tatsache an oder neutralisieren sie. Wird diese kleine Erscheinung auf große Massen angewandt, so kann ganz Paris in die Luft fliegen. Wir können die Schnelligkeit auf Kosten der Kraft oder die Kraft auf Kosten der Schnelligkeit vermehren. Was ist Kraft und was ist Schnelligkeit? Unsere Wissenschaft ist nicht imstande, es zu sagen, so wenig wie sie eine Bewegung schaffen kann. Eine Bewegung, wie sie auch beschaffen ist, ist ein ungeheures Vermögen, und der Mensch erfindet kein Vermögen. Das Vermögen ist eins mit der Bewegung; es ist das Wesen der Bewegung. Alles ist Bewegung. Das Denken ist Bewegung. Die Natur ist auf Bewegung gegründet. Der Tod ist eine Bewegung, deren Grenzen uns schlecht bekannt sind. Wenn Gott ewig ist, dann ist er, das dürfen Sie glauben, immer in Bewegung. Vielleicht ist Gott die Bewegung. Darum ist die Bewegung wie er unerklärlich; wie er unergründlich, grenzenlos, unerklärlich und ungreifbar. Wer hat je die Bewegung berührt, erfaßt, gemessen? Wir spüren ihre Wirkungen, ohne sie zu sehen. Wir können sie sogar leugnen, wie wir Gott leugnen. Wo ist sie? Wo ist sie nicht? Wo beginnt sie? Wo ist ihr Ursprung? Wo ist ihr Ende? Sie hüllt uns ein, übt einen Druck auf uns und entweicht. Sie ist klar wie eine Tatsache, dunkel wie eine Abstraktion, ist Ursache und Wirkung völlig in einem. Sie braucht wie wir den

Raum, und was ist der Raum? Die Bewegung allein erklärt ihn uns; ohne die Bewegung ist er nur noch ein leeres Wort ohne Sinn. Die Bewegung ist wie der leere Raum, wie die Schöpfung, wie das Unendliche ein unlösbares Problem, sie entzieht sich unserm menschlichen Denken, und alles, was der Mensch verstehen kann, ist, daß er sie niemals verstehen wird. Zwischen jedem der Punkte, die diese Kugel hintereinander im Raum einnimmt, ist für die menschliche Vernunft ein Abgrund, der Abgrund, in den Pascal gefallen ist. Um nun auf den unbekanntem Stoff, den Sie einer unbekanntem Kraft unterwerfen wollen, zu wirken, müssen wir zuerst diesen Stoff erforschen; nach seiner Natur wird er entweder unter einem Stoß zerbrechen oder wird ihm widerstehen; wenn er in Stücke bricht und es nicht in Ihrer Absicht liegt, ihn zu teilen, so können wir das Ziel, das wir uns vorsetzen, nicht erreichen. Wollen Sie ihn komprimieren, so muß auf alle Teile des Stoffes eine gleiche Bewegung derart übertragen werden, daß der Zwischenraum, der sie trennt, gleichmäßig vermindert wird. Wollen Sie ihn ausdehnen, so müssen wir versuchen, jedem Molekül eine gleiche exzentrische Kraft mitzuteilen; denn ohne genaue Anwendung dieses Gesetzes würden wir eine Unterbrechung der Kontinuität hervorrufen. Sie müssen bedenken, die Bewegung kennt unendliche Modalitäten, zahllose Kombinationen. Zu welcher Wirkung wollen Sie sich entschließen?“ „Herr Professor,“ versetzte Raphael ungeduldig, „ich wünsche irgendeinen Druck, der stark genug ist, um dieses Leder beliebig zu dehnen...“ „Da die Substanz nicht beliebig groß, sondern begrenzt ist,“ erwiderte der Mathematiker, „kann sie nicht beliebig oder unendlich gedehnt werden; der Druck wird mit Notwendigkeit den Umfang auf Kosten der Dicke vergrößern; die Substanz wird dünner werden, bis es an

Materie zu fehlen beginnt . . .“ „Wenn Sie dieses Resultat erreichen,“ rief Raphael, „so haben Sie Millionen verdient!“ „Ich würde Ihnen Ihr Geld stehlen,“ erwiderte der Professor mit dem Phlegma eines Holländers. „Ich will Ihnen mit zwei Worten eine Maschine beschreiben, unter der Gott selber wie eine Fliege zerquetscht würde. Sie ist imstande, einen Menschen, einen gestiefelten und gespornten Menschen, mitsamt seinen Kleidern, seinem Hut, seinen Schmucksachen, kurz mit allem in ein dünnes Blatt Löschpapier zu verwandeln . . .“ „Was für eine furchtbare Maschine!“ „Anstatt ihre Kinder ins Wasser zu werfen, sollten die Chinesen sie lieber so nutzbar verwenden,“ fuhr der Gelehrte fort, der nur in seiner Mechanik lebte.

Planchette war ganz von seinen Gedanken erfüllt, nahm einen leeren Blumentopf, der unten durchlöchert war, und stellte ihn auf die Scheibe der Sonnenuhr; dann holte er aus einem Winkel des Gartens etwas Ton. Raphael war interessiert wie ein Kind, dem seine Amme ein Märchen erzählt. Planchette legte seinen Ton auf die Scheibe, zog dann ein Gartenmesser aus der Tasche, schnitt zwei Holunderzweige ab und fing an, das Mark herauszudrücken; dabei piff er vor sich hin, als ob Raphael nicht dagewesen wäre.

„Da haben wir die Elemente der Maschine,“ sagte er.

Mit Hilfe des Tons befestigte er eine der Holzröhren an dem Boden des Topfes, so daß die Öffnung des Holunders in das Loch des Topfes paßte. So sah es wie eine unförmliche Pfeife aus. Auf der Scheibe richtete er eine Schicht des Tons dergestalt, daß die Form einer Schaufel entstand, setzte den Blumentopf in den weichen Teil und befestigte den Holunderzweig an dem Teil, der den Griff vorstellte. Schließlich brachte er etwas Ton am äußeren Ende des Holunderrohrs an, steckte den zweiten

hohlen Zweig aufrecht hinein, indem er ein zweites Kniestück anbrachte, um ihn mit dem horizontalen Zweig zu verbinden, so daß die Luft oder eine Flüssigkeit in dieser improvisierten Maschine zirkulieren und von der Mündung des vertikalen Rohres durch den Verbindungskanal bis zu dem leeren Blumentopf fließen konnte.

„Dieser Apparat“, sagte er nun zu Raphael mit dem Ernst eines Akademikers, der seine Antrittsvorlesung hält, „ist eine der wunderbarsten Erfindungen des großen Pascal.“ „Ich verstehe nicht . . .“

Der Gelehrte lächelte. Er nahm von einem Obstbaum ein Fläschchen, in dem sein Apotheker ihm eine Flüssigkeit zum Fangen der Ameisen geschickt hatte; er schlug den Boden ab, machte sich einen Trichter daraus, befestigte ihn sorgfältig an der Öffnung des hohlen Zweiges, den er aufrecht gegenüber dem großen Reservoir, das der Blumentopf bildete, in dem Ton angebracht hatte; dann goß er aus einer Gießkanne so viel Wasser ein, daß die Oberflächen des Wassers in dem großen Topf und in dem kleinen kreisrunden Mundstück des Holunderzweiges gleichstanden. Raphael dachte an sein Chagrinleder.

„Das Wasser“, dozierte der Mechaniker, „gilt heute noch als ein Körper, der nicht komprimiert werden kann; beachten Sie dieses Fundamentalprinzip; es kann allerdings komprimiert werden, aber nur so gering, daß wir seine Kontraktionsfähigkeit gleich Null setzen dürfen. Sehen Sie die Oberfläche des Wassers, das in den Blumentopf gelangt ist?“ „Jawohl, Herr Professor.“ „Nun nehmen Sie an, diese Oberfläche wäre tausendmal breiter als das Mundstück des Holunderrohrs, durch das ich die Flüssigkeit eingegossen habe. Sehen Sie, ich nehme den Trichter fort . . .“ „Ganz recht.“ „Wenn ich nun irgendwie das Volumen dieser Masse vermehre, indem ich durch das Mundstück des kleinen Rohrs noch Wasser einführe, so

wird die Flüssigkeit, die genötigt ist, dahin abzufließen, in dem Reservoir, das der Blumentopf bildet, steigen, bis die Flüssigkeit in beiden gleich hoch steht. . .“ „Das ist einleuchtend!“ rief Raphael. „Aber der Unterschied ist der,“ fuhr der Gelehrte fort, „daß, wenn die dünne Wassersäule, die in dem kleinen Vertikalrohr hinzugefügt wird, dort eine Kraft darstellt, die zum Beispiel gleich dem Gewicht eines Pfundes ist, daß sich dann in dem Blumentopf, da die Leistung des Wassers sich der flüssigen Masse getreu mitteilt und auf alle Punkte der Wasseroberfläche im Blumentopf einwirkt, tausend Wassersäulen befinden, die alle die Tendenz haben, zu steigen, wie wenn sie von einer Kraft getrieben wären, die derjenigen gleich ist, welche die Flüssigkeit in dem vertikalen Holunderzweig herabtreibt, und also mit Notwendigkeit hier — er deutete auf die Öffnung des Blumentopfes — eine Leistung hervorbringen, die tausendmal beträchtlicher ist als die Leistung, die da eingeführt wird.“

Der Gelehrte wies dabei mit dem Finger auf die Holzröhre, die senkrecht in dem Ton befestigt war.

„Das ist sehr einfach,“ meinte Raphael. Planchette lächelte. „Mit andern Worten“, fuhr er mit der hartnäckigen Logik, die den Mathematikern eigen ist, fort, „müßte man, wenn man dem Anprall des Wassers Widerstand leisten wollte, in jedem Teil der großen Oberfläche eine Kraft entfalten, die der Kraft, die in dem vertikalen Rohr wirkt, gleich ist; nur von dem Unterschied abgesehen, daß, wenn die flüssige Säule hier einen Fuß hoch ist, die tausend kleinen Säulen der großen Oberfläche sich nur um eine Kleinigkeit erheben. Jetzt — damit warf Planchette seine Holundermaschine verächtlich zur Seite — denken wir uns diesen komischen kleinen Apparat durch Metallröhren von genügender Stärke und Weite ersetzt. Bedecken wir nun die flüssige Oberfläche des

großen Reservoirs mit einer beweglichen starken Platte, bringen wir ihr gegenüber eine andere an, deren Widerstandskraft und Festigkeit erprobt ist, setzen wir uns an die Aufgabe, der flüssigen Masse durch das kleine Vertikalrohr Wasser hinzuzufügen, so muß der Gegenstand, der so zwischen zwei feste Flächen genommen wird, mit Notwendigkeit dem ungeheuren Druck, der unaufhörlich auf ihn ausgeübt wird, nachgeben. Durch das kleine Rohr fortwährend Wasser zuzuführen, ist ein Kinderspiel, und ebenso die Übertragung der flüssigen Masse auf eine Platte. Zwei Kolben und ein paar Ventile genügen. Verstehen Sie nun, Wertgeschätzer — damit faßte er Valentin am Arm —, daß es kaum einen Stoff geben kann, der nicht, wenn man ihn zwischen diese beiden unaufhörlichen Widerstände bringt, genötigt wäre, sich auszudehnen.“ „Wie, der Verfasser der ‚Lettres provinciales‘ hat das erfunden?“ rief Raphael. „Er allein. Die Mechanik kennt nichts Einfacheres und nichts Schöneres. Das entgegengesetzte Prinzip, die Expansionskraft des Wassers, hat die Dampfmaschine geschaffen. Aber die Expansionskraft des Wassers geht nur bis zu einem gewissen Grade, während seine Nichtkomprimierbarkeit, die eine gewissermaßen negative Kraft ist, notwendigerweise unendlich ist.“ „Wenn dieses Leder sich ausdehnt,“ sagte Raphael, „verspreche ich, Blaise Pascal eine Kolossalstatue zu errichten, einen Preis von hunderttausend Franken für die Lösung des schönsten Problems der Mechanik in jedem Jahrzehnt zu stiften, Ihre Geschwisterkinder und Geschwisterkindeskinder auszustatten und schließlich ein Hospital für verrückt gewordene oder verarmte Mathematiker zu gründen.“ „Das wäre sehr nützlich,“ erwiderte Planchette und fuhr dann mit der Ruhe eines Mannes, der nur in der Sphäre des Verstandes lebt, fort: „Gehen wir also morgen zu Spieghalter. Dieser

treffliche Mechaniker hat nach meinen Angaben jetzt eben eine vervollkommnete Maschine gebaut, die einen kolossalen Druck ausübt und von einem Kinde bedient werden könnte.“ „Auf morgen, Herr Professor.“ „Auf morgen.“ „Die Mechanik, das ist doch eine Sache!“ rief Raphael. „Ist sie nicht die schönste aller Wissenschaften? Der andere mit seinen Wildeseln, seinen Klassen, seinen Laten, seinen Gattungen und seinen Glasgefäßen voller Scheußlichkeiten taugte zu weiter nichts, als in einem Café die Billardstöße zu markieren.“

Am andern Tag suchte Raphael ganz vergnügt Planchette auf, und sie fuhren zusammen in die Rue de la Santé; schon der Name der Straße deuchte den Marquis von guter Vorbedeutung. Spieghalter hatte einen riesigen Betrieb; der junge Mann sah überall rote und donnernde Eisenhämmer. Es war ein Feuerregen, eine wahre Sintflut von Nägeln und Haken, ein Ozean von Kolben, Schrauben, Hebeln, Stangen, Feilen, ein Meer von Gußeisen, Holz, Ventilen und Stahlbarren. Der Eisenfeilstaub machte das Atmen schwer. In der Luft lag Eisen, die Männer waren mit Eisen bedeckt, alles atmete Eisen, das Eisen war lebendig, es war organisiert, es verflüssigte sich, lief weiter, dachte und nahm alle Formen an, gehorchte allen Launen. An dem Geheul der Gebläse, dem Crescendo der Hämmer, dem Pfeifen der Drehbänke, auf denen das Eisen ächzte, vorbei kam Raphael in einen großen saubern und gut gelüfteten Raum, in dem er die ungeheure Presse, von der ihm Planchette gesprochen hatte, in Muße betrachten konnte. Er bewunderte eine Art gußeiserne Bohlen und Preßwangen aus Eisen, die durch einen unzerstörbaren Kern verbunden waren.

„Wenn Sie siebenmal schnell hintereinander an dieser Kurbel drehen würden,“ sagte Spieghalter und wies auf eine Art Pumpenschwengel aus blankem Eisen, „dann

würden Sie eine Stahlplatte in tausend Splitter zersprengen, die Ihnen wie Nadeln ins Fleisch springen würden.“ „Donnerwetter!“ rief Raphael.

Planchette legte eigenhändig das Chagrinleder zwischen die beiden Platten der hervorragenden Presse und bediente in all der Sicherheit, die von wissenschaftlichen Überzeugungen ausgeht, lebhaft den Schwengel.

„Auf den Boden legen — wir sind alle des Todes!“ rief Spieghalter mit donnernder Stimme und warf sich selbst flach hin.

Ein schreckliches Pfeifen war in der ganzen Werkstatt zu hören. Das Wasser in der Maschine zersprengte das gewaltige Rohr, es drang ein Strahl von furchtbarer Gewalt hervor, der sich zum Glück gegen einen alten Eisenhammer lenkte, den er umwarf, zerschmetterte und verdrehte, wie eine Windhose ein Haus umdreht und mit-schleppt.

„Oh,“ sagte Planchette in Ruhe, „das Chagrinleder ist ganz heil geblieben! Meister Spieghalter, es war ein Sprung in Ihrem Guß oder eine undichte Stelle im großen Rohr...“ „Nein, nein, ich kenne meinen Guß. Der Herr soll nur das Zeug fortnehmen, der Teufel sitzt drin.“

Der Deutsche nahm einen Schmiedehammer zur Hand, legte das Stück Leder auf einen Amboß und schlug mit der ganzen Kraft, die die Wut verleiht, einen so furchtbaren Schlag auf den Talisman, wie in seinen Werkstätten noch keiner geschmettert worden war.

„Er zeigt sich bloß nicht!“ rief Planchette und streichelte das widerspenstige Fell.

Die Arbeiter liefen herbei. Der Werkmeister nahm das Leder und steckte es in das lodernde Steinkohlenfeuer einer Schmiede. Alle setzten sich im Halbkreis um das Feuer und beobachteten ungeduldig die Tätigkeit eines

ungeheuren Blasebalgs. Raphael, Spieghalter und Professor Planchette saßen in der Mitte dieser Männer mit ihren schwarzgefärbten Gesichtern, die das Feuer belauerten. Als Raphael all diese weißen Augen, diese Köpfe voller Eisenstaub, diese schwarzen, glänzenden Kleider, diese haarigen Brüste sah, glaubte er sich in die nächtliche, phantastische Welt der deutschen Balladen versetzt. Der Werkmeister ergriff schließlich das Leder mit einer Zange, nachdem er es zehn Minuten lang in dem Feuer gelassen hatte.

„Geben Sie es mir,“ sagte Raphael.

Der Werkmeister streckte es Raphael wie zum Spaß hin. Der Marquis nahm es einfach in die Hand: es war kalt und geschmeidig. Die Arbeiter schrien vor Entsetzen auf und flohen. Valentin blieb mit Planchette allein in der leeren Werkstatt.

„Kein Zweifel, es sitzt etwas Teuflisches drinnen!“ rief Raphael verzweifelt; „keine Macht der Erde kann mir also einen Tag zuiegen?“ „Ich habe unrecht gehabt,“ versetzte der Mathematiker mit zerknirschter Miene, „wir hätten dieses absonderliche Fell der Wirkung eines Walzwerks aussetzen müssen. Wo hatte ich meine Augen, als ich Ihnen eine hydraulische Presse vorschlug!“ „Ich hatte es gefordert,“ erwiderte Raphael.

Der Gelehrte atmete auf wie ein Schuldiger, der von zwölf Geschworenen freigesprochen wird. Das seltsame Problem dieses Stückes Leder interessierte ihn, er dachte eine Weile nach und sagte schließlich:

„Man muß diesen unbekanntem Stoff mit Reagenzien behandeln. Wir wollen Japhet aufsuchen, vielleicht hat die Chemie mehr Glück als die Mechanik.“

Valentin trieb sein Pferd schnell an, damit sie den berühmten Chemiker Japhet in seinem Laboratorium antrafen.

„Nun, alter Freund,“ sagte Planchette, als er Japhet begrüßte, der in einem Lehnstuhl saß und einen Niederschlag betrachtete, „wie gehts der Chemie?“ „Sie schläft ein; nichts Neues. Die Akademie hat allerdings die Existenz des Salizin anerkannt, aber Salizin, Asparagin, Vauquelin, Digitalin, das sind alles keine Entdeckungen...“ „Es scheint,“ sagte Raphael, „daß Sie in Ermangelung von Dingen, die Sie auffinden können, darauf angewiesen sind, Namen zu erfinden.“ „Das ist bei Gott wahr, junger Mann!“ „Sieh mal,“ sagte Professor Planchette zu dem Chemiker, „versuche doch mal, diese Substanz zu zerlegen; wenn du irgendein neues Element oder eine neue Verbindung daraus gewinnst, stelle ich von vornherein den Namen Diabolin zur Verfügung; denn eben vorhin, als wir es komprimieren wollten, haben wir eine hydraulische Presse zuschanden gemacht.“ „Schau, schau!“ rief der Chemiker vergnügt, „das gibt vielleicht ein neues Element.“ „Einstweilen aber“, sagte Raphael, „ist es weiter nichts als ein Stück Eselshaut.“ „Herr...“, wollte der Chemiker ernst erwidern, aber der Marquis gab ihm das Chagrinleder mit der Bemerkung: „Ich mache keinen Spaß.“

Baron Japhet prüfte das Leder zunächst mit den Geschmackswärzchen seiner Zunge, die so geübt war, Salze, Säuren, Alkalien und Gase zu kosten, und meinte nach einigen Versuchen:

„Geschmack hat es keinen. Nun wollen wir ihm einmal ein bißchen Fluorsäure zu versuchen geben.“

Das Leder wurde mit diesem Stoff behandelt, der tierische Produkte so schnell zur Zerstörung bringt, aber es zeigte sich keinerlei Veränderung an ihm.

„Das ist kein Chagrin!“ rief der Chemiker. „Nun wollen wir dieses geheimnisvolle, unbekanntes Ding wie ein Mineral behandeln und ihm ordentlich einheizen. Tun wir es

also in einen unschmelzbaren Tiegel, in dem ich gerade Ätzkali habe.“

Japhet ging hinaus und kam bald wieder.

„Ach bitte,“ sagte er zu Raphael, „lassen Sie mich ein Stückchen dieser kuriosen Substanz nehmen, sie ist höchst seltsam.“ „Ein Stückchen?“ rief Raphael; „nicht einmal Haaresbreite darf davon weg. Übrigens“, fügte er dann mit einem Ausdruck hinzu, der zugleich düster und spöttisch war, „versuchen Sie es!“

Der Gelehrte zerbrach bei dem Versuch, etwas von dem Fell loszubekommen, ein Rasiermesser; er versuchte, es mit Hilfe einer starken elektrischen Ladung klein zu bekommen; dann unterwarf er es der Wirkung der Voltaschen Säule; kurz, alle Blitze seiner Wissenschaft wurden an dem schrecklichen Talisman zunichte. Es war sieben Uhr abends. Planchette, Japhet und Raphael merkten nicht, wie die Zeit verschwand; sie warteten auf das Ergebnis eines letzten Versuches. Das Chagrinleder ging aus einem furchtbaren Angriff, der mit Hilfe einer gehörigen Dosis Stickstoffchlorür darauf unternommen worden war, siegreich hervor.

„Ich bin verloren!“ rief Raphael. „Gott will es. Ich muß sterben . . .“

Die beiden Gelehrten blieben verblüfft zurück.

„Wir wollen uns hüten, dieses Abenteuer der Akademie zu erzählen, unsere Kollegen würden sich über uns lustig machen,“ sagte Planchette nach einer langen Pause, in der sie einander angesehen hatten, ohne ihre Gedanken auszutauschen, zu dem Chemiker.

Die beiden Gelehrten kamen sich wie Christen vor, die aus ihren Gräbern auferstanden wären und keinen Gott im Himmel gefunden hätten. Die Wissenschaft? Ohnmächtig! Die Säuren? Klares Wasser! Das Ätzkali? Blamiert! Die Voltasche Säule und der elektrische Funke? Zwei Gaukelmännchen!

„Eine hydraulische Presse hat das Ding zersprengt wie einen Scherben!“ rief Planchette.

Es trat wieder Schweigen ein, dann murmelte der Baron Japhet:

„Ich glaube an den Teufel!“ „Und ich an Gott!“ antwortete Planchette.

Sie blieben beide in ihrer Rolle. Für einen Mechaniker ist die Welt eine Maschine, die einen Macher verlangt; für die Chemie, dieses Werk eines Dämons, der alles zur Auflösung bringt, ist die Welt ein Gas, das mit Bewegung begabt ist.

„Wir können die Tatsache nicht leugnen,“ fing der Chemiker wieder an. „Bah! trösten wir uns mit dem verschwommenen Satz, den die Doktrinäre in die Welt gesetzt haben: Albern wie eine Tatsache.“ „Dein Satz“, versetzte der Chemiker, „scheint mir aber erst recht albern zu sein.“

Sie fingen zu lachen an und setzten sich als Männer zu ihrem Essen, die in einem Wunder nur noch ein Phänomen der Wissenschaft erblickten.

Valentin war zu Hause angelangt. Eine kalte Wut hatte ihn befallen; er glaubte an nichts mehr; seine Gedanken stritten in seinem Hirn, drehten sich und schwankten, wie es einem Menschen geht, der vor etwas Unmöglichem steht. Er hätte gern an einen verborgenen Fehler in der Maschine Spieghalters geglaubt; auch die Ohnmacht der Wissenschaft und des Feuers hatte ihn nicht gewundert; aber die Geschmeidigkeit des Leders, als er es in die Hand nahm, und seine Dauerhaftigkeit, als alle Zerstörungsmittel, die dem Menschen zur Verfügung stehen, dagegen gerichtet wurden, machten ihm Grauen. Diese unbestreitbare Tatsache erregte ihm Schwindel.

„Ich bin närrisch,“ sagte er sich. „Ich habe seit heute morgen nichts gegessen und verspüre trotzdem weder

Hunger noch Durst, und dabei habe ich in der Brust eine Glut, die mich verzehrt . . .‘

Er barg das Chagrinleder wieder in dem Rahmen, in dem es bis vor kurzem gewesen war; er zog wieder mit roter Tinte eine Linie um die jetzigen Konturen des Talismans und setzte sich dann in seinen Lehnstuhl.

„Schon acht Uhr!“ rief er. „Dieser Tag ist wie ein Traum vergangen.“

So blieb er sitzen, hatte den Kopf auf die linke Hand gestützt und blieb in düstere Betrachtungen, in verzehrendes Sinnen versunken. Ihm war zumute wie einem zum Tode Verurteilten.

„Ach, Pauline!“ rief er. „Armes Kind! Es gibt Abgründe, über die die Liebe nicht hinüber kann, trotz aller Kraft ihrer Flügel.“

In diesem Augenblick hörte er ganz deutlich einen unterdrückten Seufzer. Er horchte auf, und mit der Sicherheit der Liebe vernahm er den Atem Paulinens.

„Oh,“ sagte er zu sich selbst, „das ist mein Urteil. Wenn sie da wäre, wollte ich in ihren Armen sterben!“

Ein freies, lustiges Lachen erklang. Er wandte den Kopf nach seinem Bett und sah durch die durchscheinenden Vorhänge Paulinens Gesicht. Sie lachte, wie ein Kind über einen Streich lacht, der ihm geglückt ist; ihre schönen Haare waren ihr in tausend Locken über die Schultern gefallen; sie lag da wie eine bengalische Rose auf einer Schicht weißer Rosen.

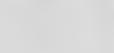
„Ich habe Jonathan verleitet,“ sagte sie; „gehört dieses Bett nicht mir, bin ich nicht deine Frau? Schilt nicht, Geliebter, ich wollte nur in deiner Nähe schlafen, wollte dich überraschen. Verzeih mir die Torheit!“

Sie sprang wie eine Katze aus dem Bett, stand strahlend in ihrem Musselin vor Raphael und setzte sich ihm auf den Schoß.



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)



APPLIED IMAGE Inc

1653 East Main Street
Rochester, New York 14609 USA
(716) 482 - 0300 - Phone
(716) 288 - 5989 - Fax

„Von was für einem Abgrund sprachst du denn, Liebster?“ fragte sie. Auf ihrer Stirn war ihre Besorgnis zu lesen. „Vom Tode.“ „Du tust mir weh,“ antwortete sie, „es gibt Vorstellungen, die wir armen Frauen nicht aushalten; sie bringen uns um. Kommt es von unserer starken Liebe oder vom Mangel an Mut? Ich weiß es nicht. Der Tod schreckt mich nicht.“ Dabei lachte sie schon wieder. „Mit dir morgen früh in einem letzten Kuß zu sterben, wäre eine Wonne. Mir ist, als hätte ich schon mehr als hundert Jahre gelebt. Was liegt an der Zahl der Tage, wenn wir in einer Nacht, in einer Stunde ein ganzes Leben voller Frieden und Glück ausgeschöpft haben?“ „Du hast recht. Aus deinem holden Mund spricht der Himmel. Gib ihn mir zum Kusse und laß mich mit dir sterben.“ „Sterben wir also!“ gab sie lachend zur Antwort.

Gegen neun Uhr morgens schien der Tag durch die Spalten der Jalousien; die Musselinvorhänge dämpften das Licht, aber schon konnte man die reichen Farben des Teppichs und die seidenglänzenden Möbel des Zimmers sehen, in dem die Liebenden ruhten. Die Vergoldungen in dem Gemach funkelten in der Sonne. Ein Strahl erstarb auf dem weichen Bett, das im Liebesspiel zu Boden gefallen war. Paulines Kleid, das an einem hohen Spiegel aufgehängt war, sah wie eine Geistergestalt aus. Die zierlichen Schuhe standen weit vom Bett ab. Eine Nachtigall setzte sich aufs Fensterbrett; ihr helles Singen, ihr rascher Flügelschlag, als sie wegflog, weckten Raphael auf.

„Wenn ich sterben soll,“ sagte er sich und vollendete damit einen Gedanken seines Traumes, „muß mein Organismus, dieser Apparat von Fleisch und Knochen, der von meinem Willen beseelt ist, eine merkbare Verletzung aufweisen. Die Ärzte müssen die Symptome der

angegriffenen Lebenskraft erkennen und mir sagen können, ob ich gesund oder krank bin.'

Er sah seine Frau an, die neben ihm schlief. Sie hielt seinen Kopf und bekundete so auch im Schlaf die zärtliche Sorge der Liebe. Pauline lag zierlich ausgestreckt da wie ein Kind und hatte ihm das Gesicht zugewendet: sie schien ihn noch anzusehen und ihm den Mund entgegenzuhalten, den ihr regelmäßiger, reiner Atem leicht geöffnet hatte. Ihre kleinen schimmernden Zähne hoben sich von dem Rot ihrer frischen Lippen ab, um die ein Lächeln schwebte; die Färbung ihrer Wangen war in diesem Augenblick lebhafter als in den verliebtesten Stunden des Tages. Ihre anmutige Hingegebenheit, aus der so reines Vertrauen sprach, fügte dem Zauber der Liebe noch den wundervollen Reiz der schlummernden Kindheit hinzu. Selbst die natürlichsten Frauen gehorchen während des Tages gewissen gesellschaftlichen Konventionen, von denen die naiven Ausbrüche ihrer Seele gehemmt werden; der Schlaf jedoch scheint sie der Unmittelbarkeit des Lebens zurückzugeben, die ein Schmuck der Jugend ist: Pauline errötete über nichts, sie war eins der holden himmlischen Geschöpfe, denen die Vernunft noch keine Gedanken in die Bewegungen, keine Geheimnisse in die Blicke gemischt hat. Ihr Profil hob sich von dem feinen Batist der Kopfkissen schön ab; die breiten Spitzenrüschen, die sich fast mit ihren Haaren vermengten, gaben ihr ein schelmisches Aussehen; sie war im Genuß eingeschlafen; ihre langen Wimpern schienen die Augen vor zu grellem Licht schützen oder die Seele, wenn sie versucht, eine völlige, aber flüchtige Lust festzuhalten, in ihrer Sammlung unterstützen zu wollen; ihr zierliches, rosiges Ohr, das, von dem Kranz ihrer Haare umrahmt, in Mechelner Spitzen geborgen ruhte, hätte einen Künstler, einen Maler, einen Greis in Liebesverzückung

gebracht oder etwa einem Wahnsinnigen den Verstand wiedergegeben. So seine schlafende Geliebte zu sehen, wie sie unter dem Schutze des geliebten Mannes friedlich lächelnd schlummert, wie sie ihn noch im Traum, wo das Leben geschwunden zu sein scheint, liebt und ihm schweigend die Lippen entgegenhält, die noch im Schlafe vom letzten Kusse erzählen; so ein liebendes Weib zu sehen, das halbnackt, aber in ihre Liebe wie in einer Mantel gehüllt und im Schoße der Auflösung keusch daliegt; so ihre da und dorthin zerstreuten Kleider, dieses Bündel Seide, das am Abend vorher schnell hingeworfen wurde, um den Liebsten zu erquicken, den gelösten Gürtel zu betrachten, der von grenzenlosem Vertrauen spricht, — ist das nicht namenlose Freude? Dieser Gürtel ist ein ganzes Gedicht; das Weib, das er geschützt hat, existiert nicht mehr; es gehört dem Geliebten, ist in ihn verwandelt; verrät er sie von nun an, so verwundet er sich selbst. Raphael sah sich voller Rührung in diesem Zimmer um, das voller Liebe, voller Erinnerungen war, in dem der Tag inbrünstig strahlte, und kehrte dann wieder seinen Blick der Frau mit ihren reinen, jungen Formen zu, die noch in der Liebe weilte, deren Gefühle mehr als alles andere noch ihm ungeteilt gehörten. Er wünschte noch zu leben. Wie sein Blick auf Pauline fiel, öffnete sie sofort die Augen, wie wenn ein Sonnenstrahl sie getroffen hätte.

„Guten Morgen, mein Freund,“ begrüßte sie ihn lächelnd.
„Wie schön du bist, Böser.“

Die beiden, voll der Anmut, welche die Liebe, die Jugend, die Dämmerung und das Schweigen verlieh, waren ein wundervolles Paar. Nur allzuschnell schwindet dieser Zauber, der nur den ersten Tagen der Liebesleidenschaft eignet, wie die Naivität und Unschuld die Attribute der Kindheit sind. Ach, diese Lenzfreuden der Liebe müssen wie die Heiterkeit unserer Kindheit fliehen

und leben dann nur noch in unserer Erinnerung, um uns je nach den Launen der geheimen Vorgänge unseres Innern entweder trostlos zu machen oder uns vorüberhuschende Tröstung zu gewähren.

„Warum bist du erwacht?“ klagte Raphael; „ich war so glücklich, dich schlafend zu sehen, ich weinte vor Glück . . .“ „Ich auch,“ erwiderte sie, „ich habe heute nacht gewint, als ich deinen Schlummer bewachte, aber nicht vor Freude. Höre, mein Raphael, höre mich! Wenn du schläfst, ist dein Atem nicht frei, es ist etwas Rasseldes in deiner Brust, das mir Angst gemacht hat. Du hast in Schlaf ein trockenes Hüsteln, das dem meines Vaters, der jetzt an der Schwindsucht stirbt, sehr ähnlich ist. An dem Geräusch deiner Lungen habe ich einige Symptome dieser Krankheit erkannt. Und du hattest Fieber, ich weiß es gewiß, deine Hand war feucht und glühend . . . Geliebter, du bist jung,“ fügte sie hinzu und schauerte zusammen, „du könntest noch geheilt werden, wenn zum Unglück . . . Aber nein,“ rief sie froh, „es ist kein Unglück, die Krankheit ist ansteckend, sagen die Ärzte.“

Sie umschlang Raphael mit beiden Armen und sog mit einem Kuß, in dem ihre ganze Seele lag, seinen Atem ein.

„Ich will keine alte Frau werden. Wir wollen zusammen jung sterben und mit Blumen in den Händen gen Himmel pilgern.“ „Solche Pläne macht man leicht, wenn man gesund ist,“ erwiderte Raphael, der mit beiden Händen in Paulinens Haaren wühlte.

Jetzt aber bekam er einen furchtbaren Hustenanfall. Es war so ein tiefer, dröhnender Husten, der wie aus einem Sarg zu kommen scheint, der die Blässe auf die Stirn des Kranken treibt, welcher dann, wenn es vorbei ist, am ganzen Leibe zittert und in Schweiß gebadet ist. Die Nerven sind aufgewühlt, die Seiten schmerzen vor Anstrengung, der Rücken ist erschöpft und der ganze Körper ist wie von

einem Bleigewicht ermattet. Raphael legte sich, niedergeschlagen und bleich, langsam hin; er war aufs äußerste mitgenommen wie einer, dessen ganze Kraft in einer letzten Anstrengung verbraucht worden ist. Pauline sah ihn mit starren Augen, die vor Angst weit aufgerissen waren, an. Sie blieb regungslos, blaß und schweigend.

„Wir dürfen keine Torheit mehr begehen, Liebster,“ sagte sie schließlich. Sie wollte Raphael die furchtbare Ahnung, die sie überkommen hatte, verbergen.

Sie schlug die Hände vors Gesicht. Das gräßliche Gerippe des Todes stand vor ihr. Raphael sah fahl und lohl aus; sein Antlitz glich einem Totenkopf, der etwa für die Studien eines Gelehrten dem Schlund des Kirchhofs entrissen worden wäre. Paulinen fiel der Ausruf ein, den sie am Tag vorher aus Valentins Mund gehört hatte, und sie sagte zu sich selbst:

„Ja, es gibt Abgründe, über die die Liebe nicht hinüber kann, aber sie kann sich hineinstürzen.“

Ein paar Tage nach dieser trostlosen Szene saß Raphael an einem Märzorgen in seinem Lehnstuhl. Vier Ärzte standen um ihn herum, die ihn an das Fenster seines Schlafzimmers hatten setzen lassen, wo es hell war, und ihm hintereinander den Puls befühlten, an ihm klopfen und ihn mit offenbarem Interesse befragten. Der Kranke suchte aus ihren Gesten und den kleinsten Falten auf ihrer Stirn ihre Gedanken zu erraten. Diese Konsultation war seine letzte Hoffnung. Diese höchsten Richter sollten sein Urteil sprechen: Leben oder Tod. Daher hatte Valentin, um der Wissenschaft das letzte Wort zu entreißen, die Orakel der modernen Medizin berufen. Dank seinem Vermögen und seinem Namen waren die drei Systeme, zwischen denen sich das menschliche Wissen bewegt, hier vor ihm. Drei von diesen Doktoren trugen die ganze ärztliche Philosophie mit sich herum und repräsentierten

den Kampf, den der Spiritualismus, die Analyse und ein gewisser spöttischer Eklektizismus untereinander führen. Der vierte Arzt war Horace Bianchon, ein Mann voller Zukunft und Wissen, vielleicht der ausgezeichnetste der neuen Ärzte, der kluge und bescheidene Vertreter der forschenden Jugend, die sich anschickt, die Erbschaft der Schätze anzutreten, die seit fünfzig Jahren von der Schule von Paris angesammelt worden sind, und die vielleicht den Bau errichten wird, für den die früheren Jahrhunderte so viel Material herbeigeschleppt haben. Er war ein Freund des Marquis und Rastignacs und hatte vor mehreren Tagen seine Behandlung übernommen. Jetzt half er ihm, auf die Fragen der drei Professoren zu antworten, die er zuweilen mit einiger Dringlichkeit auf die Symptome hinwies, die ihm eine Lungenschwindsucht zu verraten schienen.

„Sie haben ohne Zweifel sehr ausschweifend gelebt, haben, wie man so sagt, ein tolles Leben geführt? und haben sich auch großen geistigen Anstrengungen gewidmet?“ fragte einer der drei berühmten Professoren, dem sein eckiger Kopf, das große Gesicht, der energische Bau ein gewisses geistiges Übergewicht über seine beiden Gegner gaben. „Ich habe mich durch Ausschweifung töten wollen, nachdem ich drei Jahre lang an einem großen Werke gearbeitet habe, mit dem Sie sich vielleicht einmal beschäftigen werden,“ antwortete ihm Raphael.

Der berühmte Arzt nickte mit dem Kopf als Zeichen seiner Zufriedenheit. Es sah aus, als ob er bei sich gesagt hätte: „Ich wußte es!“ Dieser Arzt war der berühmte Brisset, der Führer der Organisten, der Nachfolger der Cabanis und Bichat, der Arzt aus der positivistischen und inmaterialistischen Schule, die im Menschen ein endliches Wesen sieht, das lediglich den Gesetzen seiner eigenen Organisation unterworfen ist und dessen normaler Zustand oder

schädliche Abweichungen von der Norm sich aus unverkennbaren Ursachen erklären lassen.

Nach dieser Antwort sah Brisset schweigend auf einen untersetzten Mann mit hochrothem Gesicht und glühendem Auge, der einem antiken Satyr glich. Er lehnte sich mit dem Rücken an die Fensternische und sah Raphael aufmerksam an, ohne ein Wort zu sagen. Der Doktor Caméristus war ein schwärmerischer und gläubiger Mann, der Führer der Vitalisten und der poetische Verteidiger der abstrakten Doktrinen von Helmonts; er sah im menschlichen Leben ein geheimnisvolles höheres Prinzip, eine unerklärliche Erscheinung, der man mit dem Messer nicht beikommen kann, die der Chirurgie spottet, den Arzneien der Pharmazeutik, den X der Algebra, den Demonstrationen der Anatomie unzugänglich ist und sich all unsern Mühen entzieht: eine Art unauffindbare, unsichtbare Flamme, die irgendeinem göttlichen Gesetz unterworfen ist und die oft in einem Körper bleibt, dem wir das Urtheil gesprochen haben, wie sie auch die lebenskräftigsten Naturen verläßt.

Ein sardonisches Lächeln schwebte auf den Lippen des dritten, des Doktor Maugredie. Er war ein akademischer Kopf, aber ein Skeptiker und Spötter, der, wie Caméristus als ans Skalpel glaubte, Brisset den Tod eines Menschen zugestand, dem es ausgezeichnet ging, und wiederum mit Caméristus anerkannte, daß jemand noch nach seinem Tode leben könnte. Er fand in allen Theorien etwas Gutes, schloß sich keiner an, behauptete, das beste System in der Medizin sei, keins zu haben und sich an die Tatsachen zu halten. Dieser Panurg der Schule, der König der Beobachtung, der große Diagnostiker und ebenso große Spötter, der Mann der verzweifelten Versuche machte sich jetzt mit dem Chagrinleder zu schaffen.

„Ich möchte mich gern von dem Zusammenhang zwischen Ihren Wünschen und seiner Verkleinerung mit eigenen Augen überzeugen,“ sagte er zu dem Marquis. „Wozu denn?“ rief Brisset. „Wozu denn?“ wiederholte Caméristus. „Ah! Wenn Sie einig sind,“ antwortete Maugredie. „An dieser Zusammenziehung ist weiter gar nichts dran,“ meinte Brisset. „Sie ist übernatürlich,“ sagte Caméristus. „Ja, in der Tat,“ versetzte Maugredie und nahm eine ernste Miene an, während er Raphael sein Chagrinleder zurückgab; „so ist zum Beispiel die hornartige Verhärtung der Haut eine unerklärliche Tatsache und doch etwas Natürliches und bildet seit der Erschaffung der Welt die Verzweiflung der Medizin und der hübschen Frauen.“

Wenn er seine drei Ärzte studierte, konnte Valentin an ihnen keinerlei Sympathie für seine Leiden entdecken. Alle drei blieben nach jeder Antwort still, maßen ihn mit gleichgültigen Blicken und befragten ihn, ohne Mitleid mit ihm zu haben. Die Gleichgültigkeit war hinter ihrer Höflichkeit zu spüren. Mochte es von ihrer Sicherheit oder vom Nachdenken kommen, ihre Worte waren so spärlich, so träge, daß Raphael manchmal glaubte, sie wären zerstreut. Von Zeit zu Zeit antwortete lediglich Brisset: „Gut! Schön!“ auf alle verzweifelten Symptome, die Bianchon aufzeigte. Caméristus schien dauernd in tiefe Träumerei versunken; Maugredie erinnerte an einen Lustspieldichter, der zwei Originale studiert, um sie treu auf die Bühne zu bringen. Das Gesicht Bianchons verriet tiefen Kummer, eine Rührung voller Trauer. Er war erst seit zu kurzer Zeit Arzt, um vor dem Schmerz stumpf, vor dem Bett eines Sterbenden unerschüttert bleiben zu können; er konnte die Freundschaftstränen nicht unterdrücken, die einen Menschen hindern, alles zu sehen und wie ein Befehlshaber den für den Sieg günstigen

Augenblick zu packen, ohne auf die Schreie der Sterbenden zu hören. Nachdem die Autoritäten ungefähr eine halbe Stunde darauf verwendet hatten, der Krankheit und dem Kranken sozusagen das Maß zu nehmen, wie ein Schneider einem jungen Mann, der bei ihm seinen Hochzeitsanzug bestellt, das Maß nimmt, brachten sie ein paar Gemeinplätze vor, unterhielten sich sogar über Politik; dann wollten sie in Raphaels Arbeitszimmer gehen, um ihre Meinungen auszutauschen und das Urteil zu redigieren.

„Meine Herren.“ fragte sie Raphael, „kann ich der Debatte nicht beiwohnen?“

Bei diesen Worten kreischten Brisset und Maugredie laut auf und lehnten es trotz der dringlichen Bitten des Kranken ab, in seiner Anwesenheit zu beraten. Raphael unterwarf sich dem Brauche; er gedachte aber, sich in einen kleinen Gang zu schleichen, von dem aus er die medizinischen Erörterungen, deren die Professoren jetzt pflegen wollten, leicht hören konnte.

„Meine Herren.“ sagte Brisset, als sie eingetreten waren, „gestatten Sie mir, Ihnen meine Meinung schnell zu sagen. Ich will sie Ihnen weder aufdrängen, noch sie bestritten sehen: erstens ist sie bestimmt und sicher und ist das Ergebnis einer völligen Ähnlichkeit zwischen einem meiner Kranken und der Person, zu dessen Untersuchung wir jetzt berufen worden sind; zweitens erwartet man mich in meiner Klinik. Der Fall, der dort meine Anwesenheit nötig macht, ist so wichtig, daß Sie entschuldigen, wenn ich als erster das Wort ergreife. Die Person, mit der wir es zu tun haben, ist in gleicher Weise von geistigen Arbeiten erschöpft... Was hat er denn gemacht, Horace?“ Damit wandte er sich an den jungen Arzt. „Eine Theorie des Willens.“ „Donnerwetter! Das ist freilich ein weitläufiges Thema! Er ist, sage ich, durch Ausschweifungen des Denkens, durch Abweichungen von

einem vernünftigen Lebenswandel, durch die wiederholte Anwendung von zu starken Stimulantien erschöpft. Die heftige Anstrengung des Körpers wie des Gehirns hat die Tätigkeit des ganzen Organismus durcheinandergebracht. Meine Herren, es ist leicht, in den Symptomen des Gesichtsausdrucks und des Körpers eine starke Reizbarkeit des Magens, die Neurose des großen Sympathikus, die starke Empfindlichkeit in der Gegend der Herzgrube und die starke Zusammenziehung im oberen Teil des Bauches zu erklären. Sie haben die Anschwellung und das Heraustreten der Leber bemerkt. Schließlich hat Herr Bianchon die Verdauung seines Patienten dauernd beobachtet und hat uns mitgeteilt, daß sie schwer und mühsam ist. Genau gesagt ist kein Magen mehr da; der eigentliche Mensch ist verschwunden. Der Intellekt ist atrophisch geworden, weil der Mann nicht mehr verdaut. Die fortschreitende Veränderung der Herzgrube, des Zentrums des Lebens, hat das ganze System beschädigt. Von da gehen dauernde und unbestreitbare Ausstrahlungen aus, die Unordnung hat durch das Nervengeflecht auf das Hirn übergreifen, und daher die außerordentliche Reizbarkeit dieses Organs. Es liegt eine Monomanie vor. Der Kranke wird von einer fixen Idee verfolgt. Für ihn wird dieses Stück Chagrinleder wirklich kleiner, vielleicht ist es immer so gewesen, wie wir es gesehen haben; aber ob es sich zusammenzieht oder nicht, dieses Chagrinleder ist für ihn die Mücke auf der Nase des Großwesirs. Legen Sie Blutegel auf die Herzgrube, beruhigen Sie die Reizbarkeit dieses Organs, in dem der ganze Mensch wohnt, sorgen Sie für eine strenge Diät, und die Monomanie wird weichen. Ich brauche Herrn Doktor Bianchon nichts weiter zu sagen; er erfaßt nun das Ganze und die Einzelheiten der Behandlung. Vielleicht liegt eine Komplikation vor, vielleicht sind auch die Atmungs-

wege gereizt; aber ich halte die Behandlung des Unterleibapparats für viel wichtiger, notwendiger, dringlicher als die der Lungen. Die angespannte Beschäftigung des Geistes mit abstrakten Gegenständen und heftige Leiden- schaften haben in diesem Mechanismus, der für das Leben wichtig ist, ernste Störungen hervorgerufen; indessen ist es noch nicht zu spät, das wieder in Ordnung zu bringen; es ist noch nichts zu schlimm verändert. Sie können also Ihren Freund ohne Mühe retten," wandte er sich zum Schluß an Bianchon.

„Unser gelehrter Kollege nimmt die Wirkung für die Ur- sache," antwortete Caméristus. „O ja, die Veränderungen, die er so trefflich festgestellt hat, sind bei dem Patienten vorhanden; aber der Magen hat nicht gradweise Ausstrah- lungen in den Organismus und das Hirn hervorgebracht, wie ein Sprung in einer Scheibe Strahlen um sich zieht. Es war ein Stoß nötig, um die Scheibe zu zersprengen. Wer hat diesen Stoß geführt? Wissen wir es? Haben wir den Patienten genügend beobachtet? Kennen wir alle Vorfälle seines Lebens? Meine Herren, das Lebensprinzip, der Archeus des van Helmont ist in ihm angegriffen; die Lebenskraft selbst ist an ihrer Wurzel verletzt; der gött- liche Funke, die Verständigung, die der Maschine als Band dient und den Willen hervorbringt, das Lebenswissen hat aufgehört die täglichen Erscheinungen des Mechanis- mus und die Funktionen jedes Organs zu regeln; daher haben die Störungen, die mein gelehrter Kollege so gut konstatiert hat, ihren Ursprung. Die Bewegung ging nicht von der Herzgrube zum Hirn, sondern vom Hirn zur Herzgrube. Nein!" rief er und schlug sich dabei heftig auf die Brust, „nein, ich bin nicht ein mensch- gewordenener Magen! Nein, da sitzt nicht alles. Ich habe nicht den Mut, zu behaupten, wenn ich einen guten Unter- leib hätte, sei alles übrige Nebensache . . . Wir können“,

fuhr er dann ruhiger fort, „die schweren Störungen, die bei den verschiedenen Personen vorkommen und sie mehr oder weniger schwer angreifen, nicht auf die nämliche physische Ursache zurückführen und dürfen sie nicht eiförmig behandeln. Kein Mensch ist dem andern gleich. Wir haben alle besondere Organe, die verschieden affiziert, verschieden ernährt werden, die imstande sind, verschiedene Aufgaben zu erfüllen und ihre Pflicht gegenüber der Herstellung einer Ordnung der Dinge zu tun, die uns unbekannt ist. Der Teil des großen Alls, der gegen einen hohen Willen in uns das Phänomen des Lebens zuwege bringt und unterhält, hat in jedem Menschen seine eigene Ausdrucksform und macht aus ihm ein Wesen, das anscheinend endlich ist, das aber in einem Punkt mit einer unendlichen Ursache zusammenwohnt. So müssen wir also jede Person für sich studieren, in sie eindringen, herausbekommen, worin ihr Leben besteht, was ihre besondere Kraft ist. Von der Weichheit eines nassen Schwammes bis zur Härte eines Bimssteins gibt es unendliche Abstufungen. So mit dem Menschen. Zwischen der schwammigen Organisation lymphatischen und der metallischen Härte der Muskeln mancher Menschen, die zu einem langen Leben bestimmt sind — was für Irrtümer begeht da das eizige, unnachgiebige System der Heilung durch die Niederschlagen, die Unterwerfung der menschlichen Kräfte, die Sie stets für gereizt halten! Hier also würde ich eine ganz geistige Behandlung vorschlagen, eine tiefgehende Prüfung des intimen Wesens. Suchen wir den Sitz des Übels in den Eingeweiden der Seele, statt in den Eingeweiden des Körpers! Ein Arzt ist ein inspirierter Mensch, der mit einer besondern Gabe begnadet ist: Gott hat ihm die Fähigkeit gegeben, in der Lebenskraft zu lesen, wie er den Propheten das Gesicht gibt, die Zukunft zu schauen, wie er dem Dichter

das Talent verleiht, die Natur zu beschwören, wie er den Musiker mit der Kunst ausstattet, die Töne in einer harmonischen Ordnung aneinanderzureihen, deren Urbild vielleicht oben bei ihm ist!...“ „Immer seine absolutistische, monarchische und religiöse Medizin,“ murmelte Brisset. „Meine Herren,“ unterbrach Maugredie laut, so daß Brissets Murren nicht weiter beachtet wurde, „wir dürfen den Kranken nicht aus dem Auge verlieren...“

„So steht es also mit der Wissenschaft!“ rief Raphael verzweifelt in seinem Versteck. „Der eine bringt mir einen Kranz von Blutegeln und der andere einen Rosenkranz zur Heilung; ich habe die Wahl zwischen dem Messer Dupuytren's und dem Gebet des Fürsten von Hohenlohe! Und auf der Linie, die die Tatsache vom Wort, die Materie vom Geiste trennt, steht Maugredie und zweifelt. Das Ja und Nein der Menschen verfolgt mich immer! Überall das Carymary, Carymara des Rabelais: ich bin geistig krank, Carymary! oder körperlich krank, Carymara! Darf ich am Leben bleiben? Sie wissen es nicht. Da war doch Planchette ehrlicher, als er mir sagte: Ich weiß nicht.“

In diesem Augenblick vernahm Valentin die Stimme des Doktor Maugredie:

„Der Kranke ist ein Monomane, schön, einverstanden!“ rief er; „aber er hat zweimalhunderttausend Livres jährlich. Monomanen der Art sind sehr selten, und wir schulden ihnen mindestens einen Rat. Was die Frage angeht, ob sein Unterleib auf das Hirn gewirkt hat oder ob es umgekehrt zugeht, so können wir sie vielleicht nach seinem Tode beantworten. Machen wir es also kurz. Daß er krank ist, ist nicht zu bestreiten. Irgendwie muß er also behandelt werden. Lassen wir die Doktrinen beiseite. Setzen wir ihm Blutegel, um die Reizbarkeit der Eingeweide und die Neurose, über deren Vorhandensein wir

einig sind, zu beseitigen, und dann schicken wir ihn in ein Bad; auf die Weise wenden wir beide Systeme zugleich an. Ist er schwindsüchtig, dann können wir ihn kaum retten; also . . .“

Raphael verließ schnell sein Versteck und begab sich wieder in seinen Lehnstuhl. Bald kamen die vier Ärzte aus dem Arbeitszimmer. Horace führte das Wort und sagte zu ihm:

„Die Herren haben einstimmig die Notwendigkeit einer sofortigen Anwendung von Blutegelei in der Magengegend erkannt. Ferner ist es nötig, Ihr Leiden zugleich physisch und moralisch zu behandeln. Zunächst eine passende Diät, um die Reizung Ihres Organismus zu beruhigen . . .“

Hier machte Brisset ein Zeichen der Zustimmung.

„Dann eine hygienische Änderung, um gleichzeitig auf Sie einzuwirken. Wir raten Ihnen also einstimmig, nach Aix in Savoyen oder nach dem Mont Dore in der Auvergne ins Bad zu reisen; die Luft und die Lage von Savoyen sind lieblicher als die des Cantal, aber wir überlassen das Ihrem Gutdünken.“

Hier war ein Kopfnicken des Doktor Caméristus zu verzeichnen.

„Die Herren“, fuhr Bianchon fort, „haben in Ihrem Atmungsapparat leichte Änderungen bemerkt und haben meinen bisherigen Vorschriften zugestimmt. Sie sind der Meinung, daß Sie schnell Ihre Genesung wiederfinden werden; sie wird von einer weissen Abwechslung in der Anwendung dieser verschiedenen Mittel wesentlich abhängen . . . Und . . .“ „Und nun sind wir so klug wie vorher!“ sagte Raphael lächelnd, während er Horace in sein Arbeitszimmer nahm, um ihm das Honorar für die überflüssige Konsultation zu übergeben. „Die Herren sind logisch,“ antwortete ihm der junge Mediziner. „Caméristus empfindet, Brisset untersucht, Maugredie zweifelt. Hat

nicht der Mensch eine Seele, einen Körper und eine Vernunft? Eine dieser drei Grundursachen wirkt in uns immer mehr oder weniger stark, und die menschliche Wissenschaft wird eben immer eine menschliche sein. Glaub mir, Raphael, wir heilen nicht, wir helfen der Heilung! Zwischen der Medizin Brissets und der von Caméristus befindet sich noch die abwartende; aber um die mit Erfolg anzuwenden, müßte man seinen Patienten seit zehn Jahren kennen. Auf dem Grunde der Medizin liegt die Negation, wie bei allen Wissenschaften. Versuch also, vernünftig zu leben, mach eine Reise nach Savoyen! Es ist das beste und wird es immer bleiben, sich der Natur anzuvertrauen.“

Einen Monat später waren an einem schönen Sommerabend einige der Personen, die die Bäder von Aix benutzten, nach der Rückkehr von der Promenade in den Salons des Kurhauses versammelt. Raphael saß an einem Fenster und wandte der Gesellschaft den Rücken. So saß er lange allein; er war in eine der stumpfen Träumereien versunken, in denen unsere Gedanken kommen, sich verschlingen und verlöschen, ohne rechte Gestalt anzunehmen und wie leichte Wolken, die kaum gefärbt sind, in uns verfliegen. Die Trauer ist in diesem Zustand sanft, die Freude ist schemenhaft, und die Seele schläft beinahe. So überließ sich Valentin diesem Leben der Sinne, badete sich in der lauen Atmosphäre des Abends und schlürfte die reine, dufterfüllte Luft der Berge. Er war glücklich, keinen Schmerz zu fühlen und sein drohendes Chagrinleder endlich zur Ruhe gebracht zu haben. Die roten Töne der Abenddämmerung erloschen auf den Gipfeln, es wurde kühler. Er verließ seinen Platz und schloß das Fenster.

„Hätten Sie die Güte“, sagte eine alte Dame zu ihm, „das Fenster nicht zuzumachen? Wir ersticken . . .“

Dieser Satz klang Raphael seltsam schrill und widerwärtig im Ohr; er war wie das Wort, das ein Freund, auf den wir bauten, unvorsichtig ausgesprochen hat und das den süßen Wahn der Freundschaft zerreißt und uns in einen Abgrund des Egoismus blicken läßt. Der Marquis warf auf die alte Frau den kalten Blick eines unzugänglichen Diplomaten, rief dann einen Diener und sagte trockenen Tones zu ihm: „Öffnen Sie das Fenster!“

Bei diesen Worten sprach sich auf allen Gesichtern lebhaftes Befremden aus. Es entstand ein Geflüster in der Gesellschaft, und man blickte den Kranken mit mehr oder weniger ausdrucksvollen Mienen an, als ob er sich sehr unziemlich benommen hätte. Raphael, der seine frühere Jünglingsschüchternheit noch nicht abgelegt hatte, spürte eine Regung der Beschämung; aber er schüttelte seine Erstarrung ab, nahm seine Energie zusammen und fragte sich, was diese seltsame Szene bedeutete. Mit einem Male kam Leben in seine Gedanken, die Vergangenheit erschien ihm in einer deutlichen Vision: die Ursachen der Stimmung, die er veranlaßt hatte, sprangen scharf hervor wie die Adern eines Leichnams, an dem die Präparatoren durch eine zweckdienliche Einspritzung die geringsten Verästelungen färben können; er sah sich selbst in diesem flüchtigen Bilde, verfolgte seine Existenz, Tag für Tag, Gedanken für Gedanken; er sah sich, nicht ohne Überraschung, düster und zerstreut inmitten dieser lachenden Welt; er gewahrte sich, wie er immer an sein Schicksal gedacht hatte, mit seinem Leiden beschäftigt war, das harmloseste Gespräch zu verschmähen geschienen hatte, wie er die flüchtigen Berührungen scheute, die sich zwischen Reisenden schnell herstellen, weil sie ohne Zweifel darauf rechnen, sich nie wieder zu treffen; er hatte sich nicht um die andern gekümmert und war wie ein Fels gewesen, der inmitten des Kosens und Wütens der

Wogen unerschüttert bleibt. Jetzt las er mit einer seltenen Gabe der Intuition in allen Seelen: er sah den hell von einer Kerze erleuchteten gelben Schädel und das hämische Profil eines Greises und erinnerte sich, daß er ihm sein Geld abgewonnen hatte, ohne ihm Revanche anzubieten; ein Stück weiter saß eine hübsche Frau, gegen deren Lockungen er kalt geblieben war; jedes Gesicht warf ihm ein Unrecht vor, eins von denen, die anscheinend unerklärlich sind, aber deren Kern immer in einer unsichtbaren Verletzung der Eigenliebe besteht. Ohne sein Wollen hatte er all die kleinen Eitelkeiten um sich herum beleidigt. Die Teilnehmer an seinen Festen oder Personen, denen er seine Pferde zur Verfügung gestellt hatte, hatten sich über seinen Luxus geärgert; als ihre Undankbarkeit ihn überraschte, hatte er ihnen diese Art Demütigung erspart; von da an hielten sie sich für verachtet und warfen ihm Dünkel vor. Während er so auf dem Grund der Herzen las, konnte er ihre geheimsten Regungen entziffern; die Gesellschaft, ihre Höflichkeit, ihr Firnis waren ihm gräßlich. Weil er reich und geistig bedeutend war, wurde er beneidet und ghaßt; seine Schweigsamkeit enttäuschte die Neugier; seine Bescheidenheit schien diesen gewöhnlichen, oberflächlichen Leuten Hochmut. Er kannte jetzt das verborgene, das nicht wieder gutzumachende Verbrechen, das er gegen sie begangen hatte: er hatte sich der Gerichtsbarkeit ihrer Mittelmäßigkeit entzogen. Er lehnte sich gegen ihren zudringlichen Despotismus auf, er brauchte sie nicht; um sich für dieses heimliche Königtum zu rächen, hatten sich alle instinktiv verbündet, um ihn ihre Macht spüren zu lassen, ihn einer Art Ostrazismus zu unterwerfen und ihm zu zeigen, daß sie ihn auch nicht brauchten. Zuerst war er bei diesem Anblick der Welt voller Mitleid; aber bald schauderte ihn, wenn er an die seltsame Gabe dachte, die ihm so den

körperlichen Schleier, unter dem die innere Natur geborgen ist, lüftete. Er schloß die Augen, um nichts mehr zu sehen. Plötzlich zog sich ein schwarzer Vorhang über dieses düstere Bild der Wahrheit, und er fand sich nun in der furchtbaren Einsamkeit, die das Los der Großen und Mächtigen ist. In diesem Augenblick überfiel ihn ein furchtbarer Husteranfall. Er hörte kein einziges der gleichgültigen und banalen Worte, die in der guten Gesellschaft, wo sich eine Anzahl Menschen durch Zufall zusammengefunden haben, wenigstens eine Art höfliches Mitleid heucheln; im Gegenteil machten sich feindselige Rufe und leise gemurmelte Beschwerden geltend. Die Gesellschaft gab sich nicht einmal mehr die Mühe, sich für ihn zu verstellen, vielleicht weil er sie doch erraten hätte.

„Seine Krankheit ist ansteckend . . .“ „Die Direktion müßte ihm verbieten, ins Kurhaus zu kommen.“ „Es ist ja wahrhaftig polizeiwidrig, so zu husten!“ „Jemand, der so krank ist, soll nicht ins Bad reisen . . .“ „Er wird mich von hier verjagen . . .“

Raphael stand auf, um sich der allgemeinen Verwünschung zu entziehen, und ging in dem Saal auf und ab. Er wollte einen Schutz finden und ging auf eine junge Dame zu, die gelangweilt dasaß; er dachte ihr einige Schmeicheleien zu sagen; aber als er herantrat, wandte sie ihm den Rücken und tat so, als sähe sie den Tänzern zu. Raphael fürchtete, schon an diesem Abend seinen Talisman benutzt zu haben; er fühlte in sich weder Willen noch den Mut, ein Gespräch zu beginnen. Er verließ den Gesellschaftssaal und flüchtete sich in das Billardzimmer. Da sprach niemand mit ihm, keiner grüßte ihn oder warf ihm irgendeinen freundlichen Blick zu. Sein Geist, der von Natur aufs Ergründen angelegt war, enthüllte ihm wie in einer Intuition die allgemeine

Ursache der Abneigung gegen ihn. Diese kleine Welt gehorchte, vielleicht ohne es zu wissen, dem großen Gesetz, das die vornehme Gesellschaft beherrscht, deren unveröhnliche Moral sich vor Raphaels Augen völlig enthüllte. Er sah in die Vergangenheit zurück und erkannte das vollendete Urbild dieser Gesellschaft in Fedora. Er konnte bei der Gesellschaft nicht mehr Mitgeföhl für seine Leiden treffen, wie bei Fedora für die Qualen seines Herzens. Die vornehme Welt verbannt die Unglücklichen aus ihrer Gemeinschaft, wie ein Gesunder einen Krankheitsträger aus seinem Körper austreibt. Die Welt verabscheut die Schmerzen und das Mißgeschick; sie fürchtet sie wie eine Ansteckung; sie schwankt nie zwischen ihnen und den Lastern; das Laster ist ein Luxus. So majestätisch ein Unglück sein mag, die Gesellschaft wird es verkleinern, es durch ein Witzwort lächerlich machen; sie zeichnet Karikaturen, um den entthronten Königen den Schimpf an den Kopf zu werfen, den sie von ihnen erlitten zu haben glaubt; sie gleicht den jungen Römerinnen im Zirkus und begnadigt den gefallenen Gladiator nie; sie lebt vom Gold und von der Bosheit... ‚Nieder mit den Schwachen!‘ ist die Losung dieser Art Ritterordens, den es bei allen Völkern der Erde gibt; denn überall gibt es Reiche, und dieses Wort ist den Herzen eingegraben, die durch die Üppigkeit zu Stein geworden oder von der Aristokratie ernährt worden sind. Man denke an die Kinder in einer Erziehungsanstalt: das ist ein Bild der Gesellschaft im kleinen, aber ein Bild, das um so treffender ist, als es naiver und ehrlicher ist; stets gibt es da kleine Heloten, Menschenkinder, die zum Leiden und Dulden geschaffen sind und immer zwischen Verachtung und Mitleid stehen: ihrer ist das Himmelreich, sagt das Evangelium. Man steige auf der Stufenleiter der Verbände von Lebewesen noch etwas tiefer. Wenn unter dem Geflügel eines

Hühnerhofs eins verletzt ist, dann hacken die andern mit den Schnäbeln auf es ein, reißen ihm die Federn aus und töten es. Die Welt richtet sich stets nach diesem ungeschriebenen Gesetz des Egoismus, und wenn ein Unglück so keck ist, ihre Feste zu stören, ihre Freuden zu trüben, so ist sie mit Härten und Strafen vollends verschwenderisch. Wer am Körper oder an der Seele leidet, wem es an Geld oder an Macht fehlt, ist ein Paria. Er bleibe in seiner Verlassenheit! Überschreitet er ihre Grenzen, so findet er überall Kälte: frostige Blicke, frostiges Benehmen, kühle Worte, kalte Herzen. Er kann glücklich sein, wenn er da, wo er Tröstung suchte, nicht Schimpf und Schande erntet! Sterbende, bleibt in eurem einsamen Krankenbett! Greise, bleibt allein an eurem erloschenen Herd! Arme Mädchen ohne Mitgift, friert und brennt in euren leeren Dachstuben! Duldet die Welt einmal ein Unglück, tut sie es nicht, um es für ihren Gebrauch zurechtzumachen, daraus Gewinn zu ziehen, ihm einen Sattel und eine Schabracke aufzulegen, es zu zäumen und zu ihrem Vergnügen darauf zu reiten? Betrübte Gesellschaftsdamen, schafft euch vergnügte Gesichter an; ertragt die Launen eurer angeblichen Wohltäterin; tragt ihre Hunde spazieren; seid selbst ihre Affenpinscher, amüsiert sie, erratet ihre Wünsche und seid im übrigen still! Und du, König der Lakaien ohne Livree, gieriger Parasit, laß deinen Charakter zu Hause; verdaue genau so wie dein Gastgeber, weine seine Tränen, lache sein Lachen, sei entzückt über seine Witze; willst du dich über ihn lustig machen, warte, bis er in Staub gesunken ist. So ehrt die Welt das Unglück! Sie tötet es oder verjagt es, erniedrigt es oder kastriert es.

Diese Betrachtungen kamen in Raphaels Innern mit der Geschwindigkeit einer poetischen Inspiration hoch; er sah um sich und fühlte die unheimliche Kälte, die die

Gesellschaft um sich verbreitet, um das Elend zu entfernen, und die noch schneller auf die Seele fällt, wie der Nordwind im Dezember über den Körper Erstarrung bringt. Er kreuzte die Arme über der Brust, lehnte sich an die Wand und versank in tiefes Sinnen. Er dachte, wie wenig Glück diese gräßliche Polizei der Welt verschaffte. Was gab es? Vergnügen ohne Freude, Lustigkeit ohne Lust, Feste ohne Heiterkeit, Raserei ohne Rausch, das Holz oder die Asche eines Herdes, aber ohne den Funken, der die Flamme entzündet. Als er den Kopf hob, sah er, daß er allein war, die Spieler waren entflohen.

„Ich brauchte ihnen nur meine Macht zu enthüllen und sie würden meinen Husten anbeten!“ sagte er bei sich.

Mit diesen Worten warf er seine Verachtung wie einen Mantel zwischen sich und die Welt.

Am nächsten Tag besuchte ihn der Badearzt mit besorgtem Gesicht und erkundigte sich nach seinem Befinden. Raphael verspürte eine Regung der Freude, wie er die liebevollen Worte hörte, die an ihn gerichtet wurden. Die Mienen des Arztes waren sanft und gültig, aus den Locken seiner blonden Perücke sank Menschenfreundlichkeit auf ihn herab, der Schnitt seines karierten Rockes, die Falten seiner Hosen, seine breiten Quäkerstiefel, alles, sogar der Puder, der aus seinem Zöpfchen auf den leichtgewölbten Rücken gefallen war, sprach von einem apostolischen Charakter, drückte die christliche Liebe und die Hingabe eines Mannes aus, der sich aus Eifer für seine Patienten angewöhnt hatte, so gut Whist und Tricktrack zu spielen, daß er ihnen immer ihr Geld abnahm.

„Herr Marquis,“ sagte er, nachdem er lange mit Raphael geplaudert hatte, „ich hoffe, ihre düstere Stimmung verscheuchen zu können. Ich kenne jetzt Ihre Konstitution gut genug, um sagen zu dürfen: die Ärzte von Paris, deren

großes Können mir bekannt ist, haben sich über die Natur Ihrer Krankheit getäuscht. Wenn nichts dazwischenkommt, Herr Marquis, können Sie so alt werden wie Methusalem. Ihre Lungen sind so kräftig wie die Blasebälge in einer Schmiede, und Ihr Magen kann es mit einem Straußenmagen aufnehmen; aber wenn Sie in einem Klima mit dünner Luft bleiben, sind Sie in Gefahr, schnell und sicher in geweihte Erde zu kommen. Der Herr Marquis werden mich in zwei Worten verstehen. Die Chemie hat gezeigt, daß die Atmung im Menschen ein richtiger Verbrennungsprozeß ist, dessen größere oder geringere Heftigkeit von dem Überfluß oder der Seltenheit der phlogistischen Prinzipien herkommt, wie sie von dem besondern Organismus jedes Individuums angesammelt werden. Bei Ihnen ist das Phlogiston im Überfluß da; Sie sind, wenn ich mich so ausdrücken darf, infolge der glühenden Verfassung, in der Männer sich befinden, die zu großen Leidenschaften bestimmt sind, überoxygeniert. Wenn Sie die starke und reine Luft atmen, die bei den Menschen mit schlaffen Fibern das Leben beschleunigt, dann machen Sie den Verbrennungsprozeß, der schon zu wild ist, noch stürmischer. Zu Ihren Existenzbedingungen gehört also die dicke Stallluft der Täler. Jawohl, die Lebensluft des Mannes, an dem das Genie zehrt, ist auf den fetten Weiden Deutschlands, in Baden-Baden oder Teplitz. Wenn Ihnen England nicht zu unangenehm ist, so könnte sein Nebelklima ihre Siedeglut löschen; aber unser Bad, das tausend Fuß über dem Spiegel des Mittelmeers liegt, ist unheilvoll für Sie. Das ist mein Rat,“ schloß er mit einer bescheidenen Handbewegung; „ich gebe ihn gegen unsere Interessen; denn wenn Sie ihn befolgen, haben wir das Unglück, Sie zu verlieren.“

Ohne diese letzten Worte wäre Raphael durch die falsche Gutmütigkeit des honigsüßen Arztes getäuscht

worden; aber er war ein zu guter Beobachter, um nicht aus dem Ton, der Handbewegung und dem Blick, mit denen dieser Satz leise spöttisch gesprochen wurde, die Mission zu erraten, mit der das Kerlchen ohne Frage von der Gesellschaft seiner vergnügten Patienten betraut worden war. Diese Müßiggänger mit dem blühenden Aussehen, diese gelangweilten alten Weiber, diese vagabundierenden Engländer, diese Bürgerweibchen, die ihren Ehemännern entwischt und von ihren Geliebten ins Bad geführt worden waren, hatten es also richtig unternommen, einen armen, schwachen, hilflosen Kranken, der dem Tode geweiht war und unfähig schien, sich gegen tägliche Verfolgung zu wehren, aus dem Bad zu vertreiben! Raphael nahm den Kampf auf. Diese Intrige machte ihm Vergnügen.

„Da Sie über meine Abreise so unglücklich wären,“ antwortete er dem Arzt, „will ich versuchen, mir Ihren guten Rat zunutze zu machen und doch hierzubleiben. Ich werde mir ein Haus bauen lassen, in dem wir die Luft Ihrer Verordnung entsprechend modifizieren, und werde gleich morgen darangehen.“

Der Doktor verstand das Lächeln bitteren Spottes, das um Raphaels Lippen schwebte, und empfahl sich, ohne ein Wort der Erwiderung zu finden.

Der See von Le Bourget ist ein großes zackiges Becken, rings von Bergen umgeben. Er liegt sechs- bis siebenhundert Fuß über dem Mittelmeer, und sein Wasser ist von einem so leuchtenden Blau wie kein zweites in der Welt. Sieht man von der Höhe des Dent du Chat auf den See hinunter, so liegt er wie ein verlorener Türkisstein da. Dieser reizende See hat neun Meilen Umfang und ist an manchen Stellen beinahe fünfhundert Fuß tief. Wenn man an einem schönen Tage in einem Boot auf diesem Wasser dahinfährt, nichts hört als das Klatschen der Ruder,

am Horizont nichts sieht als umwölkte Berge, wenn man sich des glitzernden Schnees der französischen Moriana erfreut, hintereinander an Granitblöcken, die mit Farnkraut und kleinem Strauchwerk bewachsen sind und so vom See aus wie mit Samt bekleidet aussehen, und an lachenden Hügeln, bald an der Öde, bald an reicher Natur vorüberfährt und dabei an einen Armen denkt, der dem Gastmahl eines Reichen beiwohnen darf: dann bilden diese Harmonien und Dissonanzen ein Schauspiel, in dem alles groß, in dem alles klein ist. Die Aussicht auf die Berge ändert die Verhältnisse der Optik und Perspektive: eine Tanne, die hundert Fuß hoch ist, sieht wie ein Schilfrohr aus, weite Täler rücken eng zusammen und gleichen schmalen Stegen. Dieser See ist der einzige, auf dem man traulich von Herz zu Herzen sprechen kann. Hier kann man sinnen und lieben. Nirgends trifft man ein schöneres Einvernehmen zwischen Wasser, Himmel, Bergen und Erde. Auf ihm findet man Balsam für jeden Kummer der Erde. Dieser Ort bietet das Geheimnis des Leidens, er tröstet und verringert es und gibt der Liebe einen geheimnisvollen Ernst, eine Erhöhung, so daß die Glut tiefer und reiner wird. Ein Kuß ist dort mehr, als er anderswo wäre. Aber vor allem ist es der See der Erinnerungen; er ist ihnen hold, gibt ihnen die Farbe seiner Wellen, ist ihnen ein Spiegel, in dem alles erscheint. Raphael trug seine Bürde nur bis in diese schöne Landschaft. Hier konnte er untätig, träumerisch und wunschlos sein. Nach dem Besuch des Arztes ging er spazieren und ließ sich nach dem einsamen Fuß eines schönen Hügels übersetzen, auf dessen Höhe das Dorf Saint-Innocent liegt. Von dieser Art Vorgebirge aus umfängt der Blick die Berge von Bugey, an deren Fuß die Rhone fließt, und das Ende des Sees; von hier liebte Raphael auf dem entgegengesetzten Ufer die melancholische Abtei Haute-

Combe zu betrachten, die Begräbnisstätte der Könige von Sardinien, die vor den Bergen ausgestreckt war wie Pilger am Ziel ihrer Reise. Ein gleichmäßiger, rhythmischer Ruderschlag störte den Frieden der Landschaft und gab ihr einen monotonen Klang, der an die Litaneien der Mönche erinnerte. Der Marquis war erstaunt, in diesem Teil des Sees, der für gewöhnlich einsam war, Gesellschaft zu treffen, und sah, ohne sein Träumen aufzugeben, auf die Personen, die in dem Boot saßen. Er erkannte unter andern die alte Dame, die ihn gestern abend so hart angelassen hatte. Als der Kahn an Raphael vorüberfuhr, wurde er von niemandem begrüßt als von der Gesellschafterin dieser Dame, einer armen Adligen, die er zum erstenmal zu sehen glaubte. Nach ein paar Augenblicken hatte er schon die Gesellschaft vergessen, die schnell hinter dem Vorgebirge verschwunden war, als er in seiner Nähe das Rauschen eines Kleides und leichte Tritte hörte. Er wandte sich um und sah das Gesellschaftsfraulein; an ihrer gespannten Miene merkte er, daß sie ihn sprechen wollte, und näherte sich ihr. Sie war etwa sechsunddreißig Jahre alt, groß und schlank, trocken und kühl, und hatte, wie alle alten Jungfern, einen verlegenen Blick und einen unsichern, zögernden Gang ohne Elastizität. Zwischen Alter und Jugend stehend, gab sie durch eine gewisse würdevolle Haltung zu erkennen, welch hohen Wert sie auf ihre Tugenden und Qualitäten legte. Sie hatte übrigens die stillen und klösterlichen Bewegungen der Frauen, die mit sich selbst zärtlich umzugehen pflegen, gewiß, um der Liebe, die ihre Bestimmung ist, nicht ganz verlustig zu gehen.

„Herr Marquis, Ihr Leben ist in Gefahr, kommen Sie nicht mehr ins Kurhaus!“ sagte sie zu Raphael und trat dabei ein paar Schritte zurück, wie wenn ihre Tugend schon in Gefahr wäre. „Aber bitte, Fräulein,“ erwiderte

Valentin lächelnd, „wollen Sie sich nicht deutlicher erklären, wenn Sie schon die Fremdlichkeit hatten, hierherzukommen?“ „Oh!“ gab sie zurück, „wäre es nicht eine so wichtige Sache, hätte ich nie gewagt, die Ungeduld der Frau Gräfin befürchten zu müssen. Wenn sie wüßte, daß ich Sie gewarnt habe . . .“ „Und wer sollte es ihr sagen?“ rief Raphael. „Das ist wahr,“ versetzte das alte Fräulein und warf ihm einen scheuen Blick zu, wie ein Käuzchen, das der Sonne ausgesetzt wird. „Aber denken Sie an sich,“ fügte sie hinzu; „mehrere junge Leute, die Sie aus dem Bade vertreiben wollen, haben sich vorgenommen, Sie zu reizen, Sie zu zwingen, sich zu duellieren.“

Aus der Ferne hörte man die Stimme der alten Dame.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte der Marquis, „meinen Dank . . .“

Seine Gönnerin hatte sich schon geflüchtet, als sie die Stimme ihrer Herrin hörte, die das Echo kreischend in den Bergen wiederholte.

„Armes Mädchen! Das Elend versteht sich überall und unterstützt sich,“ dachte Raphael, während er sich unter einen Baum setzte.

Der Schlüssel zu allen Wissenschaften liegt ohne Zweifel in der richtigen Fragestellung; wir verdanken die meisten großen Entdeckungen dem Wie?, und die Lebensweisheit besteht vielleicht darin, sich bei jeder Gelegenheit Warum? zu fragen. Aber dieses künstliche Vorherwissen zerstört auch unsere Illusionen. So hatte Valentin, ohne lange philosophische Erwägung, die gute Tat der alten Jungfer zum Text seiner unstillen Gedanken genommen und fand lauter Galle darin.

„Daß ich von einer Gesellschaftsdame geliebt werde,“ dachte er sich, „ist kein Wunder: ich bin siebenundzwanzig Jahre alt, bin Marquis und habe zweimalhunderttausend Livres im Jahr zu verzehren! Aber daß ihre Herrin, die so wasserscheu ist wie eine Katze, sie im Schiff zu mir

geführt hat, ist das nicht eine seltsame und wunderbare Sache? Diese beiden Frauenzimmer, die nach Savoye gekommen sind, um hier wie die Murmeltiere zu schlafen die um Mittag fragen, ob es Tag ist, sollen heute vor acht Uhr aufgestanden sein und dieses Wagstück gemacht haben, mich aufzuspüren!

Bald war diese alte Jungfer und ihre vierzigjährige Unschuld in seinen Augen eine neue Gestalt dieser künstlichen und tückischen Welt, eine elende List, eine täppische Zettelung, eine Spitzfindigkeit, die ein Priester oder ein Weib ausgedacht hatte. War das Duell ein Märchen, oder wollte man ihm nur Angst machen? Diese dürftigen Seelen, die frech und zudringlich wie Fliegen waren, durften sich rühmen, seine Eitelkeit erregt, seinen Stolz geweckt, seine Neugier gekitzelt zu haben. Er wollte weder ihr Narr sein noch für einen Feigling gelten, und da ihn diese Posse zu amüsieren anfang, ging er noch am nämlichen Abend ins Kurhaus. Er blieb stehen, lehnte sich an den Marmorkamin und blieb ruhig in der Mitte des großen Saals. Er bemühte sich, keine Handhabe gegen sich zu geben; aber er prüfte die Mienen und war gerade durch diese Umsicht vielleicht für die Gesellschaft herausfordernd. Wie eine Dogge, die ihrer Kraft sicher ist, wartete er den Kampf ruhig ab, ohne unnützlich zu bellen. Gegen das Ende der Abendgesellschaft begab er sich in den Speisesaal und schritt von der Eingangstür zur Tür des Billardzimmers, wo er von Zeit zu Zeit einen Blick auf die jungen Leute warf, die dort eine Partie machten. Nach kurzer Zeit hörte er seinen Namen nennen. Obwohl sie mit leiser Stimme sprachen, erriet Raphael doch sofort, daß sich um ihn ein Disput drehte, und schließlich hörte er einige Sätze, die laut gesprochen wurden: „Du?“ „Ja, ich!“ „Ich traue dir nicht zu!“ „Wollen wir wetten?“ „Oh! es gilt!“

Valentin war neugierig, zu hören, um was sich diese Wette drehte, und trat näher hinzu, um das Gespräch besser zu hören. Da trat ein junger Mann, der groß und stark und eigentlich gutmütig aussah, der nur den starren und impertinenten Blick der Leute hatte, die sich auf irgendeine materielle Macht stützen, vom Billard aus auf ihn zu.

„Herr,“ sagte er ruhigen Tones zu Raphael, „ich habe es auf mich genommen, Ihnen etwas beizubringen, was Sie nicht zu wissen scheinen: Ihr Gesicht und Ihre Person mißfallen hier jedermann und mir in besondern . . . Sie sind zu gut erzogen, um sich nicht dem allgemeinen Wohl zum Opfer zu bringen; ich ersuche Sie daher, sich nicht mehr im Kurhaus zu zeigen.“ „Dieser Scherz“, erwiderte Raphael kalt, „ist schon zur Zeit des Kaisers in mehreren Garnisonen gemacht worden. Wer gesittet ist, macht ihn heute nicht mehr.“ „Ich scherze nicht,“ erwiderte der junge Mann; „ich wiederhole Ihnen: wenn Sie hierherkommen, leidet Ihre Gesundheit; die Hitze, die Lichter, die schlechte Luft im Saal, die Gesellschaft, all das muß Ihnen bei Ihrem Leiden schädlich sein.“ „Wo haben Sie Medizin studiert?“ „Ich habe das Physikum im Scheibenschießen bei Lepage in Paris gemacht und den Doktor bei Cérésier, dem König des Rapiers.“ „Der letzte Grad fehlt Ihnen noch, studieren Sie das Buch vom guten Ton, und Sie werden ein vollkommener Edelmann sein!“

Jetzt verließen die jungen Leute, teils lachend, teils schweigend, das Billard. Die andern Spieler wurden aufmerksam und ließen ihre Karten im Stich, um Zeugen eines Streits zu sein, der sie angenehm kitzelte. Raphael stand inmitten dieser Versammlung von Feinden allein da; er gab sich Mühe, kaltes Blut zu bewahren und sich nicht ins Unrecht zu setzen; aber als sein Gegner sich eine sarkastische Bemerkung erlaubte, in der sich hinter

einer schneidenden und witzigen Form eine grobe Beschimpfung verbarg, antwortete er ihm ernst:

„Es ist heute nicht mehr gestattet, jemandem eine Ohrfeige zu geben, aber ich finde kein Wort, um ein so erbärmliches Benehmen wie das Ihre zu züchtigen.“ „Genug! genug! das Weitere morgen!“ riefen einige junge Leute und trennten die Streitenden.

Raphael galt für den Beleidiger. Als er den Saal verließ, war vereinbart, daß man sich in der Nähe des Schlosses von Bordeaux, auf einer kleinen Wiese, die auf einem Abhang lag, treffen wollte. Der Platz war in der Nähe einer kürzlich neu erbauten Straße gelegen, auf welcher der Sieger Lyon erreichen konnte. Es blieb Raphael nichts übrig, als entweder das Bett zu hüten oder die Bäder von Aix zu verlassen. Die Gesellschaft triumphierte. Am nächsten Morgen gegen acht Uhr traf Raphaels Gegner in Begleitung von zwei Zeugen und einem Wundarzt zuerst an Ort und Stelle ein.

„Der Platz ist gut; das Wetter ist famos, um sich zu schlagen!“ rief er fröhlich. Er blickte auf das blaue Gewölbe des Himmels, das Wasser des Sees und die Felsen, ohne irgendeinen Zweifel oder Kummer. „Wenn ich ihn an der Schulter treffe,“ fuhr er fort, „stecke ich ihn dann wohl für einen Monat ins Bett, was, Doktor?“ „Mindestens,“ erwiderte der Wundarzt. „Aber lassen Sie die Weide da in Ruhe; sonst ermüden Sie Ihre Hand und haben Ihren Schuß nicht in der Gewalt. Sie könnten Ihren Gegner töten, anstatt ihn bloß zu verwunden.“

Man hörte das Rasseln eines Wagens.

„Da ist er!“ sagten die Zeugen. Bald sah man auf der Straße einen Reisewagen mit vier Pferden und zwei Postillonen.

„Sonderbare Art!“ rief Valentins Gegner. „Er will sich auf der Reise töten lassen . . .“

Bei einem Duell haben die geringsten Vorfälle, wie beim Spiel, auf die Phantasie der Teilnehmer, die am Erfolg der Sache beteiligt sind, Einfluß; der junge Mann erwartete daher mit einer Art Ungeduld die Ankunft dieses Wagens. Als er auf der Straße anhielt, stieg zuerst der alte Jonathan schwerfällig ab, um Raphael beim Aussteigen zu helfen; er stützte ihn mit seinen schwachen Armen und entfaltete dabei die peinliche Sorgfalt eines Liebenden für seine Liebste. Die beiden verloren sich dann auf den Fußwegen, die die Landstraße von dem Kampfplatz trennten, und kamen erst lange nachher wieder zum Vorschein: sie gingen langsam. Die vier Zuschauer dieser seltsamen Szene waren sehr bewegt, als sie Valentin auf den Arm seines Dieners gestützt heraufkommen sahen: er war blaß und erschöpft, konnte die Beine kaum heben, ließ den Kopf auf die Brust hängen und sprach kein Wort. Man konnte die beiden für zwei Greise halten, die in gleichem Maße fertig waren: der eine durch die Zeit, der andere durch den Geist; dem einen stand sein Alter auf seine weißen Haare geschrieben, der jüngere hatte kein Alter mehr.

„Ich will Ihnen sagen: ich habe nicht geschlafen!“ sagte Raphael zu seinem Gegner.

Diese eisigen Worte und der furchtbare Blick, der sie begleitete, ließen den wirklichen Belädiger zittern; er hatte das Bewußtsein seines Unrechts und schämte sich heimlich über sein Benehmen. Es lag in der Haltung, dem Klang der Stimme und den Bewegungen Raphaels etwas Seltsames. Der Marquis war einen Augenblick still, und jeder folgte seinem Schweigen. Die Unruhe und die Erwartung konnten nicht mehr gesteigert werden.

„Es ist noch Zeit,“ fuhr Raphael dann fort, „mir eine kleine Genugtuung zu geben; geben Sie mir sie; sonst werden Sie sterben. Sie zählen in diesem Augenblick

auf Ihre Geschicklichkeit und schrecken nicht vor einem Kampf zurück, wo Sie jeden Vorteil zu haben glauben. Nun, ich will Großmut üben; ich warne Sie vor meiner Überlegenheit. Ich besitze eine schreckliche Macht. Um Ihre Geschicklichkeit zunichte zu machen, Ihre Blick zu verschleiern, Ihre Hand ins Zittern zu bringen und Ihr Herz verzagt zu machen, brauche ich nur zu wollen. Ich will nicht genötigt sein, meine Macht zu gebrauchen, es kostet mich zuviel, sie zu benutzen. Sie werden nicht allein sterben. Wenn Sie es also ablehnen, sich bei mir zu entschuldigen, wird Ihre Kugel trotz all Ihrer Übung im Mordhandwerk in diesen Wasserfall fliegen und meine, ohne daß ich ziele, stracks in Ihr Herz.“

Raphael wurde von wirren Stimmen unterbrochen. Der Marquis hatte, während er diese Worte sprach, auf seinen Gegner beständig die unerträgliche Klarheit seines starren Blickes gerichtet, er stand aufrecht mit undurchdringlichem Gesicht und sah aus wie ein Wahnsinniger, der zu allem entschlossen ist.

„Bring ihn zum Schweigen,“ hatte der junge Mann zu einem seiner Zeugen gesagt, „seine Stimme zerreißt mir die Eingeweide!“ „Hören Sie auf... Ihre Reden sind unnütz!“ riefen die Zeugen und der Wundarzt Raphael zu. „Meine Herren, ich erfülle eine Pflicht. Hat der junge Herr noch Anordnungen zu treffen?“ „Genug!“

Der Marquis blieb unbeweglich stehen, ohne Charles, seinen Gegner, einen Augenblick aus den Augen zu verlieren. Dieser war von einer fast magischen Gewalt bezwungen, wie ein Vogel vor einer Schlange: er war genötigt, diesen mörderischen Blick auszuhalten, sah weg und mußte immer wieder hinsehen.

„Gib mir Wasser, ich habe Durst...“ sagte er zu dem Zeugen. „Hast du Angst?“ „Ja,“ antwortete er; „da-

Auge dieses Menschen ist brennend und macht mich verrückt.“ „Willst du dich bei ihm entschuldigen?“ „Es ist zu spät.“

Die beiden Gegner wurden einander auf fünfzehn Schritt Entfernung gegenübergestellt. Sie hatten jeder ein paar Pistolen bei sich, und nach dem Programm, das vereinbart war, sollten sie, wenn die Zeugen das Zeichen gegeben hatten, nach Belieben jeder zwei Schüsse abgeben.

„Was machst du, Charles?“ rief der junge Mann, der Raphaels Gegner als Sekundant diente, „du lädst die Kugel ein und hast noch kein Pulver drin!“ „Es ist mein Tod!“ gab er zurück, „ihr habt mich so gestellt, daß mich die Sonne blendet.“ „Sie haben sie hinter sich,“ sagte Valentin in einem Ton, der ernst und feierlich war. Er lud langsam seine Pistole und kümmerte sich nicht um das Zeichen, das schon gegeben war, und ebensowenig um die Sorgfalt, mit der sein Gegner auf ihn zielte.

Diese übernatürliche Sicherheit hatte etwas Furchtbares an sich. Selbst die beiden Postillone, die aus grausamer Neugier heraufgekommen waren, entsetzten sich. Ob er nun mit seiner Macht spielen oder sie erproben wollte, Raphael sprach mit Jonathan und sah ihn in dem Augenblick an, wo sein Gegner feuerte. Die Kugel zerbrach einen Weidenzweig und klatschte ins Wasser. Raphael schoß aufs Geratewohl los, traf seinen Gegner ins Herz und zog schnell, ohne darauf zu achten, wie der junge Mann unsank, das Chagrinleder hervor, um zu sehen, was ein Menschenleben kostete. Der Talisman war nicht mehr größer als ein kleines Eichenblatt.

„Nun, was habt ihr da zu glotzen, Postillone? Auf den Wagen! Vorwärts!“ rief der Marquis.

Er langte noch am Abend in Frankreich an, schlug sofort die Straße nach der Auvergne ein und reiste in die Bäder des Mont Dore. Auf dieser Reise ging ihm einer

der plötzlichen Gedanken auf, die, wie ein Sonnenstrahl durch dicke Wolken auf ein dunkles Tal, plötzlich unsere Seele fallen. Trauriges Licht, unerbittliche Erkenntnis! Sie beleuchtet uns, was geschehen ist, enthüllt uns unsere Fehler und findet keine Verzeihung für uns selbst. Es fiel ihm mit einem Male ein, daß der Besitz einer Macht, mochte sie noch so gewaltig sein, nicht die Weisheit gab, sich ihrer zu bedienen. Das Zepter ist ein Spielzeug für ein Kind, eine Axt für Richelieu und für Napoleon ein Hebel, um die Welt damit aus den Angeln zu heben. Die Macht läßt uns wie wir sind und vergrößert nur die Großen. Raphael hätte alles tun können und hatte nichts getan.

In den Bädern des Mont Dore traf er wieder die Gesellschaft, die sich immer von ihm so eilig zurückzog, wie die Tiere eines der ihrigen fliehen, das irgendwo tobt, liegt, wenn sie den Aasgeruch von weitem gewittert haben. Dieser Haß war gegenseitig. Sein letztes Abenteuer hatte ihn mit einer tiefen Abneigung gegen die Gesellschaft erfüllt. So war es denn seine erste Sorge, ein Asyl in der Nähe der Bäder zu suchen, das von den Menschen entfernt wäre. Er fühlte instinktiv das Bedürfnis, sich der Natur zu nähern und sich den wahren Empfindungen und dem vegetativen Leben zu überlassen, das wir auf dem Lande so lieben. Am Tage nach seiner Ankunft erstieg er, nicht ohne Mühe, den Pic de Sancy und besuchte die hochgelegenen Täler, die unbekannten Seen, die ländlichen Hütten in diesem Gebirgszug, dessen herbe und wilde Reize die Pinsel unserer Künstler in Bewegung zu setzen anfangen. Manchmal finden sich da wunderbare Landschaften voller Anmut und Frische, die zu dem düstern Ausblick der öden Berge in starkem Gegensatz stehen. Etwa eine halbe Meile von dem Dorf entfernt befand sich Raphael an einer Stelle, wo die Natur,

sonnenstrahl
plötzlich in
ttliche Er-
st, enthüllt
ng für uns
Besitz einer
ie Weisheit
a Spielzeug
Napoleon
zu heben.
rt nur die
tte nichts

schelmisch und lustig wie ein Kind, offenbar ein Vergnügen daran gefunden hatte, Schätze zu verbergen; als er diese malerische, unschuldsvolle Einsamkeit sah, beschloß er, da zu leben. Das Leben mußte da ruhig, spontan und ge-
deihlich sein wie das einer Pflanze.

Man stelle sich einen umgedrehten Kegel vor, aber einen Kegel aus Granit, der stark in die Breite geht, eine Art Klotz, dessen Ränder durch bizarre Schnörkel und Hohlräume zerfetzt waren: hier flache, bläulich schimmernde Stellen ohne Vegetation, auf denen die Sonnenstrahlen wie auf einem Spiegel glänzen; dort Felsen, von denen große Stücke herausgebrochen, die von Schluchten zerrissen waren und über denen große Steinblöcke fast überhängen, deren Sturz die Regengüsse langsam vorbereiteten; oft standen auf ihrer höchsten Spitze ein paar verkrüppelte Bäume, die von den Winden gepeitscht wurden; hie und da erhob sich aus Rissen im Felsen ein Strauß Kastanienbäume, die so hoch wie Zedern waren; oder es waren gelbliche Grotten da, die einen schwarzen, dunklen Mund öffneten und die von Brombeersträuchern und Blumen umrankt waren, während ein Stück Grün wie eine ausgereckte Zunge von ihnen nach vorne ging. Am Fuß dieses Klotzes, der vielleicht der alte Krater eines Vulkans war, befand sich ein kleiner See, dessen klares Wasser wie ein Diamant erstrahlte. Um dieses tiefe Becken, das von Granit, von Weiden, Schwertlilien, Eschengebüsch und tausenderlei duftenden Blumen umgeben war, die gerade in Blüte standen, dehnte sich eine Wiese, die saftig grün war wie eine englische Rasenfläche; ihr zartes, schmiegsames Gras war von den Quellen bewässert, die aus den Felsenspalten sickerten, und es wurde von den pflanzlichen Überresten gedüngt, die fortwährend die Stürme von den hohen Gipfeln in die Tiefe werfen. Der See, der wie der Saum eines Frauen-

gewandenes unregelmäßig gezackt war, mochte drei Morgen groß sein; je nachdem die Felsen und das Wasser heratrat, war die Wiese einen oder zwei Morgen breit; an einigen Stellen war kaum so viel Platz, daß die Kühe vorbeikommen konnten. Auf einer gewissen Höhe hörte der Pflanzenwuchs auf. Der Granit nahm in der Höhe die absonderlichsten Formen an und hatte die Dunstfarbe, die den hohen Bergen eine gewisse Ähnlichkeit mit den Wolken am Himmel gibt. Im Gegensatz zu dem freundlichen Anblick des kleinen Tales boten diese nackten Felsen das wilde, trostlose Bild der Öde, des Schreckens der Bergstürze, der so phantastischen Formen, daß eine dieser Felsen ‚der Kapuziner‘ genannt wird, so groß ist seine Ähnlichkeit mit einem Mönch. Manchmal wurden diese spitzen Nadeln, diese kühnen Pfeiler, diese zackigen Höhleneingänge hintereinander beleuchtet, je nach dem Lauf der Sonne oder den Launen des Wetters, und nahmen goldene, purpurne, rosige, trübe oder graue Töne an. Diese Höhen boten immer ein Farbenspiel, das wechselte wie die irisierenden Reflexlichter auf dem Hals von Tauben. Oft drang zwischen zwei Felsenklumpen, die aussahen, als hätte sie ein Beil auseinandergeschnitten, in der Morgenröte oder beim Sonnenuntergang ein froher Lichtstrahl bis auf den Grund dieses lachenden Tales, wo er in den Wassern des Teiches sein Spiel trieb; da glich er dann dem goldenen Streifen, der durch den Spalt eines Fensterladens in ein spanisches Zimmer dringt, das man sorgfältig für die Siesta geschlossen hat. Wenn die Sonne über dem alten Krater stand, der von irgendeiner vorsintflutlichen Revolution her mit Wasser gefüllt war, dann erwärmten sich die schroffen Felswände, der alte Vulkan entbrannte, und seine plötzliche Glut erweckte in diesem unbekanntem Fleck Erde die Keime, rief eine üppige Vegetation hervor, färbte die Blumen bunt und reifte die Früchte. Als

Raphael dort ankam, gewahrte er einige Kühe, die auf der Wiese weideten; er machte ein paar Schritte in der Richtung nach dem See und sah an der Stelle, wo das Tal am breitesten war, ein bescheidenes Haus, das aus Granit erbaut und mit Schindeln gedeckt war. Das Dach dieses Hauses, das mehr eine Hütte zu nennen war, paßte gut in die Landschaft: es war mit Moos, Efeu und Blumen bewachsen, die von hohem Alter sprachen. Dünner Rauch, vor dem die Vögel keine Scheu hatten, kam aus dem verfallenen Schornstein. Vor der Tür stand eine große Bank zwischen zwei riesigen Geißblattsträuchern, die, mit roten Blüten übersät, wundervoll dufteten. Kaum sah man unter den Ranken der Reben und den Gewinden der Rosen und des Jasmins, die sich nach allen Seiten schlängeln, die Mauern. Die Bewohner kümmerten sich nicht um diesen ländlichen Schmuck und ließen der Natur ihre jungfräuliche und mutwillige Grazie. Auf einem Johannisbeerstrauche waren Windeln zum Trocknen aufgehängt. Auf einer Vorrichtung zum Pochen des Hafens lag eine Katze und darunter inmitten eines Hafens Kartoffelschalen ein vor kurzem gescheuerter blanker Kochkessel. Auf der andern Seite des Hauses erblickte Raphael einen Zaun von dürren Dornsträuchern, der ohne Zweifel die Hühner abhalten sollte, an die Früchte und den Gemüsegarten zu gehen. Die Welt schien hier zu Ende. Die Wohnung glich den Vogelnestern, die kunstvoll an die Höhlung eines Felsens angeklebt sind und die zugleich voller Kunst und voller Nachlässigkeit sind. Hier war eine naive und gute Natur, eine wahre, aber poetische Ländlichkeit, die gerade darum poetisch war, weil sie tausend Meilen von unsern gemalten Poesien blühte, keine Ähnlichkeit mit irgendeiner Idee hatte und nur aus sich selbst entsprang, der wahre Triumph des Zufalls. Als Raphael hinkam, warf die

Sonne ihre Strahlen von rechts nach links, und fi
auf die bunten Farben der Pflanzenwelt, ließ die gelbe
und grauen Gründe der Felsen, das verschiedene Grün
des Laubes, die roten, blauen und weißen Massen d
Blumen, der Schlingpflanzen und ihrer Glocken, de
schimmernden Samt des Moores, die purpurnen Tranbe
des Jelängerjelierer, vor allem aber das Becken de
klaren Wassers, in dem sich die Granithäupter, die
Bäume, das Haus und der Himmel spiegelten, scharf her
vortreten oder schmückte das alles mit Büscheln Licht
und den scharfen Gegensätzen der Schatten. In diesen
entzückenden Bilde hatte alles seinen besondern Glanz
von dem funkelnden Glimmer bis zu dem Bündel gelber
Grases, das in einem zarten Helldunkel stand. Alles wa
harmonisch zu sehen: die gefleckte Kuh mit dem blanken
Fell, die schlanken Wasserpflanzen, die ihre Blüten aus
dem Wasser hoben und von blau und grün schillernder
Insekten umschwirrt waren, und die Baumwurzeln, die
sich in krausen Windungen um Steinblöcke herum
schlang. Der warme Duft des Wassers, der Blumen und
der Höhlen, der an diesem stillen Orte die Luft schwän-
gerte, erregte Raphael fast bis zur Wollust. Das majes-
tätische Schweigen, das in diesem Winkel herrschte, der
so verlassen war, daß man glauben mochte, er könnte auf
keiner Vermessungskarte und in keinem amtlichen Akten-
stück vermerkt sein, wurde plötzlich durch das Klaffen
zweier Hunde unterbrochen. Die Kühe wandten den
Kopf gegen den Eingang des Tales, streckten Raphael
ihre feuchten Schnauzen entgegen, starrten ihn stumpf-
sinnig an und brüllten dann laut. Eine Ziege und ihr
Bock, die wie durch Zauber an den Felsen hingen, machten
ihre Luftsprünge und stellten sich auf einen Granittisch
neben Raphael, wo sie ihn neugierig anzufragen s
nienen. Das Bellen der Hunde lockte ein dickes Kind vor das

Haus, wo es mit offenem Munde stehen blieb, dann kam ein alter, weißhaariger, untersetzter Mann. Diese beiden Gestalten standen im Einklang mit der Landschaft, der Luft, den Blumen und dem Haus. In dieser üppigen Natur strotzte alles von Gesundheit, in ihr waren Greisenalter und Kindheit schön; endlich lag in all diesen Typen des Daseins ein ursprüngliches Gehenlassen, eine Vertrautheit mit dem Glück, die unsere philosophischen Kapuzinerpredigten Lügen strafte und das Herz von dem Schwall seiner Leiden und Leidenschaften heilte. Der Greis schien eins von den Modellen, wie sie der männliche Pinsel von Schmetz liebt: ein braunes Gesicht, dessen zahlreiche Falten hart und vertrocknet schienen, eine gerade Nase, sprühende und rotgeäderte Backen, die wie ein herbstliches Weinblatt aussahen, eckige Konturen, alle Züge der Kraft, selbst wo die Kraft schon gegangen war; seine schwieligen Hände hatten, obwohl sie nicht mehr arbeiteten, ihre glänzende Haut bewahrt; seine wahrhaft freie, männliche Haltung ließen ahnen, daß er in Italien aus Liebe zu seiner kostbaren Freiheit vielleicht ein Räuber geworden wäre. Das Kind, ein wahres Kind der Berge, hatte schwarze Augen, die in die Sonne sehen konnten, ohne zu blinzeln, braune Haut und dunkle wirre Haare. Es war in seinen Bewegungen flink, entschieden und natürlich wie ein Vogel; das Kleid war armselig und ließ durch seine Löcher eine weiße und frische Haut sehen. Alle beide blieben schweigend nebeneinanderstehen; das nämliche Gefühl bewegte sie, und der Ausdruck ihres Gesichts zeugte von der vollkommenen Gleichheit ihres ruhigen Lebens. Der Greis war wieder bei den Kinderspielen angelangt, und das Kind hatte die Ruhe des Alters angenommen, wie wenn zwei Schwache, eine Kraft, die dem Ende nahe war, und eine Kraft, die vor der Entfaltung stand, sich miteinander verbündet

hätten. Bald zeigte sich eine etwa dreißigjährige Frau auf der Schwelle. Sie strickte im Gehen. Es war eine echte Auvergnatin, von lebhaft geröteter Farbe, mit einem lebhafterem Gesichte und weißen Zähnen; ihre Züge, ihre Gestalt, ihre Haartracht, ihr Kleid, ihr voller Busen und ihre Sprache, alles war, wie man es in der Auvergne trifft, ein vollkommenes Idealbild des Landes, seiner arbeitsamen Sitten, seiner Unwissenheit, Sparsamkeit und Heiligkeit; es fehlte nichts.

Sie grüßte Raphael und es entspann sich eine Unterhaltung. Die Hunde beruhigten sich; der Greis setzte sich in die Sonne auf eine Bank, und das Kind folgte seiner Mutter, wohin sie ging; es schwieg, aber hörte und sah den Fremden forschend an.

„Sie fürchten sich hier nicht, gute Frau?“ „Und wofür sollten wir Furcht haben? Wenn wir den Eingang versperrten, wer will denn reinkommen? Oh, wir haben keine Furcht! Übrigens — damit ließ sie den Marquis in das große Zimmer im Hause eintreten — was sollten die Diebe denn bei uns holen?“

Sie wies auf die rauchgeschwärzten Wände, an denen als einziger Schmuck die blau, rot und grün kolorierten Bilder hingen, die die Passion Jesu Christi oder die Greifnadiere der kaiserlichen Garde darstellten. Dann waren hier und da im Zimmer ein altes Nußbaumsäulenbett, ein Tisch mit gedrehten Füßen, Fußbänke, der Backtroggroßspeck, der von der Decke baumelte, ein Salztopf, eine Pfanne, und auf dem Kamin gelbe und bunte Gipsfiguren. Als er das Haus wieder verließ, sah Raphael auf den Felsen einen Mann, der eine Hacke in der Hand hielt und der sich neugierig vorbeugte und auf das Haus sah.

„Sehen Sie, da ist der Mann,“ sagte die Auvergnatin. Dabei lächelte sie, wie man es an Bäuerinnen oft sieht.

„Er arbeitet da oben.“ „Und der Alte ist Ihr Vater?“
„Entschuldigung, das ist der Großvater vom Mann. Wie Sie ihn da sehen, ist er hundertzwei Jahre alt. Nun, kürzlich hat er unsern kleinen Kerl zu Fuß nach Clermont geführt! Er war einmal ein starker Mann; jetzt tut er nichts mehr als essen, trinken und schlafen. Er macht sich immer mit dem kleinen Kerl zu schaffen. Manchmal führt der Kleine ihn auf den Berg; es geht immer noch.“

Sofort entschloß sich Valentin, bei diesem alten Mann und dem Kind zu leben, ihre starke Luft zu atmen, von ihrem Brot zu essen, von ihrem Wasser zu trinken, ihren Schlaf zu schlafen, sich ihr Blut in die Adern zu schaffen. Die Laune eines Sterbenden! Eine der Schnecken dieses Felsens zu werden, seine Schale noch einige Tage länger zu retten und den Tod nicht an sich kommen zu lassen, das wurde für ihn das Lösungswort der individuellen Moral, die wahrhafte Formel des menschlichen Daseins, das schöne Ideal des Lebens, das einzige Leben, das wahre Leben. In sein Herz kam ein völliger Egoismus, in dem die Welt versank. In seinen Augen gab es keine Welt mehr, die Welt war ganz in ihm. Für einen Kranken fängt die Welt am Kopfkissen an und endet am Fuß des Bettes. Diese Landschaft war Raphaels Bett.

Wer hat nicht schon einmal in seinem Leben die Schritte und Bewegungen einer Ameise eifrig beobachtet; in das einzige Loch, durch das eine Raupe atmet, Strohhalme gesteckt; die Launen einer schlanken Libelle verfolgt oder die tausend Adern auf der rötlichen Rückseite der Eichenblätter bewundert, die wie die Rose an der Decke eines gotischen Münsters bunt gefärbt sind? Wer hat nicht mit Entzücken lange die Wirkung der Sonne und des Regens auf ein braunes Ziegeldach betrachtet oder die Tautropfen, die Blütenblätter, die verschieden geformten Zacken ihrer Kelche beschaut? Wer war nicht schon in diese sinnlichen,

trägen und beschäftigten Träume versunken, die kein Ziel haben und doch zu einem Gedanken führen? Wer hat nicht schließlich schon das Leben des Kindes, das faule Leben, das Leben des Wilden ohne seine Arbeit geführt? So lebte Raphael während mehrerer Tage, ohne Sorgen ohne Wunsch. Er fühlte sich merklich besser, fühlte ein außergewöhnliches Behagen. Seine Unruhe hatte sich gelegt, seine Qual war still geworden. Er stieg auf den Felsen und setzte sich auf eine Spitze, von der aus seine Augen einen weiten Blick hatten. Da blieb er ganze Tage wie eine Pflanze in der Sonne, wie ein Hase in seinem Lager. Oder er machte sich mit den Vorgängen im Pflanzenleben, mit den wechselnden Himmelserscheinungen vertraut, er besah sich die Fortschritte aller Werke auf der Erde, im Wasser oder in der Luft. Er versuchte sich mit dem innern Leben dieser Natur zu verbinden und sich mit ihrem dulddenden Gehorsam so völlig zu verschmelzen, daß er auch unter das despotische und konservative Gesetz fiel, das über den Geschöpfen, die dem Instinkt folgen, waltet. Er wollte nicht länger mit sich selbst beladen sein. Er glich den Verbrechern einer früheren Zeit, die, wenn sie von der Justiz verfolgt wurden, in dem Augenblick gerettet waren, wo sie den Schatten eines Altars erreicht hatten. So versuchte er sich in dem Heiligtum des Lebens zu bergen. Es gelang ihm, ein Zuhörer dieser weiten und mächtigen Zeit der sommerlichen Reife zu werden: er hatte alle Arten der Witterung mitgemacht, in allen Höhlen der Felsen gehaust, die Sitten und Gewohnheiten aller Pflanzen kennen gelernt, die Herkunft und den Verlauf der Quellen erforscht und mit den Tieren Bekanntschaft geschlossen; kurz, er hatte sich mit dem Leben dieses Fleckchens Erde so völlig vertraut gemacht, daß er gewissermaßen dessen Seele erfaßt hatte und in seine Geheimnisse eingedrungen war. Für

ihn waren die unendlichen Formen in allen Reichen der Natur die Gestaltungen einer einzigen Substanz, die Kombinationen ein und derselben Bewegung, der große Atem eines ungeheuren Wesens, das wirkte, dachte, vorwärts ging, wuchs und mit dem er wachsen, vorwärts gehen, denken und wirken wollte. Er hatte sein Leben in romantischer Art mit dem Leben dieses Felsens vermählt, hatte sich in ihn eingepflanzt. Dank diesem geheimnisvollen Aufflackern der Flamme, dieser künstlichen Genesung, die den wohltätigen Zuständen des Deliriums zu vergleichen war, mit denen die Natur dem Schmerz Pausen der Erleichterung bewilligt, kostete Valentin in den ersten Tagen seines Aufenthalts in dieser lachenden Landschaft die Wonnen einer zweiten Kindheit. Er lebte so in den Tag hinein, ergründete Nichtigkeiten, unternahm tausend Dinge, ohne eins zu vollenden, vergaß heute, was er gestern vorgehabt hatte, und war sorglos, war glücklich und glaubte sich gerettet. Eines Morgens war er gerade bis Mittag zu Bett geblieben; er lag in eine der Träumereien versunken, die aus Schlaf und Wachen gemischt sind, die der Wirklichkeit den Anschein der Phantasie, den Trugbildern die Gestalt des Daseins verleihen, als er plötzlich, ohne daß er erst wußte, ob er nicht weiterträumte, zum erstenmal den Bericht über sein Befinden mit anhörte, den seine Wirtin jeden Tag Jonathan gab, der jeden Tag heraufkam, um sich danach zu erkundigen. Die Auvergnatin glaubte jedenfalls, Valentin schliefe noch, und hielt es nicht für nötig, ihre schallende Stimme zu dämpfen.

„Es geht nicht besser und nicht schlechter,“ sagte sie. „Er hat heut nacht wieder gehustet, als ob er seine Seele von sich geben wollte. Er hustet, er spuekt, der gute Herr, daß es ein Jammer ist. Wir fragen uns, ich und mein Mann, wo er die Kraft hernimmt, so zu husten.“

Es zerreißt das Herz. Was für eine verdammte Krankheit hat er! Gar nicht, ganz und gar nicht gut geht es. Ich hab immer Angst, er liegt eines Morgens kaput auf seinem Bett. Er ist wahrhaftig blaß wie ein wchserner Herrgott! O je, ich sehe es, wenn er aufsteht, sein armer Leib ist klapperdrr. Und er riecht schon nicht gut, nec, wahrhaftig nich! Das ist ihm pipe, er läuft herum, als könnt er die Gesundheit irgendwo kaufen. Dabei ist er ganz kecklich und jammert niemals! Aber wahrhaftig, unterm Boden wr ihm wohler, er leidet ja zum Steinerbarmen! Ich mchts nicht haben, unser Interesse wrs nicht. Aber gb er uns auch nicht, was er uns gibt, ich htt ihn doch lieb: 's ist nicht wegen uns, wahrhaftig nicht! Ach, großer Gott, so 'ne verfluchten Krankheiten kriegen doch nur die Pariser! Wo nehmen sie denn die her? Armer junger Herr! es kann nicht gut ausgehen. Das Fieber, wissen Sie, das höhlt ihn aus, das schmeißt ihn um! Er hat keine Ahnung; er denkt gar nicht dran. Er merkt reinweg nichts . . . Na, nu flennen Sie mal nich, Herr Jonathan! Det is doch sicher, wenn er nichts mehr auszustehen hat, is er glücklich. Spendieren Sie doch so eine Andacht von neun Tagen für ihn! Ich hab schöne Heilungen dadurch gesehn, und ich tt selber 'ne Kerze zahlen, um so 'nen sanften Herrn, so 'n friedliches Schaf zu retten . . .“

Raphaels Stimme war zu schwach geworden, um gehört zu werden; er mußte also dieses furchtbare Geschwätz über sich ergehen lassen. Jetzt aber riß ihn die Ungeduld aus dem Bett. Er stand plötzlich an der Schwelle und rief Jonathan zu:

„Alter Schurke, du willst mich wohl umbringen?“

Die Bäuerin glaubte ein Gespenst zu sehen und floh.

„Ich verbiete dir,“ fuhr Raphael fort, „ber meine Gesundheit irgend besorgt zu sein.“ „Ja, Herr Marquis,“

erwiderte der alte Diener und wischte sich die Tränen ab. „Und du tätest sogar gut daran, von jetzt ab nicht ohne meinen Befehl hierherzukommen.“

Jonathan wollte gehorchen; aber bevor er ging, warf er auf den Marquis einen Blick, in dem all seine Treue und sein Mitleid lag. Raphael las sein Todesurteil darin. Er hatte den Mut verloren und hatte mit einem Male die Stimmung, die seiner Lage entsprach. Er setzte sich auf die Schwelle, kreuzte die Arme über der Brust und ließ den Kopf hängen. Jonathan näherte sich erschreckt seinem Herrn.

„Herr . . .“ „Geh! geh!“ rief der Kranke.

Am Morgen des nächsten Tages saß Raphael, der auf die Felsen geklettert war, in einer mit Moos bewachsenen Felsenspalte, von wo er den schmalen Weg sehen konnte, auf dem man vom Bade aus zu seiner Wohnung kam. Am Fuße des Felsens sah er Jonathan, der schon wieder mit der Auvergnatin sprach. Eine boshafte Macht ließ ihn das Achselzucken, die verzweifelten Gebärden, die naive Trostlosigkeit dieser Frau verstehen und trug ihm sogar in dem allgemeinen Schweigen mit dem Winde die Worte zu. Ihn erfaßte Entsetzen, er floh auf die höchsten Gipfel der Berge und blieb dort bis zum Abend, ohne daß es ihm gelungen wäre, die finstern Gedanken zu verjagen, die durch die grausame Teilnahme für ihn zum Unglück erweckt worden waren. Mit einem Male stand die Auvergnatin in Person wie ein Schatten im Schatten des Abends vor ihm; mit ihrem schwarz und weiß gestreiften Rock sah sie ihm in der Dämmerung fast wie ein Gespenst aus.

„Lieber Herr, jetzt kommt der Abendtau. Wenn Sie hier oben bleiben, geht es Ihnen wie der Birne, die in den Dreck fiel. Die stand nicht mehr auf. Kommen Sie mal nach Hause! Das ist nicht gesund, den Tau einzuatmen.“

Und dabei haben Sie seit dem Morgen noch nichts gegessen.“ „Zum Donnerwetter!“ schrie er, „alte Hexe lassen Sie mich leben, wie ich Lust will, oder ich kampiere hier oben! Es ist gerade genug, daß Sie mir jeden Morgen das Grab graben, lassen Sie mich abends zu Frieden...“ „Ihr Grab, lieber Herr! Ich soll Ihr Grab graben?... I wo denn, wo is denn Ihr Grab? Ich wollt, Sie würden so alt wie unser Vater! Wozu denn ins Grab? Wir kommen früh genug hinein.“ „Genug!“ unterbrach sie Raphael. „Nehmen Sie meinen Arm, Herr...“ „Nein.“

Nichts erträgt der Mensch so schwer, wie das Mitleid, besonders wenn er es verdient. Der Haß ist ein Stärkungsmittel, er rauft zum Leben, zur Rache; aber das Mitleid tötet, es schwächt noch unsere Schwäche. Es ist das Unglück, das schleichend geworden ist, die Verachtung in der Zärtlichkeit oder die Zärtlichkeit im Wehtun. Raphael fand in dem Hundertjährigen ein triumphierendes, in dem Kinde ein neugieriges, in der Frau ein quäl-süchtiges, in dem Mann ein eigennütziges Mitleid; aber in welcher Form es sich auch zeigte, trug es immer den Tod in sich. Ein Dichter macht aus allem ein Gedicht, mag es nun, je nach den Bildern, die ihm kommen, ein schreckliches oder ein heiteres sein; seine erregte Seele verwirft die zarten Schattierungen und wählt immer die grellen und satten Farben. Dieses Mitleid erzeugte in Raphaels Herzen ein schreckliches Gedicht der Niedergeschlagenheit und Verdüsterung. Er hatte, als er den Wunsch hatte, sich der Natur anzuschließen, leider nicht an die Offenheit der natürlichen Gefühle gedacht. Wenn er allein unter einem Baum zu sein glaubte und einen furchtbaren Hustenanfall hatte, nach dem er immer wie nach einem gräßlichen Kampf völlig zerschlagen war, sah er die hellen Augen des kleinen Jungen glänzend auf

sich gerichtet, der wie ein Wilder auf Vorposten im Graze lag und ihn mit der kindlichen Neugier belauerte, in der gleich viel Spott wie Vergnügen und eine seltsame Mischung aus Interesse und Teilnahmslosigkeit liegt. Das schreckliche Wort der Trappisten: „Bruder, es gilt zu sterben!“ schien immer in den Augen der Bauern, bei denen Raphael lebte, geschrieben; er wußte nicht, was er mehr fürchtete, ihre naiven Worte oder ihr Schweigen; alles an ihnen störte ihn. Eines Morgens sah er zwei schwarzgekleidete Männer, die um ihn herumsehlichen, ihn berochen und immer verstohlen nach ihm sahen; sie taten so, als ob sie nur spazierende Weise hierhergekommen wären, und stellten ihm gleichgültige Fragen, auf die er kurz antwortete. Er erkannte sie als den Arzt und den Geistlichen des Badeorts, die ohne Zweifel Jonathan geschickt oder seine Wirtsleute gerufen hatten, wenn sie nicht von dem Duft des nahen Todes angelockt worden waren. Nun sah er sein eigenes Leichenbegängnis voraus, hörte den Gesang der Priester, zählte die Kerzen und sah die Schönheiten dieser reichen Natur, in deren Schoß er das Leben zu finden gehofft hatte, nur noch wie durch einen Trauersehleier hindurch. Alles, was ihm vor kurzem noch ein langes Leben verkündigt hatte, prophezeite ihm jetzt ein schnelles Ende. Am nächsten Tage reiste er nach Paris ab, nachdem er noch vorher die schwermütigen und herzlich bedauernden Wünsche seiner Wirtsleute weidlich zu schmecken bekommen hatte.

Er reiste die ganze Nacht durch und erwachte in einem der lachenden Täler des Bourbonnais, dessen Landschaften und Aussichtspunkte rasch an ihm vorbeiflogen wie die Nebelbilder eines Traumes. Die Natur zeigte sich ihm mit grausamem Liebreiz. Bald entrollte der Allier in einem reichen Gelände sein strahlendes Silberband; dann stiegen die Kirchtürme von Dörfern, die sich bescheiden

in einer gelbschimmernden Felsenschlucht versteckten, v
ihm auf; bald zeigten sich die Mühlen eines kleinen Ta
hinter eintönigen Rebärten, und überall waren lachen
Schlösser, hingen Dörfer an den Abhängen. Dann fu
er über Straßen, die mit mächtigen Pappeln umsäu
waren, und endlich leuchteten die Loire und ihre lange
diamantenen Streifen aus ihren goldgelben Ufern hervor
Reize ohne Ende! Die Natur war erregt und lebhaft w
ein Kind und konnte kaum die feurige Glut des Ju
für sich behalten; überall zog sie die erloschenen Blick
des Kranken auf sich. Er ließ die Gardinen im Wage
herunter und schlief wieder ein. Gegen Abend wurde er
als der Wagen Cosne hinter sich hatte, von lustiger Musi
geweckt: er war mitten in ein ländliches Fest hineinge
raten. Die Post lag dicht am Platze. Während die Postil
lone die Pferde wechselten, sah er die Paare dieser frohen
Bevölkerung, die mit Blumen geschmückten hübschen,
verlockenden Mädchen, die ausgelassenen jungen Männer
und schließlich die lustig vom Wein geröteten behag-
lichen Gesichter der Alten. Die Kinder sprangen wild
herum, die alten Frauen plauderten vergnügt: es war
alles einträchtig, und die Freude verschönte sogar die
Kleider und die Tische, die man aufgestellt hatte. Der
Platz und die Kirche boten ein Bild des Glücks; die
Dächer, Fenster, Türen des Dorfes schienen sich auch in
den Sonntagsstaat geworfen zu haben. Sterbende können
das geringste Geräusch nicht vertragen, und so konnte
Raphael einen schmerzlichen Ausruf und den Wunsch
nicht unterdrücken, die Geigen möchten schweigen, all
diese freudige Bewegung möchte aufhören, der Lärm sollte
verstummen und dieses zudringliche Fest in alle Winde
stieben. Voller Kummer stieg er wieder in den Wagen.
Als er sich nach dem Platze umsah, gewahrte er, wie alle
Freude aufgescheucht, die Bäuerinnen in der Flucht und

die Bänke verlassen waren. Auf dem Gerüst, wo das Orchester gesessen hatte, saß nur noch ein blinder Spielmann und entlockte seiner Klarinette die Weisen eines lustigen Rondo. Diese Musik ohne Tänzer, dieser einsame Greis, der in Lumpen gekleidet, mit einem Profil, das fast wie eine Grimasse war, und wirren Haaren im Schatten einer Linde saß, das alles war wie ein grausiges Abbild des Wunsches, den Raphael geäußert hatte. Ein Wolkenbruch, wie ihn die Gewitterwolken im Juni oft plötzlich bringen und wieder fortnehmen, ging in Strömen nieder. Das war etwas so Natürliches, daß Raphael, der ein paar weißliche Wolken am Himmel sah, die ein leichter Wind hergeweht hatte, nicht daran dachte, sein Chagrinleder anzusehen. Er legte sich in die Ecke seines Wagens zurück, der bald auf der Straße weiterrollte.

Am nächsten Tage war er wieder bei sich zu Hause, in seinem Zimmer, am Kamin. Er hatte sich ein großes Feuer machen lassen; es fror ihn. Jonathan brachte ihm Briefe. Sie waren alle von Pauline. Er öffnete den ersten ohne Eile und entfaltete ihn so gleichgültig, wie wenn es die gewohnte Steuerbenachrichtigung gewesen wäre. Er las den ersten Satz:

„Abgereist! Aber das ist eine Flucht, liebster Raphael . . . Wie! Niemand kann mir sagen, wo Du bist? Und wenn ich es nicht weiß, wer soll es wissen?“

Er wollte nicht mehr davon lesen, nahm die Briefe und warf sie ins Feuer. Mit stumpfem Blick und teilnahmslos sah er dem Spiel der Flamme zu, die das parfümierte Papier krümmte, wie mit einer Kruste überzogen, umkehrte und verzehrte.

Stückchen des Papiers rollten über die Asehe und ließen ihn Anfänge von Sätzen, einzelne Worte, halbverbrannte Gedanken sehen. Wie in einer mechanischen Zerstretheit holte er sie aus den Flammen.

„An Deiner Tür gesessen ... gewartet ... Laune ... gehorche ... Nebenbuhlerinnen ... ich, nicht! ... De Pauline ... liebt ... keine Pauline mehr? ... Wenn ich dich hättest verstoßen wollen, hättest Du mich nicht verlassen ... Ewige Liebe ... Sterben ...“

Diese Worte erregten in ihm eine Art Reue; er griff nach der Zange und rettete den letzten Fetzen eines Briefes aus den Flammen.

„... Ich habe gemurrt, aber ich habe mich nicht beklagt, Raphael! Als Du mich von Dir entfernt hieltest, wolltest Du mir ohne Frage die Last eines Kummers entziehen. Vielleicht wirst Du mich eines Tages töten, aber Du bist zu gut, um mich zu quälen. Du darfst mich nicht mehr so wegweisen. Ich kann das größte Elend ertragen, wenn ich bei Dir bin. Der Kummer, den Du mir antun könntest, ist kein Kummer mehr; in meinem Herzen lebt eine viel größere Liebe, als ich Dir zeigen konnte. Ich kann alles ertragen, nur nicht, fern von Dir zu weilen und nicht zu wissen, was Du ...“

Raphael legte dieses geschwärzte Bruchstück eines Briefes auf den Kamin; dann warf er es plötzlich in das Feuer zurück. Dieses Stück Papier war ein so lebhaftes Bild seiner Liebe und seines verhängnisvollen Lebens.

„Hole Herrn Bianchon!“ sagte er zu Jonathan.

Als Horace kam, lag Raphael zu Bett.

„Lieber Freund, kannst du mir ein Getränk brauen, das leicht mit Opium vermischt ist und mich in einem dauernden Halbschlaf hält, ohne daß der dauernde Gebrauch dieses Saftes mir schadet?“ „Nichts leichter als das,“ erwiderte der junge Arzt; „es wäre nur nötig, ein paar Stunden im Tag wach zu sein, um zu essen.“ „Ein paar Stunden,“ unterbrach Raphael; „nein, nein! Ich will höchstens eine Stunde auf sein.“ „Was ist denn deine Absicht?“ fragte Bianchon. „Schlafen ist noch leben!“

antwortete der Kranke. — „Laß niemanden herein, wäre es auch Fräulein Pauline von Vitschnau!“ sagte er dann zu Jonathan, während der Arzt sein Rezept schrieb.

„Ist noch eine Hoffnung, Herr Horace?“ fragte der alte Diener den jungen Arzt, den er bis zur Freitreppe begleitet hatte. „Es kann lange dauern, er kann noch heute abend sterben. Bei ihm sind die Aussichten für Leben und Tod gleich. Ich verstehe den Fall nicht,“ versetzte der Arzt und machte eine unsichere Gebärde. „Man muß ihn zerstreuen.“ „Ihn zerstreuen! Herr Doktor, Sie kennen ihn nicht. Er hat jüngst einen Menschen erschossen und hat nicht einmal Uff gesagt... Ihn zerstreut nichts.“

Raphael blieb einige Tage in das Nichts seines künstlichen Schlafes versenkt. Dank der stofflichen Macht, die das Opium auf unsere unstoffliche Seele ausübt, erniedrigte sich dieser Mann mit der mächtig schaffenden Phantasie bis zu der Stufe der trägen Tiere, die in der Tiefe der Wälder zusammengerollt liegen und nicht einen Schritt machen, um eine leichte Beute zu ergreifen.

Er hatte sogar das Licht des Himmels ausgelöscht; es wurde nicht mehr Tag bei ihm. Gegen acht Uhr abends stand er auf; ohne recht zu Bewußtsein zu kommen, befriedigte er seinen Hunger und legte sich dann sofort wieder hin. Die Stunden gingen kalt und wie greisenhaft an ihm vorüber und brachten ihm nur noch wirre Bilder, Erscheinungen, Helldunkel auf einem schwarzen Grunde. Er hatte sich in tiefes Schweigen bestattet, in einen Tod der Bewegung und des Denkens. Eines Abends erwachte er viel später als sonst und fand sein Essen nicht serviert. Er läutete Jonathan.

„Du kannst gehen,“ sagte er zu ihm. „Ich habe dich reich gemacht, du wirst auf deine alten Tage glücklich sein; aber ich will dich nicht mehr mein Leben in Gefahr

bringen lassen . . . Wie, du Elender! Ich spüre Hunger!
Wo ist mein Essen? Antworte!“

Jonathan lächelte zufrieden, nahm eine Kerze, deren Licht in der tiefen Dunkelheit der großen Räume des Hauses spukhaft schwankte und führte seinen Herrn, der ihm mechanisch folgte, über einen langen Gang. Dann öffnete er plötzlich die Tür. Raphael wurde von Licht überflutet; er war geblendet. Ein unerhörtes Schauspiel überraschte ihn. Seine Kronleuchter steckten voll brennender Kerzen, die seltensten Blumen seines Treibhauses waren in künstlerischer Harmonie aufgestellt, ein Tisch stand da, auf dem Gold- und Silbergeschirr, Perlmutt und Porzellan schimmerten; ein königliches Mahl darauf das dampfte und dessen verlockende Gerichte den Gästen umhermen reizten. Er sah seine Freunde versammelt und neben ihnen entzückende geputzte Frauen mit tiefausgeschnittenen Kleidern, Blumen im Haar und glänzenden Augen. Alle waren sie mannigfalt in ihrer Schönheit, verlockend in wollüstigen Verkleidungen: die eine brachte ihre reizenden Formen durch ein irisches Jäckchen zur Geltung, die andere trug die sinnliche Basquina der Andalusierinnen; diese war halbnackt in der Gestalt der Jägerin Diana, jene erschien züchtig und verliebt als Fräulein de la Vallière, alle aber waren in gleicher Weise berauschend. In den Augen aller, die dawaren, glänzte Freude, Liebe, Wonne. Als Raphaels Totengesicht sich in der Tür zeigte, brach ein plötzlicher Freudenruf aus, der so froh und hell war wie das Licht und die Farben dieses improvisierten Festes. Die Stimmen, der Duft, das Licht, diese Frauen von eindringlicher Schönheit schlugen auf all seine Sinne und erregten seine Lust. Eine entzückende Musik, die in einem benachbarten Salon verborgen war, sandte in diesen berauschten Aufruhr einen Strom der Harmonie und machte die seltsame Vision vollständig. Raphael

fühlte sich von schmeichelnden Händen ergriffen, von den Händen eines Weibes, dessen frische, rosige Arme sich hoben, um ihn an sich zu ziehen: Aquilina stand vor ihm. Er merkte, daß dieses Bild nicht der flüchtige Zauber seiner farblosen Träume war: er stieß einen dumpfen Schrei aus, schloß rasch die Tür und schlug seinen alten Diener ins Gesicht.

„Ungeheuer!“ tobte er, „du hast also geschworen, mich zu morden!“

Dann fand er, obwohl er bei dem Gedanken an die Gefahr, der er ausgesetzt gewesen war, an allen Gliedern zitterte, die Kraft, sein Zimmer zu erreichen, trank eine starke Dosis seines Schlafmittels und legte sich zu Bett.

„Aber zum Teufel!“ stöhnte Jonathan, als er wieder zu sich kam, „Herr Bianchon hatte mir doch verordnet, ich sollte ihn zerstreuen...“

Es war um Mitternacht. Um diese Stunde strahlte Raphael — dank einer der Launen der Physiologie, die das Staunen und die Verzweiflung der medizinischen Wissenschaft sind — in seinem Schlaf vor Schönheit. Ein lebhaftes Rot färbte seine Wangen. Auf seiner Stirn, die lieblich reizend war wie die eines jungen Mädchens, lag das Siegel des Geistes. Das stille und friedliche Gesicht schien wie blühendes Leben. Er sah aus wie ein Kind, das unter der Obhut der Mutter eingeschlafen ist. Sein Schlaf war gut, über seine roten Lippen kam ein gleichmäßiger, reiner Atem, er lächelte: ein Traum spiegelte ihm gewiß ein schönes Leben vor. Vielleicht war er hundert Jahre alt, vielleicht wünschten ihm seine Enkelkinder ein langes Leben; vielleicht saß er auf seiner ländlichen Bank in der Sonne unter dem Blätterdach und schaute wie der Prophet auf dem Bergespfel das Gelobte Land in der Ferne.

„Du bist da?!...“

Diese Worte, die mit silberner Stimme gesprochen wurden, verscheuchten die verschwommenen Gestalten seines Schlafes. Beim Schimmer der Lampe sah er Pauline auf seinem Bette sitzen, aber Pauline, wie sie durch seine Abwesenheit und den Schmerz schöner geworden war. Raphael blieb regungslos beim Anblick dieses Gesichtes, das weiß war wie die Blumenblätter einer Seerose und das im Rahmen der langen schwarzen Haare, im Dunkel des Zimmers, noch bleicher schien. Tränen hingen noch schimmernd an ihren Wangen. Sie trug ein weißes Kleid, ihr Kopf war geneigt, sie saß leicht und zart da, und es schien sie ein Engel zu sein, der vom Himmel gekommen war, eine geisterhafte Erscheinung, die ein Hauch wehen konnte.

„Ah, ich habe alles vergessen!“ rief sie in dem Augenblick, wo Raphael die Augen aufschlug. „Ich habe nur eine Stimme, um dir zu sagen: Ich bin dein! Ja, mein Herz ist nur Liebe. Ach, Engel meines Lebens, du bist schöner als je! Deine Augen blitzen... Aber ich ahnte nichts. Du hast deine Gesundheit gesucht, ohne mich, du fürchtetest mich... Nun...“ „Flieh! flieh! laß mich!“ antwortete Raphael endlich mit dumpfer Stimme. „Sich doch! Wenn du bleibst, sterbe ich. Willst du mich sterben sehen?“ „Sterben?“ wiederholte sie. „Kannst du ohne mich sterben? Sterben, wo du so jung bist? Sterben, wo ich dich liebe? Sterben!“ wiederholte sie immer wieder mit tiefer Stimme und griff wie rasend nach seinen Händen... „Kalt!“ sagte sie. „Träume ich?“

Raphael zog das Stückchen des Chagrinleders unter dem Kopfkissen hervor, das jetzt dünn und klein war wie das Blättchen des Immergrün, und zeigte es ihr.

„Pauline, schönes Bild meines schönen Lebens, sagen wir uns Lebewohl!“ „Lebewohl?“ wiederholte sie in tiefem Staunen. „Ja. Das ist ein Talisman, der meine Wünsche

erfüllt und mein Leben vorstellt. Sieh, was mir noch bleibt. Wenn du mich noch einmal ansiehst, sterbe ich . . .“

Das junge Mädchen glaubte, Valentin sei wahnsinnig geworden, sie nahm den Talisman und holte die Lampe. In dem schwankenden Lichte, das Raphael und den Talisman in gleicher Weise aus dem Dunkel heraushob, sah sie gespannt auf das Gesicht ihres Geliebten und auf das letzte Stückchen des magischen Leders. Als er Pauline so sah, wie Angst und Liebe sie verschönte, war er nicht mehr Herr über sein Denken: die Erinnerungen der zärtlichen Stunden und der berausenden Wonnen seiner Leidenschaft siegten in seiner Seele, die so lange geschlafen hatte, und erwachten in ihr wie ein Feuer, das noch nicht verlöscht war.

„Pauline, komm! . . . Pauline! . . .“

Ein furchtbarer Schrei entrang sich dem jungen Mädchen; ihre Augen erweiterten sich: sie las in Raphaels Augen eine rasende Begier, wie sie früher ihr Stolz gewesen wäre; aber je größer dieser Wunsch wurde, um so mehr schrumpfte das Stückchen Leder ein, dessen Bewegung sie in ihrer Hand spürte. Besinnungslos stürzte sie in das Nebenzimmer und schloß die Tür hinter sich.

„Pauline! Pauline!“ rief der Sterbende und lief ihr nach, „ich liebe dich, ich bete dich an, ich will dich! . . . Ich verfluche dich, wenn du nicht öffnest! Ich will an dir sterben!“

Mit wilder Kraft, dem letzten Ausbruch des Lebens, zertrümmerte er die Tür und sah, wie sich seine Geliebte halbnackt auf dem Sofa wälzte. Pauline hatte vergebens versucht, sich die Brust zu zerfleischen, und um sich einen schnellen Tod zu geben, suchte sie sich mit ihrem Schal zu erdrosseln.

„Wenn ich sterbe, wird er leben!“ rief sie und versuchte den Knoten, den sie gemacht hatte, anzuziehen.

Ihre Haare flogen wild um sie, ihre Schultern waren nackt, ihre Kleider in Unordnung, und in diesem Kampf mit dem Tode bot sie, wie sie sich mit Tränen in den Augen und flammendem Gesicht in furchtbarer Verzwehlung wand, Raphael, der vor Liebe außer sich war, alle Reize ihres schönen Leibes dar und steigerte seine Glühung er warf sich auf sie wie ein Raubvogel auf seine Beute und zerriß den Schal und wollte sie in die Arme nehmen.

Der Sterbende suchte Worte, um den Wunsch auszudrücken, der all seine Kräfte verzehrte; aber er fand nur das würgende Röcheln in seiner Brust, das immer tiefer heraufkam und wie aus seinen Eingeweiden zu dröhnen schien. Endlich, da er schon beinahe keinen Ton mehr herausbrachte, biß er Pauline in die Brust. Jonathan kam herein, die schrecklichen Schreie hatten ihn herbeigerufen; er versuchte dem jungen Mädchen den Leichnam zu entreißen, auf dem sie in einem Winkel des Gemachs kauerte.

„Was wollen Sie?“ sagte sie; „er gehört mir, ich habe ihn getötet, ich habe es ja vorhergesagt!“

EPILOG

„Und was wurde aus Pauline?“

Ah! Pauline? Ja. Bist du manchmal an einem stillen Winterabend an deinem heimischen Herd geblieben, hast die Streifen betrachtet, die das Feuer auf ein Stück Eichenholz warf, und hast dich schmerzlich-süßen Erinnerungen an Liebe und Jugend überlassen? Hier spielt die Flamme auf den rotschimmernden Feldern eines Damenbretts; dort spiegelt sie sich auf dem Samte; kleine blaue Flammen scheinen auf dem glühenden Kohlenbecken zu züngeln und wild auf und ab zu hüpfen. Da kommt ein unbekannter Maler, der sich dieser Flamme bedient: mit einziger Feuerwerkskunst zeichnet er mitten

in diese flammenden violetten und purpurroten Töne eine übernatürliche Gestalt von wundervoller Zartheit, eine flüchtige Erscheinung, die der Zufall nie wiederbringen wird: eine Frau, deren Haare im Winde wehen und aus deren Profil eine köstliche Leidenschaft spricht: Feuer im Feuer! Sie lächelt, sie atmet, du wirst sie nie wiedersehen! Leb wohl, Flammenblüte! Leb wohl, du keimende Kraft, die nicht fertig werden durfte, die ihrer Zeit voraus ihr Bild in die Welt sandte, die zu spät oder zu früh kam, die ein köstlicher Diamant geworden wäre, wenn sie ganz und völlig hätte dasein können.

„Aber Pauline?“

Du verstehst nicht? Ich will noch einmal beginnen. Platz! Platz! Sie kommt, sie ist da, die Königin der Illusionen, die Frau, die wie ein Kuß vorüberfliehet, das Weib des Lebens, das wie ein Blitz zündend vom Himmel zuckt, das ungeschaffene Wesen, sie, die ganz Geist und ganz Liebe ist! Sie hat die Flamme als Gewand angetan, oder die Flamme hat sich für sie einen Moment lang besetzt! Die Linien ihrer Formen sind so rein, daß du weißt: sie ist vom Himmel niedergestiegen. Strahlt sie nicht wie ein Engel? Hörst du nicht das Rauschen ihrer Flügelschläge? Leichter als ein Vogel läßt sie sich zu dir nieder und ihre furchtbaren Augen blitzten dich bezaubernd an; ihr Atem ist sanft und stark und zieht deine Lippen mit magischer Gewalt an sich; sie flieht und reißt dich empor; du fühlst die Erde nicht mehr unter dir. Du willst ein einziges Mal deine Hand, die sie schmeichelnd hält, deine Hand, die verzückt ist, an diesen Lilienleib legen, ihre goldenen Haare streifen, ihre funkelnden Augen küssen. Ein Duft berauscht dich, eine bezaubernde Musik umkost dich! Du zitterst in allen Nerven, du bist ganz Sehnsucht, ganz Qual. O namenloses Glück! Du hast die Lippen dieses Weibes berührt; aber mit einem Male weckt

dich ein wahnsinniger Schmerz. Ach! Ach! Dein Kopf hat auf der Bettkante gelegen, du hast braunes Mahagoni, kalte Vergoldung, ein bronzenes Bildwerk, einen kupfernen Amor umarmt.

„Aber Herr Dichter, Pauline?“

Gleich, gleich. Höre! An einem schönen Morgen war ein junger Mann mit seiner hübschen jungen Frau in Tours auf das Schiff gestiegen. Sie saßen Hand in Hand auf dem Verdeck. Beide sahen sie lange über den weiten Gewässern der Loire eine weiße Gestalt, die wie aus Wasser und Sonne geboren oder wie ein Gebilde aus Luft und Wolken dem Nebel entstieg war. Bald war sie Undine und bald Sylphide, und so tanzte das wesenslose Geschöpf in den Lüften wie ein Wort, das man vergebens sucht, im Gedächtnis da und dort auftaucht und sich nicht fassen läßt; es wandelte zwischen den Inseln, es lugte aus den Zweigen der hohen Pappeln hervor; dann wurde es riesengroß, die tausend Falten seines Gewandes erglänzten, die Glorie, die die Sonne um sein Antlitz wob, schimmerte; es schwebte über den Dörfern, über den Hügeln und schien dem Schiff verwehren zu wollen, an dem Schloß Ussé vorüberzufahren. Man mochte sie für die weiße Dame halten, die ihr Reich gegen das Eindringen der modernen Zeit schützen wollte.

„Schön, ich verstehe; so viel von Pauline. Was ist Fedora?“

Oh! Fedora, die triffst du wieder . . . sie war gestern in den Bouffons, heute abend geht sie in die große Oper, sie ist überall. Sie ist, wenn du willst, die Gesellschaft.

ein Kopf
Mahagoni,
kupfernen

rgen war
Frau in
in Hand
n weiten
wie aus
ilde aus
Bald war
s wesent-
man ver-
acht und
n Inseln,
hervor;
ines Ge-
um sein
Dörfern,
hren zu
mochte
gen das

edora?“
gestern
e Oper,
llschaft.

DAS UNBEKANNTE MEISTERWERK



I. GILLETTE

GEGEN Ende des Jahres 1612 ging an einem kalten Dezembertage ein junger Mann, dessen Kleidung sehr dürrig aussah, vor der Tür eines Hauses der Rue des Grands Augustins zu Paris spazieren. Nachdem er lange mit der Unentschlossenheit eines Liebhabers, der es nicht wagt, bei seiner ersten Geliebten, so zugänglich sie auch sei, einzutreten, hin und her gegangen war, überschritt er schließlich die Schwelle dieser Tür und fragte, ob Meister Franz Porbus zu Hause wäre. Auf die bejahende Antwort einer alten Frau, die damit beschäftigt war, einen Saal des Erdgeschosses zu fegen, stieg der junge Mann langsam die Stufen hinauf, wobei er gleich einem neugebackenen Hölfling, der nicht weiß, wie der König ihn empfangen wird, nach jedem Schritt stehenblieb. Als er den obern Absatz der Wendeltreppe erreicht hatte, machte er einen Augenblick halt, denn er schwankte, ob er den grotesken Klopfer ergreifen sollte, der die Tür des Ateliers schmückte, in dem jener Maler Heinrichs IV., der von Maria de Medici zu Rubens' Gunsten vernachlässigt worden war, ohne Zweifel an der Arbeit war. Den jungen Mann durchbebte jene tiefe Empfindung, die das Herz der großen Künstler erzittern läßt, wenn sie in ihrer Jugend mit ihrer warmen Liebe zur Kunst vor einen Mann von Genie oder vor ein Meisterwerk treten. In allen menschlichen Empfindungen gibt es eine erste Blüte, erzeugt von einer edlen Begeisterung, die immer schwächer wird, bis das Glück nur noch eine Erinnerung bleibt und der Ruhm eine Lüge. Unter all diesen zerbrechlichen Empfindungen gleicht der Liebe keine so sehr wie die junge Leidenschaft eines Künstlers, der eben die köstliche Folter seines aus Herrlichkeit und Unglück gemischten Schicksals zu erkennen beginnt: jene

Leidenschaft voller Verwegenheit und Schüchternheit, von unbestimmten Glaubens und sicherer Entmutigung. Den der nicht, des Geldes bar und reich im Glauben an sein Selbst, sein Herz pochen hörte, da er vor einen Meister trat — dem wird stets im Herzen eine Saite fehlen irgendein Pinselstrich, eine Empfindung im Werk, ein gewisser Ausdruck der Poesie. Wenn ein Prahlhans, der vor sich selber geschwollen ist, allzufrüh an seine Zukunft glaubt, so wird er stets nur für die Dummköpfe zu einem Mann von Geist werden. In dieser Hinsicht schien der junge Unbekannte echte Begabung zu besitzen, wenn anders man das Talent nach jener ersten Schüchternheit messen darf, nach jener undefinierbaren Scham, die Anwärter der Unsterblichkeit in der Übung ihrer Kunst zu bewahren wissen, wie die Frauen die ihre in der Arena der Koketterie ablegen. Die Gewöhnung an den Triumph vermindert den Zweifel, und die Scham ist vielleicht nur solch ein Zweifel.

Übermannst vom Elend und erschreckt in diesem Augenblick ob seiner eigenen Verwegenheit, so wäre der arme Neuling vielleicht doch nicht bei dem Maler eingetreten, dem wir das wunderbare Bildnis Heinrichs IV. verdanken, wenn ihm der Zufall nicht eine unerwartete Hilfe geschickt hätte. Ein Greis stieg die Treppe herauf. An seiner stolzen Kleidung, an der Pracht der Spitzenkrause und der entscheidenden Sicherheit seines Schritts erriet der junge Mann in dieser Persönlichkeit einen Gönner oder Freund des Malers; er trat auf dem Treppenabsatz zurück, um ihm Platz zu machen, und sah ihn neugierig an, denn er hoffte, in ihm die Gutmütigkeit eines Künstlers oder das dienstbereite Wesen derer zu entdecken, die die Künste lieben; stattdessen aber erkannte er in diesem Gesicht etwas Teuflisches und vor allem jenes gewisse Etwas, das die Künstler anlockt. Man denke sich eine

kahle, gewölbte, vorspringende Stirn, die jäh über einer zerdrückten und unten wie bei Rabelais oder Sokrates aufgeworfenen Nase zurückspringt; einen lachenden, runzligen Mund, ein kurzes, stolz vorstehendes Kinn, an dem ein spitz geschnittener grauer Bart hängt; meergrüne Augen, die scheinbar vom Alter trüb geworden sind, die aber durch den Kontrast des perlmuttrigen Weiß, in dem die Pupille schwimmt, bisweilen im Zorn oder in der Begeisterung magnetische Blicke schleudern müssen. Das Gesicht war übrigens durch die Erschlaffung des Alters und mehr noch durch jenes Denken, das die Seele wie den Leib in gleicher Weise furcht, merkwürdig welk geworden. Die Augen hatten keine Wimpern mehr, und kaum sah man über ihren tiefen Höhlen einige Spuren von Brauen. Diesen Kopf setze man auf einen schwächtigen und schwächlichen Körper; man umgebe ihn mit einer blendend weißen Spitze, die gearbeitet ist wie eine Fischkelle; man werfe über das schwarze Wams eine goldene Kette, und man hat ein ungefähres Bild von dieser Persönlichkeit, der das schwache Licht der Treppe noch eine besonders phantastische Färbung lieh. Man hätte meinen können, eine Leinwand Rembrandts wandle schweigend und rahmenlos durch die schwarze Luft, die diesem großen Maler eigen ist. Der Greis warf einen scharfsinnigen Blick auf den jungen Mann, pochte dreimal an die Tür und sagte zu dem etwa vierzigjährigen kränklichen Mann, der ihm auftat: „Guten Tag, Meister.“

Porbus verneigte sich ehrfurchtsvoll; er ließ den jungen Mann mit eintreten, da er glaubte, er sei mit dem Greis gekommen; und er kümmerte sich um so weniger um ihn, als der Neuling ganz unter dem Bann des Zaubers stand, den alle geborenen Maler beim Anblick des ersten Ateliers empfinden müssen, das sie zu sehen bekommen und wo sich ihnen ein paar der äußerlichen Geheimnisse der Kunst

offenbaren. Ein offenes Fensterdach beleuchtete das Atelier des Meisters Porbus. Das ganze Licht konzentrierte sich auf eine Leinwand, die auf der Staffelei hing und nur erst drei oder vier weiße Striche aufwies; es drang nicht bis in den tiefen schwarzen Winkel dieses ungeheuren Raumes hinein; aber ein paar verirrte Reflexe setzten in diesen roten Schatten Lichter auf die Silberketten am Bauch eines Reiterpanzers, der an der Wand hing, und sie zogen eine jähe Lichtfurche in das geschnitzte und polierte Gesims eines alten Schanktisches, der mit wunderlichem Geschick beladen war, oder sie stachen leuchtende Punkte in das gekörnte Gewebe der alten Vorhänge aus Goldbrokat mit den großen, steifen Falten, die zu Modellzwecken hingeworfen waren. Muskelabgüsse, Fragmente und Torsen antiker Göttinnen, die durch den Kuß der Jahrhunderte eine liebevolle Politur empfangen hatten, lagen auf den Tischchen und Konsolen. Zahllose Skizzen, Studien in dreifarbigem Kreide oder in Rötel oder Federzeichnungen bedeckten die Wände bis zum Gesims hinauf. Farbkästen, Flaschen voll Öl und Essenzen und umgestoßene Gestelle ließen nur einen engen Pfad frei, um bis zu der Aureole zu gelangen, die das hohe Glasfenster niederwarf, dessen Strahlen voll auf das blasse Gesicht des Meisters Porbus und auf den Elfenbeinschädel des sonderbaren Menschen fielen. Die Aufmerksamkeit des jungen Menschen richtete sich bald ausschließlich auf ein Bild, das schon zu jener Zeit der Unruhen und der Revolutionen berühmt geworden war und das einige jener Starrköpfe gern aufsuchten, denen man die Erhaltung des heiligen Feuers während der schlimmen Tage verdankt. Diese schöne Tafel stellte eine Maria in Ägypten dar, die sich anschickt, die Überfahrt im Boot zu bezahlen. Das Meisterwerk, das für Maria de Medici bestimmt war, wurde dann von ihr in den Tagen ihres Elends verkauft.

„Deine Heilige gefällt mir,“ sagte der Greis zu Porbus, „und ich würde sie zehn Goldtaler teurer bezahlen als die Königin; aber ihr ins Gehege kommen ... verdammt!“ „Ihr findet sie gut?“ „La la!“ sagte der Greis; „gut? Ja und nein. Deine gute Frau ist nicht übel, aber sie lebt nicht. Ihr meint immer, alles getan zu haben, wenn ihr das Gesicht richtig zeichnet und alles nach den Gesetzen der Anatomie an seinen Platz stellt! Ihr koloriert diesen Aufriß mit einem Fleischtön, den ihr zuvor auf der Palette anrührt, sorgt dafür, daß eine Seite dunkler wird als die andere, und meint, weil ihr von Zeit zu Zeit ein nacktes Weib anguckt, das auf einem Tisch steht, ihr schriebe die Natur ab; ihr bildet euch ein, Maler zu sein und Gott sein Geheimnis entwendet zu haben! ... Prosit Mahlzeit! Um ein großer Dichter zu sein, genügt es nicht, daß man die Syntax von Grund aus kennt und keine Sprachschnitzer mehr macht. Sieh deine Heilige an, Porbus! Auf den ersten Blick scheint sie wundervoll; aber auf den zweiten Blick merkt man, daß sie hinten in die Leinwand geklebt ist und daß man ihren Körper nicht umgehen könnte; sie ist eine Silhouette, die nur eine Seite hat, sie ist ein ausgeschnittenes Scheinbild, etwas, was man nicht umdrehen und was seine Stellung nicht verändern kann. Ich fühle keine Luft zwischen diesem Arm und dem Feld des Bildes; Raum und Tiefe fehlen; und doch ist in der Perspektive alles richtig, und die Luftabstufung ist genau beachtet; aber trotz so löblicher Bemühung kann ich nicht glauben, daß dieser schöne Körper vom warmen Hauch des Lebens beseelt ist. Mir scheint, wenn ich die Hand an diesen Hals mit seiner festen Rundung legte, so würde ich ihn kalt finden wie Marmor! Nein, mein Freund, durch diese Elfenbeinhaut läuft kein Blut, kein Dasein schwellt mit seinem Purpurtau die Adern und Fiberchen, die sich unter der Bernsteindurchsichtigkeit der Schläfen

und der Brust zum Netz verschlingen. Diese Stelle zu
aber diese andere ist reglos; Leben und Tod kämpfen
jeder Einzelheit; hier ist es eine Frau, da eine Statue
weiterhin ein Leichnam. Deine Schöpfung ist unvollkom
men. Du hast nur einen Teil deiner Seele in dein Liebling
werk zu gießen verstanden. Die Fackel des Prometheus
mehr als einmal in deinen Händen erloschen, und viele
Stellen deines Bildes sind von der himmlischen Flamme un
berührt geblieben.“ „Aber weshalb, mein teurer Meister
fragte Porbus den Greis ehrfurchtsvoll, während der junge
Mann Mühe hatte, ein starkes Verlangen zu unterdrücken,
das ihn drängte, den Tadler zu prügeln. „Ei! Ja,“ er
widerte der kleine Greis, „du hast unentschieden zwischen
den beiden Methoden hin und her geschwankt, zwischen
der Zeichnung und der Farbe, zwischen dem peinlich ge
nauen Phlegma der alten deutschen Meister und der blei
benden Glut, der glücklichen Fülle der italienischen Maler.
Du hast zugleich Hans Holbein und Tizian nachahmen
wollen, Albrecht Dürer und Paolo Veronese. Das war ge
wiß ein großartiger Ehrgeiz! Aber was ist daraus geworden?
Du hast weder den strengen Reiz der Trockenheit noch die
trügerische Magie des Clair-obscur gefunden. An dieser
Stelle hat, einer geschmolzenen Bronze gleich, die ihre zer
schwache Gußform durchbricht, die reiche, blonde Farbe
Tizians den magern Kontur Albrecht Dürers, in den die
sie gegossen hattest, gesprengt. Anderswo hat die Zeich
nung Widerstand geleistet und die prunkvollen Wogen der
venezianischen Palette zurückgedämmt. Deine Gestalt ist
weder vollkommen gezeichnet noch vollkommen gemalt
und überall trägt sie die Spuren dieser unseligen Unent
schiedenheit. Wenn du dich nicht stark genug fühltest, um
im Feuer deines Genies die beiden widerstreitenden Stile
zu verschmelzen, so galt es, offen zwischen dem einen und
dem andern zu wählen, um die Einheit zu erreichen, die

eine der Bedingungen des Lebens vortäuscht. Du bist nur in den Massen wahr; deine Konturen sind falsch, sie gehen nicht ineinander über und versprechen nach hinten nichts mehr. Hier steckt Wahrheit!“ sagte der Greis, indem er auf die Brust der Heiligen zeigte. „Hier auch,“ fuhr er fort, indem er die Stelle zeigte, wo auf dem Bilde die Schulter abschloß. „Aber da,“ sagte er, indem er mitten auf den Hals zurückkehrte, „da ist alles falsch. Wir wollen keine Analyse vornehmen, das würde dich zur Verzweiflung bringen.“

Der Greis setzte sich auf einen Schemel, nahm den Kopf in die Hände und blieb stumm. „Meister,“ sagte Porbus, „und doch habe ich diesen Hals genau am Nackten studiert; aber zu unserm Unglück gibt es Dinge, die in der Natur wahr sind und auf der Leinwand nicht mehr wahrscheinlich wirken . . .“ „Es ist nicht die Aufgabe der Kunst, die Natur zu kopieren, sondern sie auszudrücken! Du bist kein gemeiner Abschreiber, sondern ein Dichter!“ rief der Greis lebhaft, indem er Porbus durch eine despotische Geste unterbrach: „Was hätte ein Bildhauer dann noch für Arbeit zu leisten, denn er brauchte eine Frau nur abzuformen! Nun also, versuche die Hand deiner Geliebten abzugießen und stelle sie vor dich hin; du wirst nur einen grauenhaften Leichnam ohne jede Ähnlichkeit finden, und du bist gezwungen, einen Meißel zu suchen, der dir, ohne sie genau zu kopieren, die Bewegung und das Leben darstellt. Wir müssen den Geist, die Seele, die Physiognomie der Dinge und der Wesen erfassen. Wirklichkeit! Die ist nur das Drum und Dran des Lebens, nicht das Leben selber. Eine Hand, da ich einmal dieses Beispiel gewählt habe, hängt nicht nur am Körper; sie drückt einen Gedanken aus und setzt ihn fort; und den gilt es zu erfassen und wiederzugeben. Weder der Maler noch der Dichter noch

der Bildhauer dürfen die Wirkung von der Ursache trennen, denn unbesieglich steckt eins im andern. Da liegt der wahre Kampf. Viele Maler triumphieren instinktiv, ohne dieses Thema der Kunst auch nur zu kennen. Ihr zeichnet eine Frau, aber ihr seht sie nicht! So gelingt es nicht, das Allerheiligste der Natur zu stürmen. Deine Hand zeigt, ohne daß du daran denkst, das Modell, das du bei deinem Lehrer kopiert hast. Du steigst nicht in die Intimität der Form hinab, du verfolgst sie nicht mit Liebe und Beharrlichkeit in ihren Umwegen und auf ihrer Flucht. Die Schönheit ist etwas Strenges und Sphärisches, was sich so nicht erreichen läßt; es gilt, ihre Stunden abzuwarten, sie zu belauern, sie zu bedrängen und sie eng zu umwinden, um sie zur Übergabe zu zwingen. Die Form ist ein Proteus, unfaßbarer und fruchtbarer an Verwandlungen als der Proteus der Sage; erst nach langen Kämpfen kann man sie zwingen, sich unter ihrer wahren Erscheinung zu zeigen. Ihr, ihr begnügt euch mit der ersten Gestalt, die sie euch darbietet, oder höchstens mit der zweiten oder dritten; so handeln sieghafte Kämpfer nicht! Jene nie besiegten Maler lassen sich nicht durch ihre Finten täuschen, sie harren aus, bis die Natur gezwungen ist, sich ganz nackt und ihrem wahren Geist zu zeigen. So ist Raffael verfahren, sagte der Greis, indem er seine schwarze Samtmütze abnahm, um seiner Achtung vor dem König der Kunst Ausdruck zu verleihen, „seine große Überlegenheit entspringt dem geheimen Sinn, der bei ihm die Form überleben zu wollen scheint. Die Form ist in seinen Gestalten, was sie bei uns ist, ein Dolmetscher der Gedanken. Empfindungen, eine ungeheure Poesie mitteilt. Jede Figur ist eine Seele, ein Bildnis, dessen Modell in einer erhabenen Vision aufstieg, getönt vom Licht, gerufen von einer innern Stimme, entkleidet von einem himmlischen Fingerring, der in der Vergangenheit eines ganzen Lebens die Quellen des Ausdrucks

gezeigt hat. Ihr gebt euren Frauen ein schönes Gewand aus Fleisch, schöne Draperien aus Haar, aber wo bleibt das Blut, das die Ruhe oder die Leidenschaft erzeugt und das erst die einzelnen Effekte hervorbringt? Deine Heilige ist brünett; aber dies, mein armer Porbus, gehört einer Blondine! Deine Figuren sind blasse kolorige Phantome, die du uns vor den Augen vorüberführst und die du nennst das Malerei und Kunst! Weil du etwas gemacht hast, was eher einer Frau als einem Manne ähnlich sieht, meinst du, ans Ziel gerührt zu haben, und sagst dir selbst, daß du nicht nein deine Gemälde zu ehren. „*Vir bonus et liber*“, „*virus venustus* oder „*pulcher homo*“, die sind die Ehrentitel der Maler, meinst du schon, ein wunderbarer Künstler zu sein. Ach ja, ihr seid noch nicht am Ende, ihr wackern Gefährten; ihr werdet noch viele Meilen zu gehen haben, viele Stücke Leinwand füllen müssen, ehe ihr es erreicht! Sicherlich trägt eine Frau ihren Kopf nicht auf dem Nacken, sie hält ihren Rock auf diese Weise, ihre Augen erschaffen und verschwimmen nicht in diesem Ausdruck resignierter Milde, der zitternde Schweiß aus ihren Wimpern streicht so über ihre Wangen hin! So ist es, und es ist doch nicht so. Was fehlt? Ein Nichts, aber dieses Nichts ist alles. Ihr habt den Anschein des Lebens, aber ihr drückt nicht sein Zuviel aus, das über die Ufer tritt, jenes Irgendetwas, das vielleicht die Seele ist und das wolkig über der Hülle schwimmt; kurz jene Blüte des Lebens, die Tizian und Raffael erhaschten. Wenn man von dem Extrem ausginge, das ihr eben erreicht, so würde man vielleicht wundervolle Bilder schaffen; aber ihr werdet zu schnell müde. Der Pöbel bewundert, aber der wahre Kenner lächelt. O Mabuse, o mein Meister,“ fügte diese merkwürdige Persönlichkeit hinzu, „du bist ein Dieb, du hast das Leben mitgenommen! — Bis auf das ist diese Leinwand mehr wert als die Malereien jenes Schelm,

des Rubens, mit seinen zinnoberbestreuten flämischen Fleischbergen, seinen Wogen roten Haars und seinem Farbenlärm. Aber dort ist doch Farbe, Empfindung und Zeichnung vorhanden, und das sind die drei wesentlichen Bestandteile der Kunst.“ „Aber diese Heilige ist herrlich, guter Mann!“ rief der Jüngling mit kräftiger Stimme, indem er aus einer tiefen Träumerei erwachte. „diese beiden Figuren, die Heilige und die des Bootsmannes, haben eine Feinheit der Erfindung, wie sie die italienischen Maler nicht kannten; ich kenne keinen, der die Unentschiedenheit des Bootsmannes hätte erfinden können.“ „Der kleine Schlingel gehört zu Euch?“ fragte Porbus den Alten. „Ach, Meister, vergebt mir meine Kühnheit,“ erwiderte der Neuling errötend; „ich bin ein Unbekannter, ein Farbenkleckser aus Instinkt, und ich bin erst seit kurzem in dieser Stadt, der Quelle alles Wissens.“ „An die Arbeit!“ sagte Porbus, indem er ihm einen Rotstift und ein Blatt Papier hinreichte.

Der Unbekannte kopierte die Maria im Umriß. „Ei, ei!“ rief der Alte; „Euer Name?“ Der junge Mann schrieb unten an den Rand: ‚Nicolas Poussin‘. „Das ist nicht übel für einen Anfänger!“ sagte die merkwürdige Persönlichkeit, die so wild redete. „Ich sehe, man kann in deiner Gegenwart vom Malen sprechen. Ich tadle dich nicht, wenn du Porbus' Heilige bewunderst. Sie ist für alle ein Meisterwerk, und nur die in die tiefsten Geheimnisse der Kunst Eingeweihten können entdecken, worin sie fehlt. Aber da du des Unterrichts würdig bist und ihn begreifen kannst, so will ich dir zeigen, wie wenig nötig ist, um dieses Werk zu vollenden. Sei ganz Auge und Aufmerksamkeit, eine solche Gelegenheit zu lernen wird sich vielleicht nie wieder ergeben. — Deine Palette, Porbus.“

Porbus suchte Palette und Pinsel. Der kleine Greis schob mit einer Bewegung krampfhafter Schrofheit seine Ärmel

hoch, steckte den Daumen in die mit allen Farben beladene und beblümete Palette, die Porbus ihm reichte, und riß ihm die Handvoll Pinsel in allen Größen mehr aus der Hand, als daß er sie nahm; sein spitzgeschnittener Bart zuckte plötzlich unter den bedrohlichen Anstrengungen, die den Kitzel einer liebevoll arbeitenden Phantasie verrieten. Während er den Pinsel mit Farbe belud, brummte er zwischen seinen Zähnen: „Die Farben sind gerade gut, um sie samt dem, der sie gemacht hat, zum Fenster hinauszuerwerfen, so empörend roh und falsch sind sie! Wie soll man damit malen?“ Dann tauchte er die Spitze des Pinsels mit febrischer Lebendigkeit in die verschiedenen Farbenklexe, deren ganze Skala er zuweilen schneller durchlief, als ein Domorganist die Tonleiter seiner Orgel beim ‚O Filii‘ zu Ostern durchläuft.

Porbus und Poussin standen zu beiden Seiten der Leinwand, in das gewaltsamste Schauen versunken, reglos da. „Siehst du, junger Mann,“ sagte der Greis, ohne sich umzudrehen, „siehst du, wie man mit drei oder vier Strichen und ein wenig bläulicher Lasur die Luft um den Kopf dieser armen Heiligen streichen läßt, die ersticken mußte, als sei sie in dieser toten Atmosphäre gefangen? Schau, wie diese Draperie jetzt flattert, und wie man versteht, daß der Wind sie aufhebt! Vorher sah sie aus wie eine gestärkte Leinwand, die von Nadeln gehalten wurde. Merkst du, wie der satinierte Glanz, den ich auf die Brust lege, die fette Weichheit der Haut eines jungen Mädchens wiedergibt, und wie der aus Rotbraun und gebranntem Ocker gemischte Ton die graue Kälte dieses Schattens wärmt, wo das Blut gefror statt zu kreisen? Junger Mann, junger Mann, was ich dir da zeige, das könnte dich kein Meister lehren. Nur Mabuse besaß das Geheimnis, den Gestalten Leben zu geben. Mabuse hat nur einen Schüler gehabt, und der bin ich. Ich habe

keinen gefunden, und ich bin alt! Du hast Verstand genug, um den Rest zu erraten, nachdem ich dir so viel gezeigt habe.“

Während er sprach, berührte der unheimliche Greis alle Teile des Bildes: hier zwei Pinselstriche, dort ein einziger, aber stets so treffend, daß man hätte meinen können, das Ganze sei ein neues Bild, aber ein in Licht getauchtes Bild. Er arbeitete mit einer so leidenschaftlichen Glut, daß der Schweiß auf seiner kahlen Stirn perlte; es ging so rasch in kleinen, so ungeduldigen, so stoßweisen Bewegungen, daß es dem jungen Poussin war, als stäke in dem Körper dieser wunderlichen Persönlichkeit ein Dämon, der durch seine Hände wirkte, indem er sie phantastisch wider den Willen des Menschen führte. Der übernatürliche Glanz der Augen, die Zuckungen, die wie ein Widerstand wirkten, gaben dieser Vorstellung einen Schein der Tatsächlichkeit, der eine junge Phantasie beeinflussen mußte. Dabei sprach der Greis: „Baff! baff! baff! So bestreicht man die Sache, junger Mann! Kommt, meine kleinen Strichelchen, macht mir diesen Eiston rot! Los! Klatsch! klatsch! klatsch!“ sagte er, indem er die Partien aufwärmte, bei denen er von einem Mangel an Leben gesprochen hatte, indem er durch ein paar Farbkleckse die Unterschiede im Charakter zum Verschwinden brachte und die Einheit des Tons wiederherstellte, wie eine glühende Ägypterin sie verlangte. Siehst du, Kleiner, nur der letzte Pinselstrich zählt mit. Porbus hat hundert geführt; ich nur einen. Niemand weiß uns Dank für das, was daruntersteckt. Das merke dir.“

Schließlich hielt dieser Dämon inne, und indem er sich zu Porbus und Poussin umwandte, die vor Bewunderung stumm dastanden, sprach er zu ihnen: „Das kommt meiner ‚Belle Noiseuse‘ noch nicht gleich, aber unter ein solches Werk könnte man schon seinen Namen setzen. Ja, ich

würde es signieren,“ fügte er hinzu, indem er aufstand und einen Spiegel nahm, um es zu betrachten. „Jetzt wollen wir frühstücken,“ sagte er; „kommt beide mit mir, ich habe geräucherten Schinken und guten Wein! . . . Ja, ja, trotz der unglücklichen Zeiten wollen wir vom Malen plaudern! Wir haben die Kraft . . . Hier haben wir einen kleinen Mann,“ fügte er hinzu, indem er Nicolas Poussin auf die Schulter klopfte, „der eine leichte Hand besitzt.“ Und als er den armseligen Rciserock des Normannen bemerkte, zog er einen Lederbeutel aus dem Gürtel, wühlte darin herum, nahm zwei Goldstücke, zeigte sie ihm und sagte: „Ich kaufe deine Zeichnung.“ „Nimm,“ sagte Porbus zu Poussin, als er sah, wie er vor Scham erbebte und errötete, denn dieser junge Adept besaß den Hochmut des Armen; „nimm doch; der hat in seiner Geldkatze das Lösegeld für zwei Könige.“

Sie stiegen zu dritt aus dem Atelier hinunter und gingen, indem sie über die Künste plauderten, bis zu einem schönen Holzhaus, das dicht beim Pont Saint-Michel lag und dessen Ornamente, dessen Klopfer, Fensterumrahmungen und Arabesken Poussin in Staunen setzten. Der künftige Maler sah sich plötzlich in einem Saal des Erdgeschosses vor einem schönen Feuer sitzen, dicht bei einem Tisch, der mit appetitregenden Gerichten beladen war, und oben drein vermöge eines unerhörten Glücks in Gesellschaft zweier großen Künstler voller Gutmütigkeit.

„Junger Mann,“ sagte Porbus zu ihm, als er sah, wie er mit offenem Munde vor einem Gemälde stand, „die Leinwand betrachte dir nicht zu genau, du würdest in Verzweiflung geraten.“

Es war der Adam, den Mabusc malte, um das Gefängnis verlassen zu können, in dem ihn seine Gläubiger so lange zurückhielten. Wirklich zeigte diese Figur eine solche Gewalt der Realität, daß Nicolas Poussin in diesem Augenblick

den wirklichen Sinn der wirren Worte zu erfassen gann, die der Greis gesprochen hatte. Der warf ein befriedigten Blick auf das Bild, doch ohne Begeisterung so daß es war, als sagte er: „Ich habe Besseres gemacht.“ „Es steckt Leben darin,“ sagte er, „mein armer Meister hat sich damit selbst übertroffen; aber es fehlt noch wenig Wahrheit im Hintergrund der Leinwand. Der Mensch ist lebendig, er steht auf und wird gleich zu uns treten. Aber die Luft, der Himmel und der Wind, was wir atmen sehen und fühlen, das fehlt. Dann ist das auch nur ein Mensch! Der erste Mensch aber, der unmittelbar aus Gottes Händen hervorging, muß etwas Göttliches gehabt haben, was dem da fehlt. Mabuse sagte es selbst vor Ärger, wenn er nicht betrunken war.“

Poussin sah mit unruhiger Neugier abwechselnd den Greis und Porbus an. Er näherte sich diesem, als wollte er ihn nach dem Namen ihres Gastgebers fragen; aber der Maler legte sich mit geheimnisvoller Miene den Finger auf die Lippen, und der Jüngling bewahrte trotz seines lebhaften Interesses Schweigen. Er hoffte, daß ihm früher oder später irgendein Wort erlauben würde, den Namen seines Gastgebers zu erraten, dessen Reichtum und Talent genügend durch die Ehrfurcht erwiesen waren, die Porbus ihm bezeugte, und erwiesen auch durch die Wunder, die in diesem Saal angehäuft waren.

Poussin erblickte auf der dunklen Eichentäfelung ein prachtvolles Frauenbildnis und rief aus: „Was für ein schöner Giorgione!“ „Nein,“ erwiderte der Greis, „Ihr seht eine meiner ersten Klecksereien . . .“ „Tausend Wetter! Bin ich denn bei dem Gott der Malerci?“ rief Poussin naiv aus. Der Greis lächelte wie ein Mann, der seit langem mit solchem Lobe vertraut ist. „Meister Frenhofer,“ sagte Porbus, „könntet Ihr nicht für mich ein wenig von Eurem schönen Rheinwein kommen lassen?“ „Zwei Fässer,“

erwiderte der Greis; „eins, um mich für das Vergnügen erkenntlich zu zeigen, das ich heute morgen hatte, als ich deine hübsche Fischerin sah, und das andere als ein Geschenk der Freundschaft.“ „Ach, wenn ich nicht immer leidend wäre,“ sagte Porbus, „und wenn Ihr mir Eure ‚Belle Noiseuse‘ zeigen wolltet, so könnte ich auch vielleicht noch ein Gemälde machen, das hoch und breit und tief wäre und in dem die Gestalten ihre natürliche Rundung hätten.“

„Mein Werk zeigen?“ rief der Alte bewegt. „Nein, nein! Ich muß es noch vervollkommen. Gestern gegen Abend glaubte ich, es sei fertig. Ihre Augen schienen mir feucht, ihr Fleisch war erregt. Die Locken ihres Haares bewegten sich. Sie atmete! Obgleich ich das Mittel gefunden habe, auf einer flachen Leinwand das Relief und die Rundung der Natur herzustellen, erkannte ich heute morgen im Tageslicht meinen Irrtum. Ach, ich habe, um dieses glorreiche Ziel zu erreichen, die großen Meister der Koloristik studiert; ich habe die Bilder Tizians, dieses Königs des Lichtes, Schicht für Schicht analysiert und abgehoben; ich habe meine Figur in einem klaren Ton mit einer weichen und fetten Paste angelegt — denn der Schatten ist nur Nebensache, merke dir das, Kleiner. Dann habe ich mein Werk wieder vorgenommen, und mit Hilfe von Halbtönen und Lasuren, deren Transparenz ich allmählich verringerte, habe ich die kräftigsten Schatten und selbst das tiefste Schwarz erzielt; denn die Schatten der gewöhnlichen Maler sind von anderm Wesen als ihre hellen Töne; das ist Holz, Erz, was ihr wollt, nur kein Fleisch im Schatten. Man fühlt, wenn ihre Figur die Stellung wechseln würde, so würden die Schattenteile nicht sauber werden und kein Licht aufnehmen. Ich habe diesen Fehler vermieden, dem viele der Berühmtesten verfallen sind, und bei mir hebt sich das Weiß unter dem Duster des kräftigsten Schattens noch hervor! Ich habe nicht

wie eine Fülle von Ignoranten, die sich einbilden, korrekter zu zeichnen, weil sie einen sorgfältig ausgefeilten Strich ziehen, trocken die Außenränder meiner Figur umrissen und jedes anatomische Detail unterstrichen, denn das menschliche Körper wird nicht von Linien umrahmt. Darin können die Bildhauer der Wahrheit näher kommen als wir. Die Natur besteht aus einer Reihenfolge von Rundungen, die ineinander übergehen. Streng gesprochen gibt es keine Zeichnung! Lacht nicht, junger Mann! So sonderbar Euch dieses Wort auch erscheinen mag, Ihr werdet eines Tages einsehen, daß es begründet ist. Die Linie ist nur das Mittel, durch das der Mensch sich über die Wirkung des Lichts auf die Dinge Rechenschaft ablegt; aber in der Natur gibt es keine Linien, da ist alles voll: beim Modellieren zeichnet man, das heißt, man löst die Dinge aus dem, worin sie stecken, die Verteilung des Lichts allein gibt dem Körper Wahrscheinlichkeit! Daher habe ich auch keine festen Umrisse gegeben; ich habe über die Konturen eine Wolke von blonden und warmen Halbtönen gelegt, die bewirkt, daß man den Finger nie genau auf die Stelle legen könnte, wo die Konturen an den Hintergrund grenzen. Aus der Nähe scheint eine solche Arbeit flockig, und es sieht aus, als fehle die Präzision; aber in zwei Schritten Abstand wird alles fest, es wird greifbar und löst sich los; der Körper dreht sich, die Formen werden plastisch, man fühlt, wie die Luft herumstreicht. Und doch bin ich noch nicht zufrieden, ich habe noch Zweifel. Vielleicht dürfte man überhaupt nicht einen einzelnen Strich zeichnen, und es wäre besser, eine Gestalt in der Mitte anzugreifen, indem man sich zunächst an die am stärksten beleuchteten, vorspringenden Punkte hält, um dann erst zu den dunkleren Teilen überzugehen. Geht nicht so die Sonne vor, die göttliche Malerin des Weltalls? O Natur, Natur, wer hat dich je

auf deiner Flucht erhascht? Seht, zu viel Wissen kommt ebenso wie die Unwissenheit zur Negation. Ich zweifle an meinem Werk.“

Der Greis machte eine Pause. Dann fuhr er fort: „Jetzt arbeite ich zehn Jahre, junger Mann; aber was sind zehn kurze Jahre, wo es sich darum handelt, mit der Natur zu kämpfen? Wir wissen nicht, wie lange der Herr Pygmalion brauchte, um die einzige Statue zu meißeln, die je vom Fleck gegangen ist!“

Er versank in eine tiefe Träumerei und blieb mit geschlossenen Augen sitzen, während er mechanisch mit seinem Messer spielte. „Jetzt ist er im Gespräch mit seinem Geist!“ sagte Porbus mit leiser Stimme.

Bei diesem Wort fühlte Nicolas Poussin den Drang einer unerklärlichen Künstlerneugier. Dieser aufmerksame und auch wieder stumpfsinnige Greis mit den weißen Augen, der für ihn mehr als ein Mensch geworden war, erschien ihm wie ein phantastischer Genius, der in einer unbekanntenen Sphäre lebte. Er weckte in der Seele tausend wirre Gedanken. Das moralische Phänomen dieser Art von Zauber läßt sich so wenig definieren, wie man die Erregung erklären kann, die durch ein Lied geweckt wird, das dem Verbannten die Heimat ins Herz zurückruft. Die Verachtung, die dieser Greis für die schönsten Versuche der Kunst zur Schau trug, sein Reichtum, sein Wesen, die Ehrfurcht, die Porbus ihm bezeugte, dieses so lange geheimgehaltene Werk, ein Werk der Geduld und zweifellos ein Werk des Genies, wenn man nach dem Kopf der Jungfrau urteilen durfte, die der junge Poussin so offen bewundert hatte und die, selbst neben dem Adam von Mabuse immer noch schön, für das gebieterische Schaffen eines Fürsten der Kunst sprach: alles ging bei diesem Greis über die Grenzen der menschlichen Natur hinaus. Was Nicolas Poussins reiche Phantasie an klaren und faßbaren Dingen zu erkennen vermochte, als er dieses

übernatürliche Wesen sah, das war ein vollständiges Bild der Künstlernatur, jener närrischen Natur, der so viele Mächte anvertraut sind und die sie nur zu oft mißbrauchen, indem sie die kühle Vernunft, die Bürger und selbst ein paar Liebhaber über viele steinige Straßen entführt, wo für sie nichts mehr vorhanden ist; während dieses in ihren Launen schweifende Mädchen mit den weißen Flügeln Epeur Schlösser und Kunstwerke entdeckt — einer spöttischen und gutmütigen, fruchtbaren und armen Natur: so war dieser Greis für den Enthusiasten Poussin durch eine jähen Verwandlung zur Kunst selber, zur Kunst mit ihren Geheimnissen, ihren Rasereien und Träumen geworden.

„Ja, mein lieber Porbus,“ fuhr Frenhofer fort, „es hat mir bis jetzt eins gefehlt, daß ich nämlich einer einwandfreien Frau begegnete, einem Körper, dessen Konturen von vollkommener Schönheit sind und dessen Inkarnat ... Aber wo wäre sie im Leben zu finden,“ unterbrach er sich selber, „jene unauffindbare Venus der Alten, die so oft gesucht wurde und von der wir kaum ein paar verstreute Einzelschönheiten antreffen? Oh, ein einziges Mal auf einen Augenblick die göttliche, vollständige Natur, kurz das Ideal zu sehen, dafür würde ich mein ganzes Vermögen hingeben ... Ich würde dich in deiner Vorhölle suchen, himmlische Schönheit! Wie Orpheus würde ich in die Hölle der Kunst hinabsteigen, um ihr Leben daraus zurückzuholen.“

„Wir können aufbrechen,“ sagte Porbus zu Poussin, „er hört uns nicht mehr, sieht uns nicht mehr.“ „Laßt uns in sein Atelier gehen,“ schloß der junge Mann voll Staunen vor. „Oh, der Alte hat den Eingang gesichert. Seine Schätze werden zu gut bewacht, als daß wir zu ihnen gelangen könnten. Ich habe nicht erst Euren Rat und Eure Laune abgewartet, um den Sturm auf das Geheimnis zu versuchen.“ „Es liegt also ein Geheimnis vor?“ „Ja,“ sagte

Porbus; „der alte Frenhofer ist der einzige Schüler, den Mabuse ausbilden wollte. Frenhofer wurde sein Freund, sein Retter, sein Vater und opferte den größeren Teil seiner Schätze, um den Leidenschaften des Meisters Mabuse genugzutun; dafür hat Mabuse ihm das Geheimnis des Reliefs überlassen, die Macht, den Figuren jenes außerordentlichen Leben, jene Blüte der Natur zu verleihen, die unsere ewige Verzweiflung ist; er aber besaß ihr Geheimnis bis zu einem Grade. daß er eines Tages, als er den geblühten Damast, mit dem er sich beim Einzug Karls V. bekleiden sollte, verkauft und vertrunken hatte, seinen Herrn in einem Papierkleid begleitete, das wie Damast bemalt war. Der besondere Glanz des Stoffes, den Mabuse trug, fiel dem Kaiser auf, und als er dem Gönner des alten Trunkenbolds ein Kompliment machen wollte, entdeckte er den Trug. Frenhofer ist ein Mensch, der leidenschaftlich in unserer Kunst aufgeht und der höher und weiter ausschaut als die andern Maler. Er hat tief über die Farben und über die absolute Wahrheit der Linie nachgedacht; aber durch zuviel Suchen ist er dahin gelangt, jetzt selbst an dem Ziel seiner Mühen zu zweifeln. In seinen Augenblicken der Verzweiflung behauptet er, die Zeichnung gebe es nicht, und man könne mit Strichen nur geometrische Figuren wiedergeben; das geht über die Wahrheit hinaus, denn mit Hilfe des Striches und des Schwarz, das keine Farbe ist, kann man sehr wohl eine Gestalt hinstellen, was beweist, daß unsere Kunst wie die Natur aus unendlich vielen Elementen besteht: die Zeichnung gibt ein Skelett, die Farbe ist das Leben; aber das Leben ohne das Skelett ist etwas noch Unvollkommneres als das Skelett ohne das Leben. Kurz, es gibt etwas, was noch wahrer ist als all dies: daß nämlich Übung und Beobachtung für einen Maler alles sind; und wenn Vernunft und Poesie mit den Pinseln streiten, so kommt man wie der gute Mann da, der ebensosehr

Wahnsinniger ist wie Maler, zum Zweifel. Ein wunderbarer Maler, hatte er das Unglück, reich geboren zu werden, den das erlaubte ihm Abschweifungen; ahmt ihm nicht nach Arbeitet! Maler dürfen nur mit dem Pinsel in der Hand nachdenken.“

„Wir werden noch eindringen!“ rief Poussin aus, den er hörte Porbus nicht mehr zu und zweifelte an nicht mehr. Porbus lächelte dem Enthusiasmus des jungen Unbekannten zu und verließ ihn, indem er ihn zu weiteren Besuchen einlud.

Nicolas Poussin kehrte langsamen Schrittes in die Rue de la Harpe zurück und ging, ohne es zu merken, an dem bescheidenen Miethaus vorbei, in dem er wohnte. Als er mit unruhiger Geschwindigkeit in sein elendes Atelier hinaufstieg, gelangte er in ein Zimmer, das unter dem Ständerwerkdach gelegen war, jener naiven und leichten Bedeckung der Häuser des alten Paris. Dicht bei dem einzigen dunklen Fenster dieses Zimmers saß ein junges Mädchen, das sich bei dem Geräusch der Tür in einer Bewegung, wie sie die Liebe eingibt, jäh aufrichtete, denn sie hatte den Maler an der Art erkannt, wie er den Griff anfaßte.

„Was hast du?“ fragte sie. „Ich ... ich ...“ rief er, indem er vor Freude erstickte, „ich habe mich als Maler gefühlt. Ich hatte bisher an mir gezweifelt, aber heute morgen habe ich an mich geglaubt! Ich kann ein großer Mann werden! Ei, Gillette, wir werden reich und glücklich werden! Es steckt Gold in diesen Pinseln ...“

Aber er verstummte plötzlich. Sein ernstes, kräftiges Gesicht verlor seinen freudigen Ausdruck, als er die Unermesslichkeit seiner Hoffnungen mit der Geringfügigkeit seiner Hilfsmittel verglich. Die Mauern waren mit einfachen Blättern beklebt, auf denen Bleistiftskizzen zu sehen waren. Er besaß keine vier sauberen Leinwandstücke. Die

Farben standen damals hoch im Preis, und der arme junge Mann sah seine Palette fast leer. Mitten in diesem Elend besaß er und fühlte er unglaublichen Herzensreichtum und die Überfülle eines verzehrenden Genies. Durch einen befreundeten Edelmann oder vielleicht durch sein eigenes Talent nach Paris geführt, hatte er plötzlich eine Geliebte gefunden, eine jener edlen und großherzigen Seelen, die zu einem großen Manne kommen, um mit ihm zu leiden, die sich seine Schmerzen zu eigen machen und sich abmühen, um seine Launen zu begreifen; stark im Elend und in der Liebe, wie andere unerschrocken den Luxus ertragen und ihre Empfindungslosigkeit zur Schau zu stellen wagen. Das Lächeln, das über Gillettes Lippen huschte, vergoldete diese Dachkammer und stritt im Wetteifer mit dem Glanz des Himmels. Die Sonne strahlte nicht immer; sie aber war stets da, eingehüllt in ihre Leidenschaft, hängend an ihrem Glück, ihrem Leiden, und ein Trost für das Genie, das in der Liebe über seine Ufer trat, ehe es sich der Kunst bemächtigte.

„Höre, Gillette, komm.“ Das gehorsame und freudige Mädchen sprang dem Maler auf die Knie. Sie war ganz Anmut, ganz Schönheit, hübsch wie ein Frühling, geschmückt mit allen weiblichen Schätzen, die das Feuer einer schönen Seele beleuchtete. „O Gott,“ rief er, „ich wage es ihr nie zu sagen...“ „Ein Geheimnis?“ sagte sie, „ich will es wissen!“ Poussin blieb in Gedanken versunken. „Rede doch!“ „Gillette... armes, geliebtes Herz!...“ „Oh, du willst etwas von mir?“ „Ja.“ „Wenn du willst, daß ich dir wieder wie neulich Modell stehe,“ fuhr sie mit schmollender Miene fort, „so werde ich nie einwilligen, denn in solchen Augenblicken sagen mir deine Augen gar nichts. Du denkst nicht mehr an mich, und doch siehst du mich an...“ „Möchtest du, daß ich eine andere Frau abmalte?“ „Vielleicht,“ sagte sie, „wenn sie recht häßlich wäre.“ „Nun also,“ sagte

Poussin in ernsthaftem Ton, „wenn es nun für meinen künftigen Ruhm, wenn es, um mich zum großen Maler zu machen, nötig wäre, daß du einem andern Modell ständest?“ „Du kannst es versuchen,“ erwiderte sie; „du weißt, daß ich nicht hinginge.“

Poussin neigte wie ein Mensch, der einer Freude oder einem Schmerz erliegt, wie seine Seele sie nicht mehr zu ertragen vermag, den Kopf auf die Brust. „Höre,“ sagte sie, indem sie Poussin am Ärmel seines abgenutzten Wam-ses zog, „ich habe dir schon gesagt, Nick, ich würde mein Leben für dich geben; aber ich habe dir nie versprochen, daß ich, solange ich lebe, auf meine Liebe verzichten würde.“ „Verzichten?“ rief der junge Künstler. „Wenn ich mich einem andern so zeigte, so würdest du mich nicht mehr lieben; und ich würde mich selbst deiner unwürdig finden. Deinen Launen zu gehorchen, ist das nicht etwas Natürliches und Einfaches? Wider Willen bin ich glücklich und sogar stolz darauf, deinen lieben Willen zu tun. Aber für einen andern, pfui!“ „Vergib, meine Gillette!“ sagte der Maler, indem er sich ihr zu Füßen warf; „ich will lieber geliebt werden als Ruhm erwerben. Für mich bist du schöner als Reichtum und Ehren. Da — wirf meine Pinsel fort und verbrenne meine Skizzen. Mein Beruf ist, dich zu lieben. Ich bin kein Maler mehr, ich bin ein Liebhaber. Mag die Kunst mit all ihren Geheimnissen zugrunde gehen!“

Sie bewunderte ihn, glücklich und bezaubert! Sie herrschte, sie fühlte instinktiv, daß um ihretwillen die Künste vergessen waren, daß sie ihr wie ein Körnchen Weihrauch zu Füßen geworfen wurden. „Und doch ist es nur ein Greis,“ begann Poussin noch einmal. „Er kann in dir nur die Frau sehen. Du bist so vollkommen.“ „Man muß wohl lieben!“ rief sie, bereit, ihre Liebesbedenken zu opfern und so ihren Liebhaber für all die

Opfer zu belohnen, die er ihr brachte. „Aber“, fügte sie hinzu, „das hieße mich zugrunde richten. Ach, mich für dich zugrunde richten . . . ja, das ist wohl schön! Aber du wirst mich vergessen. Oh, was für einen bösen Gedanken hast du da gehabt!“ „Ich habe ihn gehabt und liebe dich doch,“ sagte er nicht ohne Zerknirschung; „aber bin ich denn ehrlos?“ „Laß uns Vater Hardouin fragen,“ sagte sie. „O nein, es muß ein Geheimnis zwischen uns beiden bleiben.“ „Nun, ich werde hingehen; aber sei du nicht dabei,“ sagte sie. „Bleib an der Tür, mit deinem Dolch bewaffnet; wenn ich schreie, tritt ein und erstich den Maler!“

Poussin sah nur noch seine Kunst und drückte Gillette an die Brust. „Er liebt mich nicht mehr,“ dachte Gillette, als sie allein blieb. Schon bereute sie ihren Entschluß. Aber bald stand sie vor einem Grauen, das grausamer war als ihre Reue; sie rang danach, einen furchtbaren Gedanken zu verbannen, der sich ihr im Herzen erhob. Sie glaubte den Maler schon weniger zu lieben, da sie argwöhnte, er sei weniger ehrenhaft als früher.

II. KATEACINA LESCAULT

Drei Monate nach der Begegnung Poussins und Porbus' suchte dieser den Meister Frenhofer auf. Der Greis war gerade einer jener tiefen und spontanen Entmutigungen verfallen, deren Ursache, wenn man den Mathematikern unter den Medizinern glauben soll, in einer schlechten Verdauung, im Wind, der Wärme oder in einer Geschwulst des Unterleibes liegt, nach den Spiritualisten aber in der Unvollkommenheit unserer moralischen Natur. Der gute Mann hatte sich ganz einfach bei der Vollendung seines geheimnisvollen Gemäldes überarbeitet. Er saß matt in einem ungeheuren Sessel aus geschnitztem Eichenholz, der mit schwarzem Leder gepolstert war; und ohne seine melancholische

Haltung aufzugeben, warf er den Blick eines Mannes, der sich in seinem Verdruß häuslich niedergelassen hat, auf Porbus.

„Nun, Meister,“ sagte Porbus, „war das Ultramarin, das Ihr in Brügge suchtet, schlecht? Habt Ihr unser neues Weiß nicht anrühren können? War Euer Öl verdorben oder waren die Pinsel störrisch?“ „Ach!“ rief der Greis, „ich glaubte einen Augenblick, mein Werk wäre fertig, aber ich habe mich in ein paar Einzelheiten sicherlich getäuscht und ich werde keine Ruhe finden, ehe ich meine Zweifel nicht aufgeklärt habe. Ich will reisen und in die Türkei, nach Griechenland und Asien ziehen, um dort ein Modell zu suchen und mein Bild mit allerley Naturen zu vergleichen ... Vielleicht habe ich da oben“ fuhr er fort, indem er sich ein Lächeln der Befriedigung entschlüpfen ließ, „die Natur selber. Bisweilen fürchte ich fast, ein Hauch könne mir diese Frau aufwecken, so daß sie verschwände.“

Plötzlich sprang er auf, als wollte er schon reisen. „Oho!“ erwiderte Porbus, „ich komme im rechten Augenblick, um Euch die Kosten und die Anstrengungen der Reise zu ersparen.“ „Wieso?“ fragte Frenhofer erstaunt. „Der junge Poussin wird von einer Frau geliebt, deren unvergleichliche Schönheit ohne jede Unvollkommenheit ist. Aber mein lieber Meister, wenn er sich bereit erklärt, sie Euch zu leihen, so werdet Ihr uns wenigstens Eure Leinwand zeigen müssen.“ Der Greis blieb stumm stehen, versunken in einen Zustand vollkommenen Stumpfsinns.

„Wie!“ rief er endlich schmerzlich aus, „mein Geschöpf, meine Gattin zeigen, den Schleier zerreißen, hinter dem ich mein Glück keusch geborgen hielt? Das wäre eine furchtbare Prostitution! Jetzt lebe ich seit zehn Jahren mit dieser Frau; sie gehört mir, mir allein, sie liebt mich. Hat sie mir nicht bei jedem Pinselstrich zugelächelt, den ich an ihr tat?“

Sie hat eine Seele, eine Seele, die ich ihr gegeben habe. Sie würde erröthen, wenn andere Augen als meine auf ihr ruhten. Sie zeigen! Wo ist der Gatte, der Liebhaber, der feil genug wäre, sein Weib zur Unehre zu führen? Wenn du ein Bild für den Hof machst, legst du nicht deine ganze Seele hinein, du verkaufst den Höflingen nur kolorierte Gliederpuppen. Mein Bild ist kein Bild; es ist eine Empfindung, eine Leidenschaft! Sie ist in meinem Atelier geboren und muß in ihm jungfräulich bleiben; sie kann es nur bekleidet verlassen. Die Poesie und die Frauen geben sich nur ihren Liebhabern nackt! Besitzen wir das Modell Raffaels, die Angelika Ariosts, Dantes Beatrix? Nein! Wir sehen nur ihre Formen. Nun, das Werk, das ich da oben hinter meinen Riegeln habe, ist eine Ausnahme in unserer Kunst; es ist keine Leinwand, es ist eine Frau! Eine Frau, mit der ich weine, lache, plaudere und denke. Soll ich plötzlich ein zehnjähriges Glück aufgeben, wie man einen Mantel abwirft; soll ich aufhören, Vater, Liebhaber, Gott zu sein? Diese Frau ist kein Geschöpf, sie ist eine Schöpfung. Laß deinen jungen Mann kommen; ich will ihm meine Schätze geben, Gemälde von Correggio, Michelangelo, Tizian; ich will die Spur seiner Füße küssen im Staub; aber ihn zu meinem Nebenbuhler machen? Schmach und Schande. Ach, ach, ich bin noch mehr Liebhaber als Maler. Ja, ich werde die Kraft besitzen, meine ‚Belle Noiseuse‘ bei meinem letzten Atemzug zu verbrennen; aber den Blick eines Mannes, eines jungen Mannes, eines Malers auf ihr ruhen lassen? Nein, nein, ich würde den, der sie mit einem Blick beschmutzt hätte, am folgenden Tage töten! Ich würde dich im Augenblick töten, dich, mein Freund, wenn du sie nicht auf den Knien begrüßtest. Willst du noch, daß ich mein Idol den kalten Blicken und den bornierten Kritiken der Dummköpfe preisgebe? Ach, die Liebe ist ein Geheimnis, Leben gibt es nur auf dem Grunde der Herzen, und alles ist verloren, wenn

ein Mann sagt, und wäre es auch zu seinem Freunde: Das ist dic, die ich liebe.“

Der Greis schien wieder jung geworden zu sein; seine Augen hatten Glanz und Leben, seine blassen Wangen waren mit lebhaftem Rot getönt und seine Hände zitterten. Porbus wußte, erstaunt ob der leidenschaftlichen Gewalt mit der diese Worte gesprochen wurden, nicht mehr, was er auf eine ebenso neue wie tiefe Empfindung erwidern sollte. War Frenhofer vernünftig oder wahnsinnig? War er der Sklave einer Künstlerlaune, oder entsprangten die Gedanken, die er aussprach, jenem sonderbaren Fanatismus, der durch die lange Schwangerschaft mit einem großen Werk erzeugt wird? Konnte man jemals hoffen, mit dieser wunderlichen Leidenschaft einen Kompromiß zu schließen?

Solchen Gedanken verfallen, sagte Porbus zu dem Greise: „Aber gibt er nicht Frau für Frau? Liefert Pousin nicht Euren Blicken seine Geliebte aus?“ „Welche Geliebte?“ erwiderte Frenhofer; „sie wird ihn früher oder später verraten, meine bleibt mir ewig treu.“ „Nun,“ versetzte Porbus, „reden wir nicht mehr davon. Aber ehe Ihr selbst in Asien eine Frau findet, die so schön ist wie die von der ich rede, werdet Ihr vielleicht sterben, ohne Euer Bild vollendet zu haben.“ „Oh, es ist fertig,“ sagte Frenhofer; „wer es sähe, würde meinen, eine Frau unter Gardinen auf einem Samtbett liegen zu sehen. Neben ihr haucht ein Dreifuß Dufte aus. Du kämest in Versuchung die Quasten der Schnüre anzufassen, an denen die Vorhänge befestigt sind, und du würdest meinen, die Brüste der Katharina Lescault, einer schönen Kurtisane, genannt ‚la Belle Noiseuse‘, gäben die Bewegung ihres Atmens wieder. Freilich möchte ich sicher gehen . . .“ „So reist nach Asien!“ erwiderte Porbus, da er ein Zögern in Frenhofers Blick las. Und er tat einige Schritte zur Tür hin.

In diesem Augenblick waren Gillette und Nicolas Poussin in der Nähe von Frenhofers Haus angelangt. Als das junge Mädchen eben eintreten wollte, ließ sie den Arm des Malers los und wich zurück, als faßte eine plötzliche Ahnung sie an. „Was soll ich hier?“ fragte sie ihren Geliebten mit tiefer Stimme, indem sie ihn mit starrem Blick ansah. „Gillette, ich habe dir die Wahl gelassen und will dir in allem gehorchen. Du bist mein Gewissen und mein Ruhm. Komm mit zurück, ich werde vielleicht glücklicher, wenn du . . .“ „Gehöre ich mir, wenn du so redest? O nein, ich bin nur ein Kind . . . Komm,“ fügte sie, scheinbar mit einer großen Anstrengung, hinzu, „wenn unsere Liebe stirbt und ich eine lange Reue in mein Herz pflanze, wird nicht dein Ruhm der Preis für meinen Gehorsam gegen deine Wünsche sein? Laß es eintreten; es heißt noch einmal leben, wenn ich stets als Erinnerung in deiner Palette bleibe.“

Als die beiden Liebenden die Tür des Hauses öffneten, trafen sie Porbus, der Gillette, deren Augen voll Tränen standen, ganz überrascht von ihrer Schönheit, zitternd, wie sie war, ergriff und vor den Greis führte, indem er sagte: „Sieh, wiegt sie nicht alle Meisterwerke der Welt auf?“

Frenhofer erbebte. Gillette stand in der naiven und einfachen Haltung einer unschuldigen und furchtsamen Georgierin da, die, von Räubern entführt, einem Sklavenhändler angeboten wird. Schamhafte Röte färbte ihr Gesicht, sie senkte die Augen, ihre Hände hingen an den Seiten nieder, ihre Kräfte schienen sie zu verlassen, und Tränen protestierten gegen die Gewalt, die man ihrer Scham antat. In diesem Augenblick verfluchte Poussin in Verzweiflung darüber, diesen herrlichen Schatz aus seiner Kammer hervorgeholt zu haben, sich selber. Er war jetzt mehr Liebhaber als Künstler, und tausend Bedenken kehrten ihm das Herz um, als er das verjüngte Auge des Malers sah, der in seiner Malergewohnheit dieses junge Mädchen

gleichsam entkleidete, indem er ihre geheimsten Formen erriet. Er verfiel der wilden Eifersucht echter Liebe.

„Gillette, komm mit!“ rief er. Bei diesem Klang, diesem Schrei hob seine Geliebte freudig die Augen, sah ihn und lief ihm in die Arme. „Ach, so liebst du mich?“ fragte sie, indem sie in Tränen ausbrach. Nachdem sie die Kraft gefunden hatte, ihre Leiden zu verschweigen, fehlte es ihr an der, ihr Glück zu verbergen.

„Oh, laßt sie mir einen Augenblick,“ sagte der alte Maler. „Ihr sollt sie mit meiner Katharina vergleichen . . . ja, ich willige ein.“ Immer noch lag Liebe in diesem Schreie Frenhofers. Er schien für seine Scheinfrau Koketterie zu entfalten und im voraus den Triumph zu genießen, der die Schönheit seiner Schöpfung über die eines wirklichen jungen Mädchens davontragen würde.

„Laßt ihn das nicht widerrufen!“ rief Porbus, indem er Poussin auf die Schulter schlug; „die Früchte der Liebe vergehen schnell, die der Kunst sind unsterblich.“ „Für ihn“, sagte Gillette, indem sie Poussin und Porbus aufmerksam ansah, „bin ich also nur eine Frau?“ Sie hob stolz den Kopf; aber nachdem sie einen funkelnden Blick auf Frenhofer geworfen hatte, sah sie ihren Geliebten, der sich von neuem das Bildnis ansah, das er jüngst für einen Giorgione gehalten hatte.

„Ach,“ sagte sie, „laßt uns hinauf! So hat er mich nie angesehen.“ „Greis,“ sagte Poussin, als ihn Gillettes Stimme aus seinem Sinnen weckte, „sieh dieses Schwert, beim ersten Wort der Klage, das dieses Mädchen ausstößt, werde ich es dir ins Herz stoßen; ich werde Feuer an dein Haus legen, und niemand wird es verlassen! Verstehst du?“

Nicolas Poussin war finster, und sein Wort war furchtbar. Die Haltung und vor allem die Geste des jungen Malers trösteten Gillette, die ihm beinahe vergab, daß er

sie der Malerei und seiner glorreichen Zukunft opferte. Porbus und Poussin blieben an der Tür des Ateliers und sahen sich schweigend an. Wenn der Maler der Maria in Ägypten sich zunächst ein paar Ausrufe erlaubte: „Ah, sie entkleidet sich; er sagt ihr, sie solle ins Licht treten! Er vergleicht sie!“ so verstummte er bald vor Poussins Anblick, dessen Gesicht furchtbar traurig war; und obgleich alte Maler jene vor der Kunst so kleinen Bedenken nicht mehr kennen, so bewunderte er sie doch, so naiv und hübsch waren sie. Der junge Mann hielt die Hand auf dem Heft des Schwerts, und sein Ohr war fast an die Tür gedrückt. Beide glichen, wie sie da im Schatten standen, zwei Verschwörern, die der Stunde harreten, in der ein Tyrann zu erstechen war.

„Kommt, kommt!“ sagte plötzlich der Greis, vor Glück strahlend, zu ihnen; „mein Werk ist vollkommen; jetzt kann ich es voll Stolz zeigen. Nie werden Maler, Pinsel, Farben, Leinwand und Licht Katharina Lescault, der schönen Kurtisane, eine Nebenbuhlerin schaffen!“

Voll lebhafter Neugier eilten Porbus und Poussin mitten in ein ungeheures, verstaubtes Atelier, wo alles in Unordnung war und hier und dort an den Wänden Gemälde hingen. Sie blieben sofort vor einer halbnackten Frauenfigur in Lebensgröße stehen, da die Bewunderung sie festbannte. „Oh, kümmert euch nicht darum,“ sagte Frenhofer. „das ist eine Leinwand, die ich beschmiert habe, um eine Pose zu studieren; das Bild taugt nichts. Hier hängen meine Irrtümer,“ fuhr er fort, indem er ihnen herrliche Kompositionen zeigte, die rings an den Wänden hingen.

Porbus und Poussin suchten, verblüfft ob solcher Geringschätzung für solche Werke, nach dem gepriesenen Bild, ohne es zu finden. „Ei, da hängt es!“ rief der Greis, dessen Haar ganz wirr war, während sein Gesicht in übernatürlicher Begeisterung flammte; seine Augen funkelten,

er keuchte wie ein liebestrunkenener Jüngling. „Ach ja, rief er, „so viel Vollkommenheit hattet ihr nicht erwartet. Ihr steht vor einer Frau, und ihr suchtet ein Bild. Die Leinwand hat so viel Tiefe, die Luft ist so wahr, daß ihr sie von der Luft, die euch umgibt, nicht mehr unterscheiden könnt. Wo ist die Kunst? Verloren, verschwunden! Da sind die Formen eines jungen Mädchens selber. Hab ich die Farbe, das Leben der Linie, die den Körper zu umreißen scheint, nicht herrlich gefaßt? Zeigen uns nicht die Dinge, die in der Luft stehen, dieselbe Erscheinung wie die Fische im Wasser? Bewundert, wie sich die Konturen vom Hintergrund abheben. Ist es nicht, als könnte man mit der Hand über diesen Rücken streichen. Sieben Jahre lang habe ich die Wirkungen der Paarung des Lichts und der Dinge studiert. Und flutet nicht Licht über diese Haare hin? Ich glaube, sie atmet! Diese Brust hier, seht! Ach, wer möchte sie nicht auf den Knien anbeten? Das Fleisch zuckt. Sie will aufstehen, wartet!“ „Seht Ihr etwas?“ fragte Poussin Porbus. „Nein, und Ihr?“ „Nichts.“

Die beiden Maler überließen den Greis seiner Ekstase und prüften, ob nicht das Licht, das senkrecht auf die Leinwand herabfiel, die er zeigte, die Effekte aufhob. Sie traten von rechts nach links und davor, bückten sich und standen wieder auf.

„Ja, ja,“ sagte Frenhofer, da er sich über den Zweck dieser genauen Prüfung täuschte, „es ist eine Leinwand! Seht doch, da ist der Rahmen, die Staffelei, hier sind meine Farben, meine Pinsel.“ Und er ergriff einen Pinsel, den er ihnen mit naiver Bewegung zeigte. „Der alte Landknecht macht sich über uns lustig,“ sagte Poussin, indem er wieder vor das angebliche Gemälde trat; „ich sehe da nur wirr angehäufte Farben, umrissen von einer Fülle wunderlicher Linien, die eine Mauer von Malerei auf-

türmen.“ „Wir täuschen uns, seht doch! ...“ erwiderte Porbus.

Und als sie sich näherten, entdeckten sie in einem Winkel des Bildes die Spitze eines nackten Fußes, die aus diesem Chaos von Farben, Tönen, unbestimmten Nuancen, diesem formlosen Nebel hervorsah: einen wunderbaren, einen lebendigen Fuß! Sie standen vor Staunen versteinert vor diesem Fragment, das einer unglaublichen langsamen und fortschreitenden Vernichtung entgangen war. Der Fuß glich dem Torso irgendeiner Venus aus parischem Marmor, der sich mitten aus den Trümmern einer eingäscherten Stadt erhebt. „Es steckt eine Frau darunter!“ rief Porbus, indem er Poussin auf die Farbschichten hinwies, die der alte Maler nacheinander darübergerlegt hatte, während er glaubte, sein Bild zu vervollkommen. Die beiden Künstler wandten sich spontan zu Frenhofer, da sie sich, wenn auch unklar, die Ekstase, in der er lebte, zu erklären begannen. „Er ist in gutem Glauben,“ sagte Porbus.

„Ja, mein Freund,“ erwiderte der Greis erwachend, „Glauben, Glauben braucht man in der Kunst; lange muß man mit seinem Werk leben, um eine solche Schöpfung hervorzubringen. Einige meiner Schatten haben mich viel Arbeit gekostet. Seht, da auf der Wange unter den Augen liegt ein leichter Halbschatten; wenn ihr den in der Natur bemerkt, dann ist es, als sei er nicht wiederzugeben. Nun, glaubt ihr, dieser Effekt habe mich nicht unerhörte Mühe gekostet? Aber, mein lieber Porbus, sieh dir nur meine Arbeit aufmerksam an, dann wirst du verstehen, was ich dir über die Art, die Modellierung und die Konturen zu behandeln, sagte. Sieh das Licht auf der Brust, wie es mir da durch eine Reihe von Schichten und starke Aufhöhungen gelungen ist, das wirkliche Licht zu fangen und mit der leuchtenden Weiße der hellen Töne zu verbinden; und wie ich dagegen, indem ich die Plastik und das Korn der

Paste verrieb, durch unablässiges Verweilen auf dem Katur meiner Figur, die im Halbton verschwimmt, selbst Gedanken an Zeichnung und künstliche Mittel verbannte, indem ich ihr Rundung und Anschein der Natur verlieh. Kommt näher, da werdet ihr diese Arbeit sehen. Aus der Ferne verschwindet sie. Seht! Da ist sie deutlich zu erkennen, glaube ich.“ Und er zeigte mit dem Pinsel auf einen hellen Farbenklecks.

Porbus schlug dem Greis auf die Schulter, wandte sich an Poussin und sagte: „Wißt Ihr, daß Ihr in ihm einen großen Maler seht?“ „Er ist noch mehr Dichter als Maler“, erwiderte Poussin ernst. „Da“, fuhr Porbus fort, indem die Leinwand berührte, „endet unsere Kunst auf Erden“, „Und von dort aus wird sie sich in den Himmel verlieren“, sagte Poussin. „Wieviel Genüsse auf diesem Stück Leinwand!“ rief Porbus. Der gedankenverlorene Greis hörte nicht und lächelte der eingebildeten Frau zu. „Aber früh oder später wird er merken, daß gar nichts auf seiner Leinwand ist!“ rief Poussin.

„Nichts auf meiner Leinwand!“ sagte Frenhofer, indem er die beiden Maler und sein angebliches Gemälde abwechselnd ansah. „Was habt Ihr getan?“ sagte Porbus leise zu Poussin. Der Greis griff kräftig nach dem Arm des jungen Mannes und sagte zu ihm: „Du siehst nicht, Lümmel, Kerl, Lump, Schandbube! Weshalb bist du dann heraufgekommen? — Mein guter Porbus,“ fuhr er fort, indem er sich zu dem Maler wandte, „willst du dich auch über mich lustig machen? Antwortet, ich bin Euer Freund sagt, hab ich mein Bild verdorben?“

Porbus wagte in seiner Unentschiedenheit nichts zu sagen; aber die Angst, die sich auf dem weißen Gesicht des Alten malte, war so grausam, daß er auf die Leinwand zeigte und sagte: „Seht.“ Frenhofer betrachtete einen Augenblick sein Gemälde und schwankte. „Nichts, nichts!“

Und zehn Jahre Arbeit!“ Er setzte sich und weinte. „Ich bin also ein Dummkopf, ein Wahnsinniger! Ich habe weder Talent noch Fähigkeiten! Ich bin nur noch ein reicher Mensch, der vorwärts kommt, wenn er geht! Ich habe nichts geschaffen!“

Er betrachtete seine Leinwand durch Tränen; plötzlich aber stand er stolz auf, warf einen funkelnden Blick auf die beiden Maler und rief: „Beim Blut, beim Leichnam, beim Haupte Christi! Ihr seid nur eifersüchtig und wollt mich glauben machen, sie sei verdorben, um sie mir zu stehlen! Ich sehe sie! Sie ist wunderbar schön!...“

In diesem Augenblick hörte Poussin Gillettes Weinen; sie stand vergessen in einem Winkel. „Was hast du, mein Engel?“ fragte der Maler, der plötzlich wieder zum Liebhaber geworden war. „Töte mich!“ sagte sie; „ich wäre ehelos, wenn ich dich noch liebte, denn ich verachte dich... Ich bewundere dich, und mir graut vor dir! Ich liebe dich, und ich glaube, ich hasse dich schon!“

Während Poussin auf Gillette hörte, deckte Frenhofer seine Katharina mit einer grünen Serge zu, und zwar mit der ernstesten Ruhe eines Juweliers, der seine Schubfächer schließt, weil er glaubt, er habe geschickte Diebe bei sich. Er warf einen heimtückischen Blick voll Verachtung und Argwohn auf die beiden Maler, schob sie schweigend, aber mit krampfhafter Geschwindigkeit zur Tür seines Ateliers hinaus und sagte ihnen auf der Schwelle seines Hauses: „Lebt wohl, meine kleinen Freunde!“

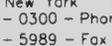
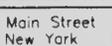
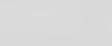
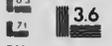
Dieses Lebewohl ließ die beiden Maler zu Eis erstarren. Am folgenden Tage wollte Porbus Frenhofer in seiner Sorge aufsuchen, und er erfuhr, daß er nachts gestorben war, nachdem er seine Bilder verbrannt hatte.

SARRASINE



MICROCOPY RESOLUTION TEST CHART

(ANSI and ISO TEST CHART No. 2)



APPLIED IMAGE Inc

1653 East Main Street
Rochester, New York 14609 USA
(716) 482 - 0300 - Phone
(716) 288 - 5989 - Fax



ES ging mir, wie es vielen, selbst oberflächlichen Menschen geht, wenn sie lärmenden Festen beiwohnen: ich war in tiefes Träumen versunken. Von der Turmuhr des Elysée-Bourbon schlug es eben Mitternacht. Ich saß in einer Fensternische, die schweren Falten eines Moirévorhangs verbargen mich völlig, und ich konnte so ungestört in den Garten des Palastes hinunterblicken, in dem ich den Abend verbrachte. Die Bäume, auf denen spärlicher Schnee lag, hoben sich undeutlich von dem grauen Hintergrunde des Wolkenhimmels ab, der nur schwach vom Mond erhellt wurde. Vor diesen phantastischen Wolkengebilden sahen sie etwa aus wie Gespenster, die nicht recht von ihrem Laken bedeckt wären, und erinnerten an den grauenhaften Eindruck des berühmten Totentanzes. Und wenn ich mich dann umwandte, konnte ich den Tanz der Lebenden erblicken! In einem strahlenden Saal, dessen Wände von Silber und Gold blitzten, beim Schimmer der Kronleuchter, die unzählige Kerzen trugen, schwebten und flogen in buntem Gewimmel die schönsten, die reichsten, die vornehmsten Damen von Paris in all ihrem glänzenden Staat und ihrer Diamantenpracht! Und Blumen überall: auf dem Kopf, in den Haaren, an der Brust, an den Gewändern oder in Kränzen zu ihren Füßen. Das leichte Beben, das durch die Körper ging, die weichen, wollüstigen Schritte brachten die Spitzen, die Blenden, die Gaze und Seide, die ihren schlanken Leib verhüllten, in tanzende Bewegung. Hie und da funkelte ein blitzendes Auge auf, verdunkelte die Lichter und das Feuer der Diamanten und brachte einen Sturm über Herzen, die schon allzusehr entflammt waren. Man konnte auch beobachten, wie die Liebhaber leise Zeichen der Ermunterung erhielten, während die Ehemänner abweisender Kälte begegneten. Rufe von Spielern bei einer unerwarteten Karte, das Rollen von

Gold, die Musik, das Summen der Gespräche, all erscholl dem Ohr in wirrem Gedränge; und um den führerischen Zauber, den dieses tolle Fest auf die Gesellschaft übte, voll zu machen, wirkten noch der Dunst Wohlgerüche und die allgemeine Trunkenheit auf die angepeitschten Sinne. So hatte ich zur Rechten das düstere schweigende Bild des Todes, zur Linken die von der Sit gebändigten Bacchanalien des Lebens: hier die kalte düstere, von Trauer umschleierte Natur, dort die Lu der Menschen. Ich hielt mich auf der Grenze dieser beiden so verschiedenen Gemälde, die sich in den mannigfaltigsten Gestalten in Paris unzählige Male wiederholten und unsere Stadt zur amüsantesten und zugleich zu den philosophischsten der Welt machen, und stellte ein seltsames Quodlibet von Ausgelassenheit und Todesstimmung vor. Mit dem linken Fuß folgte ich dem Takt der Musik und den rechten meinte ich in einem Sarg zu haben. Es ging mir in der Tat, wie es auf Bällen häufig vorkommt: mein Bein war von der Zugluft, die einem die Hälfte des Körpers fast starr macht, während die andere Hälfte der drückenden Hitze der Säle ausgesetzt ist, wie zu Eisen geworden.

„Herr von Lauty besitzt dieses Haus noch nicht lange?“
„O doch. Es sind zehn Jahre her, daß es ihm der Marschall von Carigliano verkauft hat.“ „Ah!“ „Diese Leute müssen ein ungeheures Vermögen besitzen.“ „Das muß wohl so sein.“ „Was für ein Fest! Ein wahrhaft unverschämter Luxus.“ „Halten Sie sie für ebenso reich wie Herrn von Nucingen oder Herrn von Gondreville?“ „Aber wissen Sie denn nicht...?“

Ich bog den Kopf vor und erkannte die beiden Sprecher als Angehörige der Klasse der Neugierigen, die sich in Paris mit nichts anderm beschäftigt als dem Warum? Wieso? Woher kommt er? Wer sind sie? Was gibts

Neues? Was hat sie angestellt? Sie fingen an leise zu sprechen und entfernten sich, wahrscheinlich, um auf einem stillen Sofa ungestörter plaudern zu können. Niemals hatte sich für Leute, die hinter Geheimnissen her sind, eine ergiebigere Ader eröffnet. Kein Mensch hatte eine Ahnung, aus welchem Lande die Familie Lauty gekommen war oder aus welchem Handel, aus welcher Plünderung, aus welchem Raubzug oder welcher Erbschaft ihr Vermögen stammte, das auf mehrere Millionen geschätzt wurde. Alle Angehörigen dieser Familie sprachen Italienisch, Französisch, Spanisch, Englisch und Deutsch so geläufig, daß man annehmen mußte, sie hätten sich ziemlich lange in all diesen Ländern aufgehalten. Waren es Zigeuner oder Seeräuber?

„Und wenn es der Teufel wäre,“ sagten junge Politiker, „ihr Fest ist wundervoll!“

„Und wenn der Graf von Lauty einen marokkanischen Palast geplündert hätte, seine Tochter nähme ich doch zur Frau!“ rief ein Philosoph.

Wer hätte Marianina nicht zur Frau genommen, dieses sechzehnjährige Mädchen, dessen Schönheit die phantastischen Märchen der orientalischen Dichter zur Wirklichkeit machte! Sie hätte wie die Sultanstochter in dem Märchen von der Wunderlampe verschleiert bleiben dürfen. Ihr Gesang drängte unvollkommene Talente wie die Malibran, die Sonntag oder Fodor in den Hintergrund, bei denen eine Eigenschaft immer hervorsticht und so die Vollkommenheit des Ganzen unmöglich macht, während Marianina Reinheit des Tons, Empfindung, Korrektheit der Stimmführung und der Intonation, Seele und Technik, Kunst und Natur in gleich hohem Maße vereinigte. Das Mädchen war das Urbild der geheimen Poesie, die das einigende Band aller Künste ist und sich stets denen entzieht, die sie suchen. Marianina war sanft und bescheiden, gebildet

und seelhaft, und nichts konnte sie in den Schatz stellen — außer ihre Mutter.

Seid ihr je einer von den Frauen begegnet, deren scharfe Schönheit dem Ansturm der Jahre trotzt und die mit sechsunddreißig Jahren noch begehrenswerter scheint als sie es vielleicht fünfzehn Jahre früher waren? Ihr Antlitz ist eine glühende Seele; es sprüht und strahlt, jeder Zug auf ihm verrät den Geist; aus jeder Pore scheint besonders beim Licht der Kerzen, ein besonderer Glanz zu dringen. Ihre bezaubernden Augen locken oder weisen ab, sprechen oder schweigen; ihr Gang ist unschuldsvoll und Wissen; aus ihrer Stimme bricht der melodische Reichtum von Tönen, die in ihrer sanften Anmut unbeschreiblich verführerisch sind. Ihr Lob, das auf Vergleiche gegründet ist, schmeichelt dem empfindlichsten Stolz. Ein Zucken ihrer Brauen, der unmerklichste Blick, ein Aufwerfen ihrer Lippen, die geringste Bewegung derart macht Männer bange, die diesen Frauen ihr Leben und ihr Glück geweiht haben. Ein junges Mädchen, das keine Erfahrung in der Liebe hat und sich beschwatzen läßt, kann verführt werden, aber für diese Art Frauen muß ein Mann, wie Herr von Jaucourt, lernen, nicht zu schreien, wenn ihm die Zofe die ihn eiligst in einem Nebengemach verbirgt, mit der Thür, die sie zuwirft, zwei Finger der Hand zerquetscht. Wer diese gefährlichen Sirenen liebt, setzt der nicht sein Leben aufs Spiel? Ebendarum lieben wir sie ja vielleicht so glühend! So war die Gräfin von Lauty.

Filippo, Marianinas Bruder, hatte, wie seine Schwester, die Schönheit der Gräfin geerbt. Der junge Mann war mit einem Wort gesagt, das lebende Bild des Antinous, nur daß er schlanker war. Aber wie gut paßt diese Hagerkeit und Zartheit zur Jugend, wenn ein olivenfarbener Teint, buschige Brauen und der samtene Glanz eines feurigen Auges für die Zukunft die Blut des Mannes und

ein edles Herz versprechen! So war Filippo im Herzen der jungen Mädchen wie ein Ideal, und zugleich lebte er im Gedächtnis der Mütter als die beste Partie in ganz Frankreich.

Die Schönheit, die Anmut, der Reiz und der Geist dieser beiden Kinder kamen ganz und gar von ihrer Mutter. Der Graf von Lauty war klein, häßlich und pockennarbig, düster wie ein Spanier und langweilig wie ein Bankier. Er galt übrigens als großer Politiker, vielleicht weil er selten lachte und oft Herrn von Metternich oder Wellington zitierte.

Diese geheimnisvolle Familie hatte den ganzen Reiz einer Dichtung von Lord Byron, deren Dunkelheit von jedem Mitglied der Gesellschaft anders gedeutet wurde: ein schwer verständlicher Gesang, der in jeder Strophe herrlich war. Die Zurückhaltung, die Herr und Frau von Lauty über ihren Ursprung, ihre Vergangenheit und ihre Beziehungen zu den vier Weltteilen bewahrten, hätte an sich in Paris nicht lange ein Gegenstand des Staunens zu sein brauchen. In keinem Lande vielleicht wird der Ausspruch Vespasians besser verstanden. Hier verrät das Geld, selbst wenn es mit Blut oder Schmutz befleckt ist, nichts und vertritt alles. Wenn die vornehme Welt nur die Ziffer deines Vermögens kennt, dann rangierst du unter den Summen, die dir ebenbürtig sind, und kein Mensch fragt dich nach deinen Pergamenten, weil jeder weiß, wie wenig sie kosten. In einer Stadt, in der die sozialen Fragen mit Hilfe von algebraischen Gleichungen gelöst werden, haben Abenteurer vortreffliche Aussichten. Selbst wenn man annahm, daß diese Familie zu den Zigeunern gehörte, konnte ihr die vornehme Welt um ihres Reichtums und ihrer Vorzüge willen ihre kleinen Geheimnisse sehr wohl verzeihen. Aber unglücklicherweise bot die rätselhafte Geschichte des Hauses Lauty, ährlich den Romanen

von Anna Radcliffe, der Neugier fortwährend n
Stoff.

Beobachter, solche Leute, die wissen wollen, in welo
Geschäft man seine Kandelaber kauft, oder die e
nach der Höhe des Mietpreises fragen, wenn die Wohn
ihnen gefällt, hatten von Zeit zu Zeit bei den Fes
Konzerten, Bällen, Gesellschaften, die die Gräfin
eine seltsame Persönlichkeit auftauchen sehen. Das er
mal sah man den Mann bei einem Konzert, und die zaul
hafte Stimme Marianinas riefen ihn in den Saal gezo
zu haben.

„Jetzt eben ist mir kalt geworden,“ sagte eine Da
die in der Nähe der Tür saß, zu ihrer Nachbarin.

Der Unbekannte, der neben der Dame stand, entfer
sich.

„Das ist sonderbar! Jetzt ist mir heiß,“ sagte die Da
nachdem der Fremde gegangen war. „Sie halten m
vielleicht für närrisch, aber ich kann mir nicht helf
ich muß glauben, daß mein Nachbar, der schwa
gekleidete Herr, der eben fortgegangen ist, mich frier
gemacht hat.“

Bald veranlaßte die Neigung zu übertreiben, die m
bei den Menschen der vornehmen Welt so häufig trif
daß die komischsten Meinungen, die absonderlichst
Reden, die lächerlichsten Geschichten über die geheimn
volle Persönlichkeit aufkamen und immer toller wurde
Er war nicht gerade ein Vampir, eine Gule, ein küns
licher Mensch, eine Art Faust oder wilder Jäger, aber
hatte, wenn man den Leuten, die gruselige Geschichte
liebten, glauben wollte, von all diesen Dämonen i
Menschengestalt etwas. Hie und da trafen sich Deutsch
dic diese erfinderischen Scherze der bösen Zungen in Par
für bare Münze nahmen. Der Fremde war ganz einfach
ein alter Mann. Manche von den jungen Leuten, die e

sich zur Gewohnheit gemacht haben, jeden Morgen mit einigen zierlichen Sätzen die Entscheidung über die Zukunft Europas zu treffen, wollten in dem Unbekannten einen großen Verbrecher und den Besitzer ungeheurer Reichtümer sehen. Romanschreiber erzählten das Leben des alten Mannes und gaben wahrhaft erstaunliche Einzelheiten über die Grausamkeiten zum besten, die er in der Zeit begangen haben sollte, als er im Dienste des Fürsten von Mysore stand.

„Bah!“ sagten sie und zuckten mitleidig mit ihren breiten Schultern, „der kleine alte Kerl ist ein Genueser Kopf!“ „Und wäre es zuviel verlangt, Sie um die Freundlichkeit zu bitten, zu erklären, was Sie unter einem Genueser Kopf verstehen?“ „Mein Bester, das ist einfach ein Mann, auf dessen Leben ungeheure Kapitalien begründet sind und von dessen Gesundheit jedenfalls die Einkünfte dieser Familie abhängen. Ich erinnere mich, bei Frau d'Espard einen Magnetiseur gehört zu haben, der mit sehr bestechenden Gründen bewies, daß dieser Alte wenn man ihn bei Lichte besieht, der berühmte B. war, der sich Cagliostro nannte. Nach der Aussage dieses modernen Alchimisten wäre der sizilianische Abenteuerer dem Tode entronnen und vergnügte sich damit, für seine Enkelkinder Gold zu machen. Der Amtmann von Ferette aber behauptete, er hätte in dem seltsamen Wesen den Grafen von Saint-Germain erkannt.“

Diese Albernheiten, die mit dem witzigen Ton und den spöttischen Mienen vorgebracht wurden, die heutzutage für unsere Gesellschaft, der es an Glauben fehlt, charakteristisch sind, hielten das Haus Lauty in einem unbestimmten Verdacht. Schließlich rechtfertigten die Glieder dieser Familie durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen die Vermutungen der Gesellschaft, indem sie ein recht sonderbares Verhalten gegen den alten Mann

zeigten, dessen Leben sich allen Nachforschungen zu ziehen schien.

Wenn der Mann die Schwelle des Zimmers überschritt, das er, wie man annahm, im Hause Lauty bewohnte, regte sein Erscheinen immer eine große Aufregung in der Familie. Es machte den Eindruck eines wichtigen Ereignisses. Filippo, Marianina, Frau von Lauty und ein alter Diener hatten allein den Vorzug, dem Unbekannten beim Gehen, beim Aufstehen, beim Hinsetzen helfen zu dürfen. Jeder achtete auf seine kleinsten Bewegungen. Er schien ein verzaubertes Wesen zu sein, von dem das Glück, das Leben und das Vermögen aller abhing. War es Furcht oder Zärtlichkeit? Die Gesellschaft konnte kein Anzeichen herausfinden, das ihr geholfen hätte, diese Frage zu lösen. Dieser Hausgeist schien ganze Monate hindurch in einem verborgenen Allerheiligsten versteckt zu sein, der er dann plötzlich, wie verstorben, unerwartet entstieg, um gleich den Feen aus alten Zeiten, die auf ihren fliegenden Drachen angeritten kamen und die Feste stürzten, zu denen sie nicht eingeladen waren, mit einem Mal mitten in den Gemächern zu erscheinen. Auch geübte Beobachter konnten die Unruhe der Hausbewohner, die ihre Gefühle mit bemerkenswerter Geschicklichkeit zu verbergen verstanden, nur erraten. Aber manchmal war Marianina, die noch zu naiv war, während sie in einer Quadrille tanzte, einen ängstlichen Blick auf den Alten, den sie aus all den Gruppen herausfand. Oder Filippo schlängelte sich rasch durch die Menge, um zu ihm zu eilen, blieb bei ihm und schien zart und behutsam für ihn zu sorgen, wie wenn die Berührung mit den Menschen oder der leiseste Hauch das sonderbare Wesen zerbrechen könnten. Die Gräfin suchte sich ihm zu nähern, ohne daß es den Anschein haben sollte, als ob sie ihn aufgesucht hätte; dann nahm sie eine Haltung und einen Ausdruck

an, in denen ebensoviel Demut wie Zärtlichkeit, Unterwürfigkeit wie Tyrannei lag, und sprach ein paar Worte zu ihm, denen der Alte sich fast immer fügte: sie führte oder, besser gesagt, schleppte ihn fort, und er war verschwunden. Wenn Frau von Lauty nicht da war, bot der Graf eine Menge Kriegslisten auf, um an ihn heranzukommen; aber auf ihn schien der Alte nicht recht zu hören, und der Graf behandelte ihn wie ein verzogenes Kind, dessen Launen die Mutter nachgibt oder dessen Unarten sie fürchtet. Als einige Indiskrete sich herausgenommen hatten, den Grafen von Lauty keck auszufragen, machte der kühle und zurückhaltende Mann den Eindruck, als ob er von den Fragen der Neugierigen nichts verstünde. Daher bemühte sich denn auch nach so vielen Versuchen, die die Vorsicht aller Glieder dieser Familie vereitelt hatte, niemand mehr hinter dieses Geheimnis, das so wohl behütet war, zu kommen. Die Salonspione, Aufpasser und Diplomaten waren schließlich des Kampfes müde und hatten es aufgegeben, sich mit dem Geheimnis zu beschäftigen.

Aber trotzdem gab es vielleicht in diesem Augenblick in den strahlenden Gemächern Philosophen, die, während sie ein Eis, ein Sorbet nahmen oder ihr leeres Punschglas wegstellten, sich sagten: „Ich würde mich nicht wundern, wenn ich hörte, daß diese Leute Spitzbuben sind. Dieser Alte, der sich verborgen hält und nur an Tag- und Nachtgleichen oder an Sonnenwenden auftaucht, sieht mir ganz wie ein Mörder aus...“ „Oder wie ein Bankrottierer...“ „Das ist kein großer Unterschied. Einem Menschen das Vermögen rauben ist oft schlimmer, als ihm das Leben nehmen!“ „Hören Sie, ich habe zwanzig Louisdors gesetzt, ich muß vierzig bekommen!“ „Ja, was hilft's, es liegen doch nur noch dreißig im Spiel.“ „Da sehen Sie, was hier für eine gemischte Gesellschaft ist. Man kann nicht einmal

spielen.“ „Ganz richtig ... Aber nun ist es schon bald
halbes Jahr her, daß wir den großen Geist nicht geseh
haben. Glauben Sie, daß er ein lebendiges Wesen ist
„Ja ... höchstens ...“

Diese Worte wurden in meiner Nähe von Unbekannt
gesprochen, die in dem Augenblick weggingen, wo ich eben
meine Betrachtungen, die aus Schwarz und Weiß, aus
Leben und Tod gemischt waren, in einem letzten Bild
zusammenfassen wollte. Meine überspannte Phantasie sah
ebenso wie es meine Augen taten, abwechselnd auf das
Fest, das jetzt auf dem Gipfel seines Glanzes angelangt
war, und auf das düstere Bild der Gärten. Ich weiß nicht
wie lange ich über diese beiden Seiten der Medaille des
Menschenlebens grübelte; plötzlich jedoch weckte mich
das unterdrückte Lachen einer jungen Dame. Ich war bei
dem Anblick des Bildes, das sich meinen Augen bot
sprachlos. Wie durch eine Laune der Natur schien das
Bild der Halbtrauer, das ich im Hirn gewälzt hatte, daraus
entsprungen zu sein und nun lebhaft vor mir zu stehen,
wie Minerva groß und stark dem Haupte Jupiters ent-
stieg; es schien zu gleicher Zeit hundert Jahre und zwei-
undzwanzig Jahre alt zu sein, war tot und lebendig auf
einmal. Der kleine Alte schien, wie ein Geisteskranker aus
seiner Zelle, aus seinem Zimmer ausgebrochen zu sein und
hatte sich offenbar hinter einer lebendigen Hecke von
Personen, welche aufmerksam dem Gesang Marianinas
lauschten, die eben die Kavatine aus ‚Tankred‘ zu Ende
sang, geschickt herangeschlichen. Es machte den Ein-
druck, als ob er mit Hilfe einer Theatermaschinerie aus
dem Boden gestiegen wäre. Er stand starr und düster da
und schaute auf dieses Fest, dessen Brausen vielleicht zu
seinen Ohren gedrungen war. Seine fast nachtwandlerische
Benommenheit war so inständig den Dingen zugewandt,
daß er mitten unter den Menschen stand, ohne die Menschen

zu sehen. Ohne viel Federlesens war er neben einer der entzückendsten Frauen von Paris aufgetaucht, einer eleganten jungen Dame von überaus zarten Formen und einem Gesicht, das so frisch und rosig wie das eines Kindes und so durchsichtig war, daß der Blick eines Mannes hindurchzugehen schien, wie die Sonnenstrahlen durch blankes Glas. Und so standen die beiden nun vereint und so dicht beisammen vor mir, daß der Unbekannte das wallende Gazeleid, die Blumengewinde und die leicht gekrausten Haare streifte.

Ich hatte die junge Dame zu Frau von Lauty auf den Ball geführt. Da sie zum erstenmal in dieses Haus gekommen war, verzieh ich ihr das unterdrückte Lachen; aber ich gab ihr schnell ein so lebhaftes und eindringliches Zeichen, daß sie ganz verdutzt wurde und Respekt vor ihrem Nachbarn bekam. Sie setzte sich neben mich. Der Alte wollte das entzückende Geschöpf nicht verlassen; er hing sich vielmehr mit der stummen Hartnäckigkeit, die, ohne daß man ihren Grund kennt, unverkennbar ist und die man bei überalten Menschen, die dadurch wieder den Kindern gleich werden, oft findet, an sie an. Um sich neben sie setzen zu können, mußte er einen Klappstuhl heranziehen. All seine Bewegungen zeigten die kalte Schwerfälligkeit, die stumpfe Unbeholfenheit, die für das Wesen der Paralytiker kennzeichnend sind. Er setzte sich langsam und vorsichtig auf seinen Stuhl und murmelte dabei ein paar Worte, die man nicht verstehen konnte. Seine gebrochene Stimme erinnerte an das Geräusch eines Steines, der in einen Brunnen fällt. Die junge Dame drückte heftig meine Hand, wie wenn sie sich vor einem Abgrund retten wollte, und ein Schauer überlief sie, als der Mann, auf den sie gerade blickte, sie mit zwei Augen, denen jede Wärme fehlte, mit erloschenen meergrünen Augen ansah, die man nur stumpfem Perlmutter vergleichen konnte.

„Ich fürchte mich!“ flüsterte sie mir ins Ohr. „Sie können laut reden,“ erwiderte ich, „er ist sehr schwachhörig.“ „Sie kennen ihn also?“ „Ja.“

Sie fand jetzt so viel Mut, um diese Gestalt, für welche die menschliche Sprache keinen Namen hat, diese stofflose Form, dieses leblose Wesen oder passive Leben einen Augenblick zu betrachten. Sie stand unter dem Bann jener ängstlichen Neugier, welche die Frauen dazu bringt sich gefährliche Erregungen zu verschaffen, gefesselt Tiger anzusehen und auf Schlangen zu starren und dabei die Furcht zu empfinden, nur durch ein schwaches Gitter von ihnen getrennt zu sein. Der Rücken des kleinen Alten war gekrümmt wie der eines Tagelöhners; aber man sah doch noch, daß er ursprünglich gerade gewachsen war. Seine außergewöhnliche Magerkeit und seine dünnen Glieder zeigten, daß er immer schlank gebaut gewesen war. Er hatte Kniehosen aus schwarzer Seide an, die faltig wie ein Segel ohne Wind, um seine dürren Beine hingen. Ein Anatom hätte schnell die Zeichen einer schrecklichen Auszehrung erkannt, wenn er diese schwachen Beine gesehen hätte, die den seltsamen Körper tragen sollten. Es sah aus wie zwei Knochen, die kreuzweise auf einem Grabstein standen. Ein gräßliches Gefühl für die Hinfälligkeit des Menschen ergriff einem das Herz, wenn man bei näherem Zusehen bemerkte, wie verfallen vor Alter diese gebrechliche Maschine geworden war. Der Unbekannte trug eine weiße, goldgestickte Weste, wie sie ehemals Mode war, und seine Wäsche war blendend weiß. Ein rotgelbes Spitzenjabot, das so prächtig war, daß es den Neid einer Königin erregen konnte, zierte seine Brust; aber auf ihm wirkte diese Spitze eher wie ein Lappen als wie ein Schmuck. Auf diesem Busenstreifen funkelte ein Diamant von unschätzbarem Wert. Dieser vorsintflutliche Luxus, dieser äußerliche und abgeschmackte Pomp machten das Gesicht

Ohr. „Sie
hr schwer-

für welche
iese stoff-
eben einen
em Banne
zu bringt,
gefesselte
und dabei
hes Gitter
nen Alten
man sah
nsen war.
nen Glied-
esen war.
altig, wie
gen. Ein
hen Aus-
gesehen
Es sah
em Grab
gkeit des
näherem
gebrech-
rug eine
war, und
Spitzen-
Königin
wirkte
ehmuck.
von un-
e, dieser
Gesicht

der grotesken Gestalt nur noch auffallender. Der Rahmen paßte zu dem Bildnis. Dieses schwarze Gesicht war in allen Richtungen ausgehöhlt und winklig. Das Kinn war hohl, die Schläfen waren hohl, die Augen schlotterten in vergilbten Höhlen. Die Kinnbacken sprangen infolge der unbeschreiblichen Magerkeit scharf hervor, über ihnen aber waren Löcher in jeder Backe. So waren in dem Gesicht Berge und Schluchten, und je nachdem das Licht darauffiel, entstanden seltsame Schatten und Reflexe, die ihm noch vollends das Aussehen eines menschlichen Antlitzes nahmen. Dann hatten die Jahre die gelbe und dünne Haut dieses Gesichtes so stark auf die Knochen gepreßt, daß eine Unzahl Falten entstand, die entweder kreisförmig übereinanderlagen, wie die kleinen Wellen im Wasser, wenn ein Kind einen Kiesel hineingeworfen hat, oder die sternförmig waren, wie wenn eine Scheibe zertrümmert worden ist; aber immer waren sie tief und so dicht beisammen wie die Blätter am Schnitt eines Buches. Es mag Greise geben, deren Erscheinung noch abstoßender ist; was jedoch am meisten dazu beitrug, dem Gespenst, das uns so plötzlich erschienen war, den Anschein eines künstlichen Gebildes zu geben, war das Rot und das Weiß, das auf ihm glänzte. Seine Larve war genügend beleuchtet, daß man die sorgfältig ausgeführte Malerei erkennen konnte. Für den Beschauer, den der Anblick eines solchen Verfalls düster stimmen mochte, war es noch ein Glück, daß der leichenhafte Schädel unter einer blonden Perücke verborgen war, deren zahllose Locken eine außergewöhnliche Eitelkeit verrieten. Die weibische Gefallsucht dieser märchenhaften Gestalt wurde überdies deutlich genug von den goldenen Ohrringen und von den Ringen bekundet, deren wunderbare Steine an seinen Knochenfingern glänzten; außerdem trug er eine Uhrkette, die blitzte wie die Diamantenschnüre am Hals einer Frau. Schließlich hatte

diese Art japanischer Götze ein stereotypes Lächeln auf seinen bläulichen Lippen, das grausam und höhnisch war wie das Grinsen eines Totenkopfs. Er saß schweigsam und unbeweglich da, und ein muffiger Duft ging von ihm aus, wie von alten Kleidern, die etwa die Erben einer Herzogin bei der Aufnahme des Nachlasses aus alten Schubladen wie aus einem verschlossenen Grabe nähmen. Wenn der Greis seine Augen der Gesellschaft zuwandte, sah es so aus, als ob diese Kugeln, aus denen kein Funke strahlte, sich mit Hilfe eines verborgenen Apparates hin und her drehten; und wenn die Augen stillstanden, konnte niemand glauben, daß sie sich je bewegt hätten. Sah man nun neben diesem Wrack eines Menschen ein junges Weib, dessen Hals, Arme und Brust nackt und strahlend waren, dessen volle und blühende Formen, dessen Haare, die anmutig über der alabasternen Stirne lagen, zur Liebe verführen mußten, dessen Augen das Licht nicht zu empfangen, sondern auszustrahlen schienen, das hold und frisch war und dessen duftige Locken, dessen balsamischer Atem zu schwer, zu stark, zu mächtig schienen für diesen Schatten, diesen aus Staub geborenen, zu Staub werdenden Menschen: oh! das war fürwahr der Tod und das Leben, das Bild meines Denkens, eine Phantasiegestalt, eine Schimäre, die zur Hälfte widerwärtig und von den Hüften an ein göttliches Weib war.

„Und dabei gibt es in der vornehmen Welt oft genug derlei Ehen!“ sagte ich mir.

„Er duftet nach dem Kirchhof!“ rief das junge Weib fassungslos. Sie drängte sich an mich, wie um Schutz bei mir zu suchen; ich merkte an ihren wilden Gebärden, daß sie große Angst ausstand. „Das ist ein schauderhafter Anblick,“ fuhr sie fort, „ich werde hier nicht lange bleiben können. Wenn ich ihn noch eine Weile sehe, glaube ich wahrhaftig, daß der Tod in Person

gekommen ist, um mich zu holen. Lebt er denn überhaupt?“

Mit der Kühnheit, welche die Frauen aus der Heftigkeit ihrer Triebe schöpfen, legte sie die Hand auf die Gestalt; aber kalter Schweiß brach aus ihren Poren, denn kaum hatte sie den Alten berührt, als sie einen Schrei wie den eines Habichts hörte. Diese scharfe Stimme, wenn das überhaupt Stimme zu nennen war, entrang sich einer fast vertrockneten Kehle. Diesem Ruf folgte rasch ein krampfhaftes Kinderhüsteln, das ganz absonderlich schneidend klang. Bei diesem Geräusch warfen uns Marianina, Filippo und Frau von Lauty Blicke zu, die wie Blitze waren. Das junge Weib neben mir wünschte sich unter die Erde. Sie griff mich beim Arm und zog mich in ein Boudoir. Alle, Männer und Frauen, machten uns Platz. Als wir am Ende der Empfangsräume angelangt waren, traten wir in ein kleines, halbkreisförmiges Gemach. Meine Gefährtin warf sich auf einen Diwan. Sie zitterte vor Angst und wußte nicht, wo sie war.

„Meine Gnädigste, Sie sind außer sich,“ sagte ich zu ihr. „Aber,“ versetzte sie nach einem Augenblick des Schweigens, in dem ich Zeit hatte, sie bewundernd anzublicken, „was kann ich dafür? Warum läßt Frau von Lauty in ihrem Palast Gespenster umgehen?“ „Nun, nun,“ antwortete ich, „stellen Sie sich nicht so töricht an. Sie halten ein altes Männchen für ein Gespenst.“ „Schweigen Sie!“ erwiderte sie mit der gebieterischen und spöttischen Miene, die alle Frauen so gut anzunehmen verstehen, wenn sie recht haben wollen. „Welch hübsches Boudoir!“ rief sie und blickte sich um. „Blauer Satin tut immer eine prächtige Wirkung als Wandbekleidung. Wie er leuchtet! Oh, das schöne Gemälde!“ Sie stand rasch auf und stellte sich vor ein Bild, das in prächtigem Rahmen an der Wand hing.

Wir blieben einen Augenblick vor diesem wunderbaren Gemälde, das einem überirdischen Pinsel zu entstammen schien, in stummer Betrachtung versunken. Das Bild stellte Adonis vor, der auf einem Löwenfell ausgestreckt liegt. Die Lampe, die in der Mitte des Boudoirs hing und von einem Schirm aus Alabaster umschlossen war, beleuchtete die Leinwand mit einem milden Schimmer, der hell genug war, daß wir alle Schönheiten des Gemäldes gewahren konnten.

„Lebt wirklich ein so vollkommenes Wesen?“ fragte sie mich, nachdem sie, nicht ohne ein holdes Lächeln der Befriedigung, die köstliche Anmut der Linien, die Haltung, die Farbe, die Haare, kurz alles besichtigt hatte. „Er ist zu schön für einen Mann!“ entschied sie, nachdem sie das Bild einer Prüfung unterzogen hatte, wie sie etwa eine mit einer Nebenbuhlerin hätte anstellen können.

Oh, wie sagte ich jetzt, wie ich von eben der Eifersucht gepackt wurde, von der mir ein Dichter gesprochen hatte und an die ich damals nicht glauben wollte: der Eifersucht auf Zeichnungen, Bilder, Statuen, in denen die Künstler die Menschen infolge einer Lehre, die sie dazu bringt, alles zu idealisieren, schöner darstellen, als sie sind.

„Es ist ein Porträt,“ antwortete ich ihr; „wir verdanken es dem Pinsel von Vien. Aber der große Künstler hat das Original nie gesehen, und Ihre Bewunderung wird vielleicht etwas geringer werden, wenn Sie erfahren, daß das Bild nach einer weiblichen Statue gemalt wurde.“ „Aber wen stellt es vor?“ Ich zögerte. „Ich will es wissen!“ fügte sie in entschiedenerem Tone hinzu. „Ich glaube,“ sagte ich schließlich, „dieser Adonis stellt einen ... einen ... einen Verwandten der Frau von Lauty vor.“

Ich hatte den Schmerz, sie in die Betrachtung dieser Gestalt versunken zu sehen. Sie saß schweigend da, ich setzte mich neben sie und ergriff ihre Hand, ohne daß sie

es merkte. Um eines Bildnisses willen vergessen! In diesem Augenblick hörte man in dem Schweigen das leise Geräusch von Schritten eines weiblichen Wesens, dessen Kleid rauschte. Die junge Marianina trat ein. Der Ausdruck der Unschuld auf ihrem Antlitz war noch strahlender als ihre Anmut und ihr reizendes Gewand; sie ging langsam und führte mit mütterlicher Sorgfalt und kindlicher Beflissenheit das angekleidete Gespenst, das uns aus dem Musikzimmer vertrieben hatte; während sie ihn geleitete, blickte sie mit einiger Unruhe auf ihn. So gelangten sie ziemlich beschwerlich an eine geheime Tapetentür. Marianina pochte leise. Sofort tauchte, wie durch Zauberwerk, ein großer, hagerer Mann, eine Art Hausgeist auf. Bevor das schöne Kind diesem geheimnisvollen Wärter den wandelnden Leichnam übergab, küßte sie ihn ehrerbietig, und dieser keuschen Berührung fehlte es nicht an der liebevollen Zärtlichkeit, die das Geheimnis weniger bevorzugter Frauen ist.

„Addio, addio!“ sagte sie mit dem holdesten Tone ihrer jungen Stimme.

Sie versah sogar die letzte Silbe mit einem Triller, den sie entzückend, aber mit leiser Stimme ausführte; es klang, wie wenn sie mit den Ausdrucksmitteln der Kunst das Überströmen ihres Herzens schildern wollte. Der Alte schien von irgendeiner Erinnerung überfallen zu werden und blieb auf der Schwelle des geheimen Gemachs stehen. In der völligen Stille, die herrschte, hörten wir einen schweren Seufzer aus seiner Brust kommen; er zog den schönsten der Ringe, die er an seinen dünnen Fingern trug, ab und barg ihn in Marianinas Busen. Die kleine Närrin lachte, holte den Ring heraus, steckte ihn über dem Handschuh an einen Finger und wandte sich rasch dem Salon zu, von dem eben das Vorspiel eines Kontertanzes herklang. Da sah sie uns.

„Oh, Sie waren hier!“ rief sie errötend.

Sie sah uns forschend an; nach einem Augenblicke jedoch hüpfte sie mit der ganzen Sorglosigkeit ihrer Jahre ihrem Tänzer entgegen.

„Was hat das zu bedeuten?“ fragte mich meine junge Partnerin; „ist er ihr Gatte? Ich glaube zu träumen. Wo bin ich?“

„Sie,“ antwortete ich, „Sie, meine Gnädigste, die Sie außer sich sind, Sie, die Sie die unmerklichsten Regungen so gut verstehen und im Herzen eines Mannes das zarteste Gefühl zum Wachsen bringen, ohne ihn zu beugen, ohne ihn vom ersten Tag an zu zerbrechen, Sie, die Sie sich die Herzensqualen erbarmen und mit dem Geiste einer Partnerin das glühende Herz einer Italienerin oder Spanierin verbinden ...“

Sie mußte merken, daß meine Rede voll herber Ironie war; sie tat aber, als hörte sie es nicht und unterbrach mich mit den Worten: „Oh, Sie machen mich so, wie Sie mich haben möchten. Seltsame Tyrannei! Sie wollen, ich soll nicht ich sein.“ „Oh, ich will nichts!“ rief ich. Ihre Strenge erschreckte mich. „Ist es wenigstens wahr, daß Sie gern der Geschichte der wilden Leidenschaften zuhören, die in unsern Herzen von den entzückenden Frauen des Südens erzeugt werden?“ „Ja. Und...“ „Nur dann will ich morgen abend gegen neun Uhr zu Ihnen kommen und Ihnen dieses Geheimnis enthüllen.“ „Nein,“ versetzte sie mit einer Miene, die entzückend eigensinnig war, „ich will es sofort erfahren!“ „Sie haben mir noch nicht das Recht gegeben, zu gehorchen, wenn Sie sagen: Ich will.“ „Jetzt“, erwiderte sie mit einer Koketterie, die einen zur Verzweiflung treiben konnte, „habe ich das heftigste Verlangen, dieses Geheimnis zu erfahren. Morgen werde ich Ihnen vielleicht kaum zuhören ...“

Sie lächelte, und wir trennten uns; sie so stolz, so abweisend wie immer, und ich genau so lächerlich wie immer. Sie hatte die Kühnheit, mit einem jungen Adjutanten einen Walzer zu tanzen, und ich war abwechselnd wütend, melancholisch, hingerissen, verlangend und eifersüchtig.

„Auf morgen!“ rief sie mir zu, als sie gegen zwei Uhr morgens den Ball verließ.

„Ich werde nicht hingehen“, dachte ich, „und ich gebe dich auf. Du bist vielleicht noch tausendmal launischer und wetterwendischer ... als meine Phantasie.“

Am nächsten Tage saßen wir zwei vor einem guten Feuer in einem eleganten kleinen Salon. Sie saß auf einem Sofa und ich, fast zu ihren Füßen, auf Kissen und sah zu ihr auf. Auf der Straße war alles ruhig. Die Lampe verbreitete ein mildes Licht. Es war ein Abend, wie sie der Seele so köstlich sind, einer der Augenblicke, die man nie wieder vergißt, eine der Stunden voller Frieden und Verlangen, nach deren Zauber man sich später, selbst wenn es einem viel besser geht, immer zurücksehnt. Wer kann die lebhaften Eindrücke der ersten Regungen der Liebe aus seinem Gedächtnis tilgen?

„Fangen Sie an,“ sagte sie, „ich höre!“ „Ich wage nicht recht zu beginnen. Das Abenteuer hat Abschnitte, die für den Erzähler gewagt sind. Wenn ich begeistert werde, werden Sie mich schweigen heißen.“ „Sprechen Sie!“ „Ich gehorche.“

„Ernest Jean Sarrasine war der einzige Sohn eines Sachwalters in der Franche-Comté,“ fing ich nach einer Pause an. „Sein Vater hatte es schlecht und recht zu sechs- bis achttausend Livres Rente gebracht, was ehemals in der Provinz als Vermögen eines Anwalts für ganz riesig galt. Der alte Herr Sarrasine, der nur das eine Kind hatte, wollte es für seine Erziehung an nichts fehlen lassen: er hatte die Hoffnung, einen Beamten aus

ihm zu machen und lange genug zu leben, um zu sehen, wie der Enkel des Mathieu Sarrasine, der ein Ackersmann in der Gegend von Saint-Dié gewesen war, sich auf die Liliestühle setzte und zum Ruhme des Parlamentshofes in der Sitzung schlief. Aber der Himmel bereitete dem biedern Sachwalter diese Freude nicht. Der junge Sarrasine, der frühzeitig den Jesuiten zur Erziehung anvertraut worden war, bekundete ein Wesen von außergewöhnlicher Heftigkeit. Er hatte die Kindheit eines genialen Menschen. Er wollte nur studieren, wenn er Lust dazu hatte, war oft widerspenstig und blieb manchmal lange Stunden in wirre Träume versenkt; bald beschäftigte sich damit, seinen Kameraden beim Spiele zuzusehen, bald vergegenwärtigte er sich die Helden Homers. Für es ihm dann wieder ein, sich zu zerstreuen, so gab er sich den Spielen mit ungewöhnlicher Leidenschaft hin. Wenn zwischen einem Kameraden und ihm ein Streit entstand, ging der Kampf selten ohne Blutvergießen aus. Wenn er der Schwächere war, biß er zu. Er war hintereinander zugreifend und passiv, täppisch oder zu klug, und sein seltsamer Charakter machte ihn bei seinen Lehrern eben so gefürchtet wie bei seinen Kameraden. Anstatt die Elemente der griechischen Sprache zu lernen, zeichnete er den ehrwürdigen Vater, der ihnen eine Stelle aus Thucydides erklärte, machte eine Skizze vom Mathematiklehrer, vom Präfekten, den Dienern, dem Zuchtmeister und ver schmiente alle Wände mit unförmlichen Entwürfen. Anstatt in der Kirche das Lob des Herrn zu singen, vergnügte er sich während des Meßamtes damit, an einer Bank zu schnitzeln; oder wenn es ihm gelungen war ein Stück Holz zu erwischen, die Gestalt eines Teufels zu schnitzen. Wenn er kein Holz, keinen Stein oder Bleistift hatte, modellierte er seine Einfälle aus weichem Brod. Ob er nun die Gestalten auf den Bildern kopierte, ma

denen der Chor geschmückt war, oder ob er improvisierte, immer hinterließ er auf seinem Platz gröbliche Skizzen, deren freche Unverhülltheit die jüngeren ehrwürdigen Väter zur Verzweiflung brachte; und böse Zungen behaupteten, daß die älteren Jesuiten darüber lächelten. Endlich wurde er, wenn man der Chronik des Kollegs Glauben schenken darf, davongejagt, weil er, um sich an einem Karfreitag, als er wartete, bis er zum Beichten darankam, die Zeit zu vertreiben, aus einem großen Scheit Holz einen Christus geschnitzt hatte. Die Gottlosigkeit, die in dieser Statue zum Ausdruck kam, war zu groß, um dem Künstler keine Züchtigung zuzuziehen. Hatte er nicht die Frechheit gehabt, diese recht zynische Figur auf das Tabernakel zu stellen! Sarrasine begab sich nach Paris, um den Drohungen der väterlichen Verfluchung zu entinnen. Er hatte einen starken Willen, einen von denen, die kein Hindernis kennen, er gehorchte dem Befehl seines Genies und trat in das Atelier Bouchardons ein. Er arbeitete den ganzen Tag über und ging abends Betteln, um seinen Unterhalt zu finden. Bouchardon, der über die Fortschritte und den Geist des jungen Künstlers entzückt war, erriet bald, in welchem Elend sein Schüler sich befand; er unterstützte ihn, gewann ihn lieb und behandelte ihn wie sein eigenes Kind. Als sich dann das Genie Sarrasines in einem der Werke offenbart hatte, in denen das künftige Talent noch gegen die hitzige Gärung der Jugend kämpft, versuchte der wackere Bouchardon, ihn wieder mit seinem Vater zu versöhnen. Vor der Autorität des berühmten Bildhauers besänftigte sich der Zorn des Vaters. Ganz Besançon beglückwünschte sich, daß es die Geburtsstadt eines großen Mannes der Zukunft war. Im ersten Augenblick der Begeisterung, in die seine geschmeichelte Eitelkeit den geizigen Sachwalter versetzte, gab er seinem Sohn die Mittel, anständig in der Welt auftreten

zu können. Die langen und mühsamen Studien, die die Bildhauerei nötig sind, zügelten das stürmische Naturell und den heftigen Charakter Sarrasines für lange Zeit. Bouchardon, der ahnen mochte, mit welcher Heftigkeit die Leidenschaften in dieser jungen Seele kochten, vielleicht eine so gewaltsame Natur hatte wie Michelangelo, erstickte ihre Wildheit unter unablässigem Arbeit. Es gelang ihm, die ungewöhnliche Wut, die in Sarrasine lebte, in die rechten Schranken zu zwingen, indem er ihm zu arbeiten verbot und ihn anhielt, sich zu zerstreuen, wenn er sah, wie das Feuer eines Gedankens ihn fast außer sich brachte, oder indem er ihm wichtige Arbeiten übertrug, wenn er nahe daran war, sich ein wüsten Leben zu überlassen. Aber gegen diese glühende Seele war die Sanftmut immer die mächtigste Waffe, und der Meister erlangte vor allem dadurch große Gewalt über seinen Schüler, daß er durch väterliche Güte seine Dankbarkeit erregte.

Im Alter von zweiundzwanzig Jahren wurde Sarrasine durch die Umstände dem heilsamen Einfluß, den Bouchardon auf sein Wesen und seine Gewohnheiten ausübte, entzogen. Er erlangte den Lohn für sein Genie, indem er den Skulpturpreis gewann, den der Marquis von Marigny, der Bruder der Frau von Pompadour, der so viel für die Künste tat, gestiftet hatte. Diderot rühmte die Statue von Bouchardons Schüler als ein Meisterwerk. Nicht ohne tiefen Schmerz ließ der Bildhauer des Königs den jungen Mann nach Italien ziehen, dessen völlige Unerfahrenheit in allen Fragen des Lebens er absichtlich und aus Prinzip erhalten hatte. Sarrasine war sechs Jahre lang Bouchardons Tischgenosse gewesen. Er war ein Fanatiker der Kunst, wie es später Canova gewesen ist, stand mit Tagesanbruch auf, ging ins Atelier, verließ es erst, wenn es Nacht wurde, und lebte nur seiner Muse. Wenn er in die

Comédie-Française ging, wurde er von seinem Meister hingeschleppt. Er fühlte sich bei Frau Geoffrin und in der vornehmen Welt, in die Bouchardon ihn einzuführen versuchte, so unbehaglich, daß er lieber allein blieb und die Genüsse dieser ausschweifenden Zeit verschmähte. Er hatte keine andern Geliebten gehabt als die Bildhauerei und Klotilde, eine der Berühmtheiten der Großen Oper. Aber auch diese letztere Episode war nicht von langer Dauer. Sarrasine war ziemlich häßlich, immer unordentlich gekleidet, und hatte ein so freies Naturell, ein so ungerichtetes Privatleben, daß die berühmte Nymphe eine Katastrophe fürchtete und den Bildhauer bald der Liebe zur Kunst zurückgab. Sophie Arnould hat über diesen Vorfall einen hübschen Ausspruch getan, an dessen Wortlaut ich mich nicht erinnere. Sie gab, glaube ich, ihrer Verwunderung Ausdruck, daß ihre Kollegin über die Statuen hatte siegen können.

Sarrasine brach im Jahre 1758 nach Italien auf. Auf der Reise entflammte sich seine leidenschaftliche Phantasie unter dem tiefleuchtenden Himmel und beim Anblick der wunderbaren Denkmale, mit denen die Heimat der Kunst übersät ist. Er bewunderte die Statuen, die Fresken, die Gemälde, und kam so des Ehrgeizes voll nach Rom: er brannte darauf, den Namen Michelangelos und Bouchardons den seinen hinzuzufügen. So theilte er denn in den ersten Tagen seine Zeit zwischen seinen Arbeiten im Atelier und der Besichtigung der Kunstwerke, die es in Rom in solcher Fülle gibt. Er hatte schon vierzehn Tage in diesem Zustand verbracht, der alle jungen Künstler beim Anblick der Königin der Ruinen überkommt, als er eines Abends ins Theater Argentina ging, vor dem sich eine große Menge drängte. Er erkundigte sich nach der Ursache für diesen Andrang, und die Menschen antworteten mit zwei Namen: „Zambinella! Jomelli!“

Er tritt ein und setzt sich in das Parterre. Zwischen zwei beträchtlich dicke Abbati war er eingequetscht; aber sein Platz vor der Bühne war gut. Der Vorhang hob sich. Zum erstenmal im Leben hörte er diese Musik, deren Herrlichkeit ihm Jean Jacques Rousseau bei einem Abersinn des Barons von Holbach so beredt gepriesen hatte. Die Sinne des jungen Bildhauers wurden durch die Töne der reizenden Harmonien Jomellis sozusagen geschmiegt und schlüpfrig gemacht. Die natürliche Schönheit dieser schmachtenden italienischen Stimmen, die aufs glücklichste zusammenpaßten, versetzten ihn in einen Taumel des Entzückens. Er saß stumm und unbeweglich und fühlte nicht einmal, wie er zwischen den beiden Priestern eingeeengt war. Seine Seele war ganz in seinen Ohren und Augen. Er glaubte mit all seinen Poren zu hören. Plötzlich begrüßte ein Beifall, vor dem man meinte, der Saal müßte einstürzen, das Auftreten der Primadonna. Sie schritt zierlich bis an die Rampe vor und grüßte das Publikum mit unendlichem Liebreiz. Die Lampen, die Begeisterung einer großen Menge, die Illusion der Bühne, die Reize einer Toilette, die zu der Zeit recht verführerisch war, alles wirkte zugunsten dieses Weibes zusammen. Sarrasine schrie fast vor Vergnügen. Er bewunderte hier die ideale Schönheit, deren Vollkommenheit er bisher in der Natur stückweise hatte suchen müssen, indem er von einem oft unwürdigen Modell die Rundung eines vollendeten Beines, von einem andern die Formen des Busens, von einem dritten die glänzenden Schultern und schließlich von einem jungen Mädchen den Hals, von dieser oder jener Frau die Hände, von einem Kinde die blanken Knie nahm, ohne daß er je unter dem frostigen Himmel von Paris die vollendeten und runden Gestalten des antiken Griechenlands gefunden hätte. Die Zambinella zeigte ihm lebendig und graziös in herrlicher Vereinigung die köst-

lichen Formen der weiblichen Gestalt, nach denen er so brennend begehrt hatte, für die ein Bildhauer immer zugleich der strengste und der leidenschaftlichste Richter ist. Sie hatte einen sprechenden Mund, Augen der Liebe, eine Teint von blendenden Farben. Und zu diesen Einzelheiten, die einen Maler entzückt hätten, füge man alle Wunder der Venus, wie sie der Meißel der Griechen gestaltet hat. Der Künstler wurde nicht müde, die unnachahmliche Grazie, mit der die Arme zur Brust übergingen, oder die zauberische Rundung des Nackens, die schön geschwungenen Brauen, die Linien der Nase, das vollkommene Oval des Gesichts, die Reinheit ihrer lebhaften Konturen und die Wirkung der dichten, schwungvoll gebogenen Wimpern zu bewundern, die den Abschluß der großen, wollüstigen Lider bildeten. Das war mehr als ein Weib, was da vor ihm lebte, es war ein Meisterwerk! Dieses unerwartete Wesen hatte Liebe in sich zum Entzücken aller Männer und Schönheiten zur Befriedigung jedes Kritikers. Sarrasine verschlang die Statue Pygmalions, die für ihn von ihrem Sockel gestiegen war, mit den Augen. Als die Zambinella sang, entstand ein Rasen der Begeisterung. Den Künstler überlief es kalt; dann spürte er, wie ein Feuer in seinem Innersten, an der Stelle, die wir das Herz nennen, weil uns das Wort fehlt, auflohte. Er klatschte nicht Beifall. er sagte nichts, er fühlte, wie ihn ein Wahnsinn, eine Art Raserei überfiel, die es nur in diesem Alter gibt, wo die Begierde etwas Schreckliches und Höllisches an sich hat. Sarrasine wollte auf die Bühne stürzen und sich dieses Weibes bemächtigen. Seine Kraft, die durch eine moralische Depression, die man nicht erklären kann, weil sich die Vorgänge in einer Region abspielen, die unserer Beobachtung unzugänglich ist, ver Hundertfacht wurde, wollte mit schmerzhafter Gewalt sich Luft machen. Er saß wie erstarrt und

betäubt da. Ruhm, Kunst, Zukunft, Leben, Sieg, alle war wie zerstoben.

‚Von ihr geliebt werden oder sterben!‘ — das war da Urteil, das Sarrasine über sich selbst sprach.

Er war so völlig im Taumel, daß er den Saal, die Zuschauer, die Schauspieler nicht mehr sah und die Musik nicht mehr hörte. Noch mehr: es gab keinen Zwischenraum mehr zwischen ihm und der Zambinella, er besaß sie; seine Augen, die sie nicht losließen, hatten sich ihrer bemächtigt. Eine fast teuflische Macht brachte ihn dahin, daß er den Atem dieser Stimme einsog, daß er den duftenden Puder, der auf ihren Haaren lag, mit jedem Atemzug sich zu eigen machte, daß er die sanfte Rundung dieses Gesichtes wie greifbar vor sich sah und die blauen Adern darauf zählen konnte, die sich von der samtene Haut abhoben. Diese Stimme endlich, die so geläufig, so frisch und so silbern war, die biegsam war wie ein Faden, dem der leiseste Hauch eine Form gibt, die er auf- und abrollt, entfaltet und wieder zerteilt, diese Stimme drang ihm so stark in die Seele, daß er mehr als einmal unwillkürliche Schreie ausstieß, wie sie einem die krampfhaften Entzückungen entreißen, die die menschlichen Leidenschaften so selten gewähren. Bald mußte er das Theater verlassen. Seine zitternden Beine trugen ihn fast nicht mehr. Er war zerschlagen und ermattet wie ein Jähzorniger nach einem furchtbaren Wutanfall. Er hatte so viel Wonne erlebt, oder vielleicht hatte er so viel gelitten, daß sein Leben ausgelaufen war, wie das Wasser aus einem Gefäß, das durch einen Stoß umgestürzt wurde. Er spürte eine Leere, eine Vernichtung in sich, die den Schwächezuständen gleich, welche die Genesenden, wenn sie eine schwere Krankheit überstanden haben, zur Verzweiflung bringen. Eine unerklärliche Trauer überfiel ihn, und in einem ohnmächtigen Zustand setzte er sich auf die Stufen einer

Kirche. Er lehnte den Rücken an eine Säule und gab sich wirren Träumen hin. Die Leidenschaft hatte ihn wie ein Blitzschlag getroffen. Als er in sein Quartier zurückgekehrt war, überfiel ihn ein Paroxysmus der Schaffenswut, wie er in solchen Momenten kommt und uns die Gegenwart neuer Elemente in unserm Leben enthüllt. Er war von jenem ersten Liebesfieber befallen, das man ebensowohl Lust wie Qual nennen kann, und wollte, um seine Ungeduld und seinen Taumel zu überwinden, die Zambinella aus dem Gedächtnis zeichnen. Das war eine Art materielles Träumen. Auf dem einen Blatt stand die Zambinella in der anscheinend ruhigen und kühlen Haltung, wie sie Raffael, Giorgione und alle großen Meister geliebt haben. Auf einem andern wandte sie den Kopf reizend zur Seite, als wollte sie einer Koloratur zuhören, die sie eben sang. Sarrasine zeichnete das geliebte Weib in allen Stellungen; er nahm ihr den Schleier, ließ sie sitzen, stehen, liegen; er zeichnete sie züchtig oder wollüstig und verwirklichte mit seinem Stift, der schon beinahe raste, all die Launen, die unsere Phantasie herausfordern, wenn wir sehr an eine Geliebte denken. Aber sein wütendes Denken ging weiter als die Zeichnung. Er sah die Zambinella, sprach mit ihr, flehte sie an, brachte tausend Jahre Leben und Glück mit ihr zu, indem er sie in alle Situationen brachte, die seine Begier ersinnen konnte, indem er sozusagen die Zukunft mit ihr auskostete.

Am nächsten Tage ließ er von seinem Lakaien für die ganze Saison eine Loge dicht bei der Bühne mieten. Dann stellte er sich, wie alle jungen Leute, in deren Seele es gewaltig zugeht, die Schwierigkeiten seines Unternehmens übertrieben groß vor und fütterte seine Leidenschaft für den Anfang nur mit dem Glück, die Geliebte ohne Hindernis bewundern zu können. Dieses goldene Zeitalter der Liebe, in dem wir uns an unserm eigenen Gefühl erquicken und

fast durch uns selber beglückt werden, konnte bei Sarrasin nicht von langer Dauer sein. Die Ereignisse jedoch überfielen ihn, während er noch unter dem Zauber dieser jugendlichen Halluzination voller Unschuld und Wollust stand. In acht Tagen lebte er ein ganzes Leben: morgen war er damit beschäftigt, den Ton zu kneten, mit dessen Hilfe es ihm gelingen sollte, die Zambinella trotz der Schleier, Röcke, Korsette und Bandschleifen, die sie ihm verbargen, wiederzugeben. Am Abend war er schon früh in seiner Loge, die er allein für sich hatte, und da genoss er, auf einem Sofa liegend, wie ein Türke im Opiumrausch, ein so reiches, so verschwenderisches Glück, wofür er es begehrte. Zunächst machte er sich allmählich mit den wilden Erregungen vertraut, die ihm der Gesandter der Geliebten verursachte; dann gewöhnte er seine Augen daran, sie zu sehen, und konnte schließlich auf sie blicken, ohne den Ausbruch der dumpfen Wut befürchten zu müssen, die ihn am ersten Tag überfallen hatte. Seine Leidenschaft wurde tiefer und stiller zugleich. Übrigens duldete der wilde Bildhauer nicht, daß seine Einsamkeit, die von Bildern bevölkert, von den Gaukelbildern der Hoffnarr; geschmückt und voller Glück war, von seinen Kameraden gestört wurde. Er liebte mit solcher Gewalt und so unschuldsvoll, daß er all die kindlich-reinen Gewissensqualen durchmachte, die uns befallen, wenn wir zum erstenmal lieben. Als er anfang zu merken, daß es bald zu handeln und zu intrigieren galt, daß er auskundschaften mußte, wo die Zambinella wohnte, ob sie eine Mutter, einen Onkel, einen Vormund, eine Familie hatte; als er ernstlich an die Mittel dachte, sie zu sehen und mit ihr zu sprechen, da spürte er, wie sein Herz von ehrgeizigen Bildern so anschwell, daß er diese Sorgen auf den nächsten Tag verschob; er war glücklich mit seinen physischen Qualen, wie mit den Wonnen seines Geistes.“

„Aber“, unterbrach mich Frau von Rochefide, „ich sehe noch nichts von Marianina und ihrem alten Männchen.“
„Sie sehen nur ihn!“ rief ich, ungeduldig wie ein Dramatiker, dem man einen Bühneneffekt verdirbt.

„Seit mehreren Tagen“, fuhr ich nach einer Pause fort, „hatte sich Sarrasine so getreulich in seiner Loge eingefunden, und aus seinen Blicken sprach so deutlich die Liebe, daß seine Leidenschaft für die Stimme Zambinellas das Gespräch von ganz Paris gewesen wäre, wenn diese Geschichte sich hier abgespielt hätte; aber in Italien, meine Gnädigste, ist jeder für sich mit seinen eigenen Leidenschaften im Theater und mit eigenem Herzensinteresse, das für die Spionage mit den Operngläsern keine Zeit läßt. Jedoch konnte die Raserei des Bildhauers den Blicken der Sänger und Sängerinnen nicht lange entgehen. Es wäre schwer zu sagen, was für Torheiten er begonnen hätte, wenn die Zambinella nicht in Aktion getreten wäre. Sie warf Sarrasine einen der beredten Blicke zu, die oft viel mehr sagen, als die Frauen hineinlegen wollen. Dieser Blick war eine ganze Offenbarung. Sarrasine war geliebt!

„Wenn das nur eine Laune ist,“ dachte er, indem er schon gegen seine Geliebte mißtrauisch war, „dann kennt sie die Herrschaft nicht, unter die sie fallen wird. Ihre Laune wird hoffentlich so lange dauern wie mein Leben.“

In diesem Augenblick hörte der Künstler, wie dreimal leicht an seine Logentür geklopft wurde. Er öffnete. Eine alte Frau trat geheimnisvoll ein.

„Junger Herr,“ sagte sie, „wenn Sie glücklich sein wollen, seien Sie vorsichtig! Schlagen Sie einen Mantel um sich, setzen Sie einen großen Hut tief ins Gesicht und finden sich dann um zehn Uhr abends auf dem Korso vor dem Spanischen Hof ein!“ „Ich werde dort sein,“ erwiderte er und steckte der Duenna zwei Louisdor in die runzlige Hand.

Er machte der Zambinella ein Zeichen des Einverständnisses, und sie senkte schüchtern ihre wollüstigen Lider wie eine Frau, die glücklich ist, daß sie endlich verstanden wird; dann verließ er die Loge. Er eilte nach Hause, um dort seine Toilette so verführerisch zu machen, wie es ihm nur möglich war. Als er das Theater verließ, ergriff ihn ein Unbekannter beim Arm.

„Nehmen Sie sich in acht, Herr Franzose,“ flüsterte er ihm ins Ohr; „es geht um Leben und Tod! Zambinella steht unter dem Schutze des Kardinals Cicognara, und der läßt nicht mit sich spassen.“

Wenn ein teuflischer Geist zwischen Sarrasine und der Zambinella die ganze Hölle geworfen hätte, wäre er in diesem Augenblick mit einem Satz darübergesprungen. Die Liebe des Bildhauers glich den Rossen der Unsterblichen, wie sie Homer schildert: in einem Nu hatte sie unendliche Räume hinter sich gelaßen.

„Und wenn mich beim Verlassen des Hauses der Tod erwartete, ich ginge nur noch schneller!“ Das war seine Antwort. „Poverino!“ rief der Unbekannte und verschwand.

Von Gefahren zu hören, ist das für einen Liebenden nicht neue Wonne? Nie hatte Sarrasines Lakai ihn so sorgfältig Toilette machen sehen. Sein schönster Degen, ein Geschenk Bouchardons, die Schleife, die Klotilde ihm gegeben hatte, sein mit Flitter besetzter Rock, seine Silberweste, seine goldene Tabaksdose, die wertvolle Uhr und Kette, alles wurde aus den Behältnissen geholt: er schmückte sich wie ein junges Mädchen, das vor ihrem ersten Liebhaber paradieren soll. Zur bestimmten Stunde eilte Sarrasine, das Gesicht tief im Mantel verborgen, trunken vor Liebe und glühend vor Hoffnung, zu dem Rendezvous, das die Alte ihm genannt hatte. Die Duenna erwartete ihn.

„Sie haben lange gebraucht!“ sagte sie. „Kommen Sie.“

Sie führte den Franzosen durch etliche Gassen und blieb vor einem Palast, der recht stattlich aussah, stehen. Sie klopfte, die Thür ging auf. Sie führte Sarrasine durch ein Labyrinth von Treppen, Galerien und Gemächern, in denen nur der ungewisse Schein des Mondes etwas Helligkeit verbreitete, und kam bald an eine Thür, aus deren Spalten starker Lichtschein drang und hinter der man lebhaftes Sprechen und Lachen hörte. Sarrasine war geblendet, als er, nach einem Wort der Alten, in das geheimnisvolle Gemach eingelassen wurde und sich in einem glänzend erhellten und üppig eingerichteten Salon befand, in dessen Mitte eine reiche, mit Champagnerflaschen und geschliffenen Fläschchen, die rote Funken sprühten, besetzte Tafel stand. Er erkannte die Sänger und Sängerinnen des Theaters und dazwischen reizende Frauen, die alle bereit waren, ein Künstlergelage zu beginnen, das nur noch auf ihn zu warten schien. Sarrasine unterdrückte eine ärgerliche Regung und machte gute Miene zu der Überraschung. Er hatte gehofft, ein schwach erleuchtetes Zimmer und seine Geliebte neben einem Kohlenbecken zu finden; er hatte von Liebe und Tod geträumt, von einem Eifersüchtigen, der auf ihn lauerte, von geflüsterten Geständnissen, von Herz an Herzen und gefährlichen Küssen; er hatte vorausgeföhlt, wie ihre Köpfe sich einander näherten, wie die Haare der Zambinella seine brennende Stirne streiften.

„Es lebe die Tollheit!“ rief er; „Signori e belle donne, Sie müssen mir erlauben, mich später zu revanchieren und Ihnen meinen Dank dafür zu zeigen, daß Sie einen armen Bildhauer so freundlich aufnehmen.“

Nachdem die meisten der Anwesenden, die er vom Sehen kannte, ihn recht freundlich begrüßt hatten, versuchte er, sich dem Lehnstuhl zu nähern, auf dem sich die Zambinella nachlässig ausgestreckt hatte. Oh! wie schlug sein als er ihrer zierlichen Fuß sah, der in

einem der Pantöffelchen steckte, die — gestatten Sie mir, es zu sagen, gnädige Frau — ehemals dem Frauenfuß einen so koketten, so sinnlichen Ausdruck gaben, daß ich nicht weiß, wie die Männer ihm widerstehen konnten. Die prall anliegenden weißen Strümpfe mit den grünen Zwickeln, die kurzen Röcke, die spitzen Schuhe mit den hohen Absätzen aus der Zeit Louis XV. haben freilich vielleicht etwas dazu beigetragen, Europa und die Geistlichkeit zu demoralisieren.“ „Etwas!“ meinte die Marquise; „haben Sie denn nichts gelesen?“ „Die Zambinella“, fuhr ich lächelnd fort, „hatte keck ihre Beine übereinandergelegt und wippte das obere neckisch hin und her. Ihre Haltung war die einer Herzogin, was zu ihrer Art kapriziöser Schönheit, die eine gewisse herausfordernde Lässigkeit an sich hatte, gut paßte. Sie hatte ihre Theaterkleider abgelegt und trug ein Leibchen, das ihre schlanke Taille eng umschloß, die über den Reifröcken und einem mit blauen Blumen bestickten Atlasrock schön zur Geltung kam. Ihre Brust, deren Herrlichkeiten im koketten Luxus von prächtigen Spitzen verborgen waren, strahlte vor Frische. Unter ihrer Frisur, die ähnlich der Haartracht der Frau du Barry war, erschien ihr Gesicht, obwohl sie auch noch eine große Haube trug, doch noch zierlicher, und der Puder stand ihr gut. Wer sie so sah, mußte sie anbeten. Sie lächelte dem Bildhauer graziös zu. Sarrasinc, der sehr unzufrieden war, daß er sie nur vor Zeugen sprechen konnte, setzte sich höflich neben sie, sprach mit ihr über Musik und rühmte ihr wunderbares Talent; aber seine Stimme zitterte vor Liebe, Furcht und Hoffnung.

„Was fürchten Sie?“ fragte ihn Vitagliani, der berühmteste Sänger der Truppe. „Unbesorgt! Sie haben hier keinen einzigen Nebenbuhler zu fürchten.“

Nachdem er das gesagt hatte, lächelte der Tenor still vor sich hin. Auf den Lippen aller andern Gäste wieder-

holte sich dieses Lächeln, in dem sich ein Spott versteckte, der einem Liebhaber entgehen mußte. Die Tatsache, daß seine Liebe bekannt war, war für Sarrasine, wie wenn er plötzlich einen Dolchstich ins Herz bekommen hätte. Er hatte eine große Charakterstärke, und vor allem konnte nichts in der Welt die Heftigkeit seiner Leidenschaft niederzwingen; aber es war ihm noch nicht in den Sinn gekommen, daß die Zambinella fast eine Kurtisane war und daß er nicht zu gleicher Zeit die reine Freude, die die Liebe eines jungen Mädchens so köstlich macht, und die stürmische Leidenschaft empfinden konnte, mit denen eine Schauspielerin ihren gefährlichen Besitz sich erkaufen läßt. Er sann nach und beschied sich. Das Souper wurde aufgetragen. Sarrasine und die Zambinella setzten sich ohne weiteres nebeneinander. Während der ersten Hälfte des Mahls blieben die Künstler innerhalb gewisser Schranken, und der Bildhauer konnte mit der Sängerin plaudern. Er fand sie witzig und klug; aber sie war überraschend unwissend und erwies sich als schwach und abergläubisch. Die Zartheit ihrer Glieder hatte ihr Gegenstück in ihrem Verstande. Als Vitagliani die erste Champagnerflasche öffnete, las Sarrasine in den Augen seiner Nachbarin einen nicht geringen Schrecken vor dem kleinen Knall, den die Ausdehnung der Gase verursachte. Das unwillkürliche Zittern dieses Frauenorganismus deutete der verliebte Künstler als das Symptom eines außerordentlichen Empfindungsvermögens. Diese Schwäche entzückte den Franzosen. Es ist so viel Lust, Schutz zu leisten, in der Liebe des Mannes. „In meiner Stärke sollst du wie hinter einem Schild geborgen sein!“ Steht dieser Satz nicht auf dem Grunde jeder Liebeserklärung geschrieben? Sarrasine, der zu leidenschaftlich war, um bei der schönen Italienerin Galanerien anzubringen, war, wie alle Liebenden, hintereinander ernst, ausgelassen oder gesammelt. Obwohl er

hören konnte, was die andern sprachen, achtete er auf kein Wort von allem, was sie sagten; so ganz gab er sich dem Vergnügen hin, neben ihr zu sein, ihre Hand zu streifen, sie zu bedienen. Er schwamm in geheimer Wonne. Trotzdem einige Blicke, die sie tauschten, be-
redt genug waren, war er doch über die Zurückhaltung, welche die Zambinella ihm gegenüber übte, erstaunt. Sie hatte wohl zuerst begonnen, ihm den Fuß zu drücken und ihn mit der Schelmerei einer freien und verliebten Frau anzulocken; aber dann hatte sie sich plötzlich in die Schüchternheit eines jungen Mädchens gehüllt, nachdem Sarrasine etwas erzählt hatte, aus dem die ungewöhnliche Heftigkeit seines Charakters hervorging. Als das Souper zur Orgie wurde, fingen die Gäste, vom Peralta und vom Pedro-Ximenes begeistert, zu singen an. Sie sangen entzückende Duette, kalabrische Weisen, spanische Seguidillen und neapolitanische Kanzonetten. Die Trunkenheit war in aller Augen, in der Musik, in den Herzen und in den Stimmen. Mit einem Male strömte da eine bezaubernde Lebhaftigkeit, eine herzliche Hingebung, eine italienische Ausmütigkeit über, von der man denen keinen Begriff machen kann, die nur die Soireen von Paris, die Gesellschaften von London oder die Empfänge von Wien kennen. Die Scherze und die Liebesworte, Lachen, Flüche und Anrufungen der Mutter Gottes und des Bambino flogen wie Kugeln in einer Schlacht übereinander weg. Einer legte sich auf ein Sofa und schief ein. Ein junges Mädchen hörte einer Liebeserklärung zu, ohne zu merken, daß sie Xeres auf das Tisch-tuch goß. Mitten in dieser Unordnung war die Zambinella wie von Angst verfolgt und blieb nachdenklich. Sie wollte nicht trinken, sprach dafür vielleicht etwas stark dem Essen zu; aber die Liebe zur guten Küche ist ja, wie man sagt, bei den Frauen sehr reizvoll. Sarrasine stellte, als er

die Schamhaftigkeit seiner Geliebten sah, ernsthafte Betrachtungen über die Zukunft an.

„Ohne Frage will sie geheiratet werden!“ sagte er sich.

Und nun kostete er im voraus die Wonnen dieser Ehe. Sein ganzes Leben schien ihm nicht lang genug, um all das Glück auszuschöpfen, das er auf dem Grunde ihrer Seele fand. Sein Nachbar Vitagliani goß Sarrasines Glas so oft voll, daß er gegen drei Uhr morgens zwar nicht völlig betrunken, aber doch außerstande war, gegen seine rasende Begier anzukämpfen. In einem Augenblick wilder Leidenschaft hob er das Weib in die Höhe und trug es in eine Art Boudoir, das an den Salon stieß. Er hatte die Tür, die da hineinführte, schon lange ins Auge gefaßt. Die Italienerin hatte mit einem Mal einen Dolch in der Hand.

„Wenn du näher kommst,“ sagte sie, „muß ich dir den Stahl ins Herz bohren! Nein, nein, du würdest mich verachten! Ich habe zuviel Achtung vor deinem Charakter bekommen, um mich so preiszugeben. Ich will nicht in deinem Gefühl für mich sinken.“ „Oh, oh!“ rief Sarrasine, „das ist ein schlechtes Mittel, eine Leidenschaft zu löschen, wenn man sie schürt. Bist du denn schon so verderbt, daß du, obwohl dein Herz alt ist, dich wie eine junge Kurtisane benimmst, welche die Leidenschaften scharf schleift, mit denen sie Handel treibt?“ „Aber es ist heute Freitag,“ erwiderte sie voller Angst vor der Heftigkeit des Franzosen.

Sarrasine, der nicht fromm war, fing zu lachen an. Die Zambinella machte einen Satz wie ein junges Reh und flüchtete in den Saal. Als Sarrasine hinter ihr herlief und so in den Saal sprang, wurde er von einem höllischen Gelächter begrüßt. Er sah die Zambinella wie ohnmächtig auf einem Sofa liegen. Sie war blaß und erschöpft von der ungewohnten Anstrengung, die sie hinter sich hatte.

Obwohl Sarrasine wenig Italienisch konnte, verstand doch, wie seine Geliebte leise zu Vitagliani sagte: ‚Er will mich ja töten!‘

Dieser seltsame Auftritt machte den Bildhauer gar wirr. Er kam wieder zur Vernunft. Zuerst blieb er unbeweglich; dann fand er seine Sprache wieder, setzte sich zu seiner Geliebten und beteuerte ihr seine Achtung. Er fand die Kraft, den Ausdruck seiner Leidenschaft zu wechseln, und hielt nun dem Weibe die glühendsten Reden um seine Liebe zu schildern, entfaltete er allen Reichtum der zwingenden, magischen Beredsamkeit, die den Liebenden so gern ihre Dienste leiht, der aber nur die Frauen so selten glauben wollen. Als das erste Leuchten dem Morgens die Teilnehmer an dem Gelage überraschte, schlüpfte eine Frau vor, nach Frascati zu fahren. Alle begrüßten den Einfall, den Tag in der Villa Ludovisi zu verbringen mit lebhafter Zustimmung. Vitagliani ging hinunter, um Fuhrwerke zu bestellen. Sarrasine hatte das Glück, die Zambinella in einem Phaeton zu fahren. Nachdem sie Rom erst hinter sich hatten, erwachte die Heiterkeit wieder, die erst bei allen dem Kampf mit dem Schlafe gewichen war. Alle, Männer und Frauen, schienen an dieses seltsame Leben, an diese endlosen Vergnügungen an diesen Künstlertaumel gewöhnt, der das Leben zu einem unaufhörlichen Fest macht, bei dem man ohne Hintergedanken vergnügt ist. Die Gefährtin des Bildhauers war die einzige, die niedergeschlagen schien.

‚Sind Sie nicht wohl?‘ fragte Sarrasine sie; ‚möchte Sie lieber nach Hause fahren?‘ ‚Ich bin nicht stark genug um all diesen Ausschweifungen standzuhalten,‘ erwiderte sie; ‚ich brauche große Schonung. Aber neben Ihnen fühle ich mich so wohl! Wenn Sie nicht gewesen wären wäre ich nicht bei diesem Souper geblieben; eine durchwachte Nacht raubt mir all meine Frische.‘ ‚Sie sind s

zart!“ versetzte Sarrasine und sah auf die zierlichen Formen des entzückenden Geschöpfes. „Die Orgien ruinieren mir die Stimme.“ „Jetzt, wo wir allein sind,“ rief der Künstler, „und wo Sie die Glut meiner Leidenschaft nicht mehr zu fürchten haben, sagen Sie mir, daß Sie mich lieben.“ „Wozu?“ gab sie zurück, „was soll das nützen? Ich habe Ihnen gut gefallen. Aber Sie sind Franzose, und Ihr Gefühl wird vergehen. Oh! Sie können mich nicht lieben, wie ich geliebt sein möchte.“ „Wie denn?“ „Ohne das Ziel der gewöhnlichen Leidenschaft, rein. Die Männer sind mir vielleicht noch mehr zum Abscheu, als ich die Frauen hasse. Ich muß mich in die Freundschaft flüchten. Die Welt ist für mich öde. Ich bin ein Geschöpf, das verflucht ist; bin dazu verdammt, das Glück zu begreifen, es zu fühlen, es zu ersehnen, und bin, wie so viele andere, gezwungen, es mich stündlich fliehen zu sehen. Denken Sie daran, Signor, daß ich Sie nicht getäuscht habe! Ich verbiete Ihnen, mich zu lieben! Ich kann Ihnen ein hingebender Freund sein, und ich bewundere Ihre Kraft und Ihren Charakter. Ich brauche einen Bruder, einen Beschützer. Seien Sie das für mich, es ist viel, aber nichts anderes.“ „Sie nicht lieben!“ rief Sarrasine; „aber, geliebter Engel, du bist mein Leben, mein Glück!“ „Wenn ich ein Wort sagte, würdest du mich mit Abscheu von dir stoßen.“ „Kokette! Nichts kann mich schrecken! Sag mir, daß ich dir meine Zukunft geben muß, daß ich in zwei Monaten sterbe, daß ich verdammt bin, wenn ich dich bloß umarme ...“

Und er umarmte sie trotz allen Anstrengungen, die die Zambinella machte, sich seiner Wildheit zu entziehen.

„Sag mir, daß du ein böser Geist bist, daß ich dir mein Vermögen, meinen Namen, all meinen Ruhm geben muß! Willst du, daß ich kein Bildhauer bin? Sprich!“ „Wenn ich nun keine Frau wäre?“ fragte die Zambinella schüchtern

mit silberner und sanfter Stimme. ‚Das ist ein Spaß! rief Sarrasine; ‚glaubst du das Auge eines Künstlers zu täuschen? Habe ich nicht seit zehn Tagen deine vollendeten Formen verschlungen und geprüft und bewundert? Nur eine Frau kann diese runden, weichen Arme, diese feinen Linien haben. Ah, du willst, daß ich dir Schmeicheleien sage!‘ Sie lächelte traurig und murmelte: ‚Verhängnisvolle Schönheit!‘

Sie lob die Augen zum Himmel. Ihr Blick hatte einen so unbeschreiblichen Ausdruck gewaltiger Angst, daß Sarrasine ein Zittern überkam.

‚Signor Francese,‘ fing sie wieder an, ‚vergessen Sie auf ewig einen Augenblick des Wahnsinns. Ich achte Sie; aber was Liebe angeht, fordern Sie sie nicht von mir; dieses Gefühl ist in meinem Herzen erloschen. Ich habe kein Herz mehr!‘ rief sie wild und weinte dabei; ‚das Theater, auf dem Sie mich gesehen haben, der Beifall, die Musik, der Ruhm, zu dem man mich verdammt hat, das ist mein Leben, ich habe kein anderes. In wenigen Stunden werden Sie mich nicht mehr mit denselben Augen ansehen; die Frau, die Sie lieben, wird tot sein.‘

Der Bildhauer gab keine Antwort. Eine dumpfe Wut hatte ihn überfallen und preßte ihm das Herz zusammen. Er konnte diese außerordentliche Frau nur mit brennenden, flammenden Augen anschauen. Diese Stimme voller Schwäche, die Haltung, das Benehmen und die Gebärden Zambinellas, in denen Trauer, Schwermut und Mutlosigkeit lagen, weckten in seiner Seele alle Fülle der Leidenschaft. Jedes Wort war ein Stachel. In diesem Augenblick waren sie in Frascati angelangt. Als der Künstler die Arme ausstreckte, um dem geliebten Weibe beim Aussteigen zu helfen, fühlte er, wie sie ein furchtbarer Schauer überlief.

‚Was haben Sie? Ich würde sterben,‘ rief er, als er sie erblassen sah, ‚wenn Sie den geringsten Schmerz hätten,

dessen wenn schon unschuldige Ursache ich wäre!' ,Eine Schlange!' flüsterte sie und wies auf eine Natter, die sich in einem Graben schlängelte; ,ich fürchte mich vor diesen abscheulichen Tieren.'

Sarrasine zerquetschte der Natter mit einem Fußtritt den Kopf.

,Woher haben Sie so viel Mut?' fragte die Zambinella und sah mit sichtlicher Angst auf das tote Reptil. ,Nun,' fragte der Künstler lächelnd, ,möchten Sie immer noch vorgeben, Sie wären keine Frau?'

Sie vereinigten sich mit ihren Gefährten und ergingen sich in den Hainen der Villa Ludovisi, die damals dem Kardinal Cicognara gehörte. Der Morgen verstrich dem verliebten Bildhauer zu schnell; aber es gab an ihm eine Menge kleiner Vorfälle, die ihm die Zierlichkeit, die Schwäche, die Zartheit dieser weichen und kraftlosen Seele verrieten. Sie war ganz das Weib mit seinen plötzlichen Ängsten, seinen sinnlosen Launen, seiner triebhaften Verwirrung, seiner grundlosen Verwegenheit, seiner Prahlerei und seiner entzückenden Feinheit der Empfindung. Als sie sich aufs freie Feld hinaus gewagt hatten, sah die kleine Schar der fröhlichen Sänger von weitem ein paar Männer, die bis an die Zähne bewaffnet waren und deren Tracht nichts Vertrauenerweckendes hatte. Bei dem Wort ,Räuber!' verdoppelte jeder seine Schritte, um sich hinter der Einfriedigung der Villa des Kardinals in Sicherheit zu bringen. In diesem kritischen Augenblick merkte Sarrasine an Zambinellas Blässe, daß sie nicht mehr Kraft genug zum Gehen hatte; er nahm sie in seine Arme und trug sie eine Zeitlang im Laufen dahin. Als er nahe an einer Vigna war, setzte er seine Geliebte zu Boden.

,Erklären Sie mir,' sagte er zu ihr, ,wieso diese übergroße Schwäche, die bei jeder andern Frau häßlich wäre

und so sehr mein Mißfallen erregte, daß das geringste Zeichen davon vielleicht genügte, meine Liebe zu verlöschen, mir an Ihnen gefällt und mich entzückt? ... Oh, wie liebe ich Sie! All Ihre Fehler, Ihre Ängste, Ihre Kleinmut erhöhen nur die Anmut Ihrer Seele. Ich fühle, ich würde eine starke Frau, eine tapfere und kraftvolle Sappho verabscheuen. O gebrechliches, süßes Geschöpf! Wie könntest du anders sein? Diese Engelstimme wäre ein Widersinn, wenn sie aus einem andern Körper käme als aus dem deinen.' 'Ich kann Ihnen', war ihre Antwort, 'keine Hoffnung machen. Hören Sie auf, so zu mir zu sprechen; man würde nur über Sie spotten! Es ist mir unmöglich, Ihnen den Besuch des Theaters zu verbieten; aber wenn Sie mich lieben oder wenn Sie klug sind, gehen Sie nicht mehr hin. Hören Sie auf mich ...' Sie sagte es mit tiefem Ernst. 'Oh, sei still!' rief der berauschte Künstler; 'die Hindernisse fachen die Liebe in meinem Herzen nur noch mehr an.'

Die Zambinella blieb in ihrer graziösen Zurückhaltung; aber sie war still, wie wenn ein schrecklicher Gedanke ihr ein Unglück vorausgekündet hätte. Als man nach Rom zurückkehren mußte, stieg sie in eine viersitzige Kutsche und befahl dem Bildhauer in grausam gebietendem Tone, mit dem Phaethon allein zurückzufahren. Unterwegs beschloß Sarrasine, die Zambinella zu rauben. Er verbrachte den ganzen Tag damit, Pläne zu entwerfen, von denen einer immer toller war als der andere. Als die Nacht anbrach und er eben ausgehen wollte, um sich zu erkundigen, wo der Palast lag, den seine Geliebte bewohnte, traf er auf der Schwelle einen seiner Kameraden.

'Mein Lieber,' sagte der zu ihm, 'ich bin von unserm Gesandten beauftragt, dich einzuladen, heute abend zu ihm zu kommen. Er gibt ein großartiges Konzert, und wenn ich dir sage, daß Zambinella da sein wird ...'

‚Zambinella!‘ rief Sarrasine, der bei diesem Namen wie von Sinnen kam, ‚oh, Zambine!‘ ‚Es geht dir wie aller Welt,‘ antwortete ihm sein Kamerad. ‚Aber,‘ fragte Sarrasine, ‚wenn ihr meine Freunde seid, du, Vien, Lauterbourg und Allegrain, werdet ihr mir dann für einen Handstreich nach dem Fest eure Hilfe leihen?‘ ‚Es ist kein Kardinal dabei zu töten? ... Nein ...?‘ ‚Nein, nein,‘ unterbrach ihn Sarrasine, ‚ich verlange nichts von euch, was ehrbare Menschen nicht tun können.‘

In kurzer Zeit hatte der Bildhauer alles für das Gelingen seines Anschlags vorbereitet. Er kam als einer der letzten bei dem Gesandten an; aber er kam in einem Reisewagen angefahren, der mit kräftigen Pferden bespannt war und den einer der waghalsigsten Vetturini von Rom kutschierte. Der Palast des Gesandten war gedrängt voll; nicht ohne Mühe gelangte der Bildhauer, den niemand kannte, in den Saal, in dem gerade im Augenblicke Zambinella sang.

‚Aus Rücksicht auf die Kardinäle, Bischöfe und Abbés, die hier sind,‘ so fragte Sarrasine, ‚ist sie jedenfalls als Mann gekleidet, trägt einen Haarbeutel, hat die Haare gekräuselt und einen Degen an der Seite?‘ ‚Sie! Welche sie?‘ gab der alte Signor zurück, an den Sarrasine sich gewandt hatte. ‚Die Zambinella.‘ ‚Die Zambinella!‘ rief der römische Fürst aus; ‚wollen Sie sich über mich lustig machen? Woher kommen Sie? Ist jemals eine Frau auf den römischen Theatern aufgetreten? Wissen Sie denn nicht, von was für Geschöpfen die Frauenrollen im Kirchenstaate gespielt werden? Mir, werter Herr, verdankt Zambinella seine Stimme. Ich habe dem Kerl alles bezahlt, selbst seinen Gesanglehrer. Aber er ist für den Dienst, den ich ihm geleistet habe, so wenig dankbar, daß er nicht ein einziges Mal über meine Schwelle gekommen ist. Und dabei verdankt er mir sein ganzes Vermögen.‘

Fürst Chigi hätte sicher noch lange sprechen können, ohne daß Sarrasine ihn gehört hätte. Eine grauenhafte Wahrheit war in seine Seele gedrungen. Er war wie vom Donner gerührt. Er blieb unbeweglich und konnte die Augen nicht von dem trennen, der ein Sänger sein sollte! Sein flammender Blick hatte eine Art magnetischen Einfluß auf Zambinella: der Musico wandte schließlich seine Augen Sarrasine zu und seine himmlische Stimme kam ins Wanken. Er zitterte! Ein unwillkürliches Flüstern regte sich in der Versammlung, die andächtig an seinen Lippen hing; er wurde vollends verwirrt, mußte sich setzen und brach die Arie ab. Der Kardinal Cicognara, der die Richtung, die der Blick seines Günstlings genommen hatte, verfolgt hatte, bemerkte jetzt den Franzosen; er neigte sich zu einem Geistlichen aus seinem Gefolge und schien nach dem Namen des Bildhauers zu fragen. Als er die gewünschte Antwort erhalten hatte, sah er den Künstler sehr aufmerksam an und gab einem Abbé einen Auftrag, der dann eiligst verschwand. Inzwischen hatte sich Zambinella erholt und fing das Stück, das er so eigenwillig abgebrochen zu haben schien, noch einmal an; aber er sang schlecht und lehnte es trotz aller Bitten ab, etwas anderes zu singen. Das war das erstemal, daß er diese launenhafte Tyrannei ausübte, die ihn später nicht weniger berühmt machte als sein Talent und sein ungeheures Vermögen, das er, wie es heißt, seiner Stimme und seiner Schönheit in gleicher Weise verdankte.

„Es ist eine Frau,“ sagte Sarrasine, der kaum wußte, wo er war, vor sich hin; „da steckt irgendeine geheime Intrige dahinter. Der Kardinal Cicognara betrügt den Papst und ganz Rom!“

Unverzüglich verließ der Bildhauer den Salon, sammelte seine Freunde und legte sie im Hof des Palastes in den Hinterhalt. Als Zambinella sich vergewissert hatte,

daß Sarrasine gegangen war, schien er wieder etwas Ruhe zu finden. Um Mitternacht verließ der Musico, nachdem er, wie jemand, der einen Feind sucht, in den Sälen umhergeirrt war, die Gesellschaft. In dem Augenblick, wo er die Schwelle des Palastes überschritt, wurde er von einer Schar Männer ergriffen, die ihn mit einem Taschentuch knebelten und in den von Sarrasine gemieteten Wagen hoben. Zambinella war vor Schrecken starr, hockte in einer Ecke der Kutsche und wagte nicht, sich zu rühren. Er sah die schreckliche Gestalt des Künstlers sich gegenüber, der tödliches Schweigen bewahrte. Die Fahrt war kurz. Zambinella wurde von Sarrasine herausgehoben und befand sich bald in einem düstern und kahlen Atelier. Der Sänger, der halb tot war, saß auf einem Stuhl und wagte nicht, auf die Statue einer Frau zu sehen, in der er seine Züge erkannt hatte. Er brachte kein Wort heraus, aber seine Zähne klapperten; er fror vor Angst. Sarrasine ging mit großen Schritten auf und ab. Mit einem Male blieb er vor Zambinella stehen.

„Sprich die Wahrheit!“ sagte er mit dumpfer, heiserer Stimme; „du bist ein Weib? Der Kardinal Cicognara ...“

Zambinella fiel auf die Knie und antwortete nicht; er ließ nur den Kopf tief auf die Brust sinken.

„Ah, du bist ein Weib!“ rief der Künstler außer sich; „denn selbst ein ...“

Er sprach nicht weiter.

„Nein,“ fing er dann wieder an, „auch so einer würde sich nicht so tief erniedrigen.“ „Ach, töten Sie mich nicht!“ rief Zambinella unter Tränen; „ich habe nur meinen Kollegen zuliebe eingewilligt, Sie zu täuschen. Sie wollten etwas zu lachen haben.“ „Zu lachen!“ schrie der Bildhauer mit furchtbarer Stimme. „Lachen! lachen! Du haast es gewagt, mit der Leidenschaft eines Mannes zu spielen?“

Du?' ,Oh, Gnade!' flehte Zambinella. ,Ich müßte dich umbringen!' rief Sarrasine und zog heftig seinen Degen heraus; ,aber', fuhr er dann mit kalter Geringschätzung fort, ,wenn ich mit dieser Klinge in deinem Wesen bohre, finde ich da eine Empfindung, die ich austilgen, eine Rache, die ich befriedigen könnte? Du bist nichts. Einen Mann oder ein Weib würde ich umbringen! Aber ...'

Sarrasine machte eine Gebärde des Abscheus, bei der er den Kopf zur Seite wandte. Er erblickte die Statue.

,Und das ist ein Trugbild!' rief er.

Er wandte sich wieder Zambinella zu.

,Ein Frauenherz war für mich eine Zuflucht, eine Heimat. Hast du Schwestern, die dir ähnlich sind? Nein. Also stirb! ... Aber nein, du sollst leben. Wenn man dich am Leben läßt, bewahrt man dich nicht für etwas Schlimmeres auf als den Tod? Ich klage nicht um mein Blut und nicht um mein Dasein, nur um meine Zukunft und mein Herzensglück. Deine schwache Hand hat mein Glück zertrümmert. Was für eine Hoffnung könnte ich dir rauben für alle die, die du geknickt hast? Du hast mich bis zu dir erniedrigt. Lieben, geliebt werden! Das sind künftig leere Worte ohne Sinn für mich, wie sie es für dich sind. Immerzu werde ich an dieses Weib denken, das es nicht gibt, wenn ich ein wirkliches sehe.'

Er wies mit verzweifelter Gebärde auf die Statue.

,Immer werde ich eine himmlische Harpye im Sinne tragen, die ihre Krallen in all meine männlichen Gefühle schlagen und alle andern Frauen mit dem Male der Unvollkommenheit zeichnen wird. Ungeheuer! Du Geschöpf, das nichts Lebendiges zur Welt bringen kann, du hast für mich alle Frauen der Erde getötet.'

Sarrasine setzte sich dem geängsteten Sänger gegenüber. Zwei dicke Tränen kamen aus seinen heißen Augen, rollten seine männlichen Wangen hinab und fielen zu

beden: zwei Tränen der Wut, zwei bittere, brennende Tränen.

„Keine Liebe mehr! Ich bin jeder Freude, jeder menschlichen Regung gestorben.“

Bei diesen Worten ergriff er einen Hammer und schleuderte ihn mit so wilder Gewalt gegen die Statue, daß er sie verfehlte. Er glaubte, das Denkmal seines Wahnsinns zerstört zu haben, und griff wieder nach dem Degen, schwang ihn und wollte den Sänger töten. Zambinella stieß durchdringende Schreie aus. Da stürzten drei Männer herein, und plötzlich sank der Bildhauer, von drei Dolchstichen durchbohrt, zu Boden.

„Vom Kardinal Cicognara,“ sagte der eine Bravo. „Ein frommer Dienst, der einen Christen ehrt,“ antwortete der Franzose und starb.

Die düstern Boten machten Zambinella Mitteilung von der Unruhe seines Schutzherrn, der am Tor in einem geschlossenen Wagen auf ihn wartete, um ihn, sowie er befreit wäre, mit sich fortführen zu können.“

„Aber“, fragte mich Frau von Rochefide, „was für eine Beziehung besteht zwischen dieser Geschichte und dem alten Männchen, das wir bei den Lauty gesehen haben?“ „Meine Gnädigste, der Kardinal Cicognara setzte sich in den Besitz der Statue Zambinellas und ließ sie in Marmor ausführen; sie ist gegenwärtig im Museum Albani. Dort fand sie 1791 die Familie Lauty wieder und bat Vien, sie zu kopieren. Das Porträt, das Ihnen Zambinella im Alter von zwanzig Jahren gezeigt hat, nachdem Sie ihn einen Augenblick vorher als Hundertjährigen gesehen hatten, hat später als Vorlage für Girodets ‚Endymion‘ gedient; Sie haben sehen können, daß der ‚Adonis‘ der nämliche Typus ist.“ „Aber dieser oder die Zambinella?“ „Dürfte kein anderer sein als Marianinas Großonkel. Sie werden jetzt verstehen, was Frau von Lauty

für ein Interesse daran haben muß, den Ursprung eines Vermögens zu verbergen, das von ...“ „Genug!“ unterbrach sie mit gebietender Gebärde.

Wir blieben eine Weile in tiefstem Schweigen.

„Nun?“ fragte ich schließlich. „Oh!“ rief sie aus. Sie stand auf und ging mit großen Schritten im Gemach auf und ab. Dann sah sie mich an und sprach mit einer Stimme, die einen veränderten Klang hatte: „Sie haben mir für lange Zeit das Leben und die Liebe zum Ekel gemacht. Kommen nicht alle menschlichen Gefühle, fast ohne Unterschied, zum selben Ende: zu grauenvollen Enttäuschungen? Sind wir Mütter, so ermorden uns die Kinder durch ihr schlimmes Leben oder durch ihre Kälte. Sind wir Gattinnen, so werden wir verraten. Sind wir liebende Frauen, so werden wir verlassen, verstoßen. Freundschaft! Gibt es Freundschaft? Morgen ginge ich ins Kloster, wenn ich nicht die Kraft hätte, mitten in den Stürmen des Lebens unzugänglich wie ein Fels zu bleiben. Ist die Zukunft der Christen ebenfalls nur ein Trug, so wird er wenigstens erst nach dem Tode zerstört. Lassen Sie mich allein!“ „Ah!“ rief ich aus, „Sie verstehen sich aufs Strafen!“ „Habe ich unrecht?“ „Ja,“ antwortete ich und nahm meinen ganzen Mut zusammen; „jetzt, da diese Geschichte, die in Italien bekannt genug ist, zu Ende erzählt ist, kann ich Ihnen einen hohen Begriff von den Fortschritten der modernen Zivilisation geben: man macht in Italien diese unseligen Geschöpfe nicht mehr.“ „Paris“, erwiderte sie, „ist ein sehr gastlicher Ort! Es nimmt alles auf, die schändlichen Vermögen so gut wie die blutigen. Verbrechen und Schande haben hier Asylrecht; nur die Tugend hat keine Altäre. Aber die reinen Seelen haben eine Freistatt im Himmel. Niemand wird mich erkannt haben! Das soll mein Stolz sein.“

Die Marquise blieb in tiefem Sinnen.

INHALT DES ELFTEN BANDES

DAS CHAGRINLEDER (1830—1831)

I. DER TALISMAN	1— 84
II. DIE FRAU OHNE HERZ	84—214
III. DER TODESKAMPF	215—326
EPILOG	326—328

DAS UNBEKANNTE MEISTERWERK (1832)

I. GILLETTE	329—353
II. KATHARINA LESCAULT	353—363
SARRASINE (November 1830)	365—412

„DAS CHAGRINLEDER“ UND „SARRASINE“ WURDEN VON HEDWIG LACHMANN, „DAS UNBEKANNTE MEISTERWERK“ VON FELIX PAUL GREVE ÜBERTRAGEN. — DER DRUCK ERFOLGTE IN DER SPAMERSCHEN BUCHDRUCKEREI ZU LEIPZIG.

